Unterhaltungen

8° H. mat.

511 g (5 a

211

BIBLIOTECA
REIAL
MONACENSIS

# Unterhaltungen aus der Naturgeschichte.

## der Vögel zweyter Theil.

Augsburg,
in der M. Engelbrechtischen Kunsthandlung. 1795.

# An unsre verehrtesten Leser.

Das Publikum hat unsre wochentlichen Unterhaltungen aus der Naturgeschichte der Säugethiere bisher mit solcher Güte aufgenommen, und uns mit so viel Nachsicht und Schonung behandelt, daß wir öffentlich dafür danken müssen. Mit einem uns ermunternden Eifer drängten sich Personen aus allen Ständen, Geschlechtern und Gegenden hinzu, und nahmen an dieser Sache Antheil. Freilich wurde uns, bey einem so unerwarteten Zuwachs unsrer Abnehmer, für die wochentliche Spedition, für die Reinheit der Abdrücke, für die Entdeckung der hiezu tauglichen Maler und für den ununterbrochnen Gang der Korrespondenz nicht wenig bange. Jeder, der den Umfang eines solchen Geschäftes kennt, wird dieses leicht einsehen. Und doch blieben wir nie zurück, durften die wochentliche Ausgabe und Versendung nie aufschieben, und befriedigten immer unsre Herren Subscribenten. Allein — wie haben wir sie befriedigt — wie ist uns die Ausführung gelungen? — Wir bescheiden uns gerne, daß wir hierüber keine Stimme haben. Doch wird es uns erlaubt seyn, mit aller Achtung vor unsern Lesern, einiges

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

niges zu erinnern. Wir läugnen gar nicht, daß hie und da etwas besser seyn könnte, daß hier ein Thier zu helle, dort eines zu dunkel, und an jenem die Mischung der Farben unrichtig sey. Wir fühlen, wie viel es gewagt heiße, wochentlich ein solches Buch auszugeben, in dem jeder Fehler Schritt vor Schritt untersucht werden kann, und dem weder ein günstiger Eindruck des Ganzen, und das Tröstliche ubi plura nitent &c., noch die gefälligere Gestalt, die des Buchbinders Hammer und Presse geben kann, bey der Blattweisen Ausgabe, zu statten kommt. Auch sehen wir ganz wohl ein, daß die, welche mit wochentlichen 4 Kreuzern einen Büffon oder Schreber zu erlangen glaubten, sich in ihren Hoffnungen gar sehr getäuscht finden mußten. Allein, ist es denn unsre Schuld, wenn sie mehr erwarteten, als wir nach unserm Plane, und dem einmal festgesetzten Preise, zu leisten vermochten? ists unsre Schuld, wenn unsre Maler die vortrefflichsten Originale, die wir ihnen gaben, verließen, und ihrer Phantasie folgten? Und war es möglich, die widersprechenden Wünsche Vieler zu vereinigen, da wir dem Einen weitläuftiger, dem Andern kürzer gehen sollten?

Unsere Absicht war, wie wir in der Ankündigung dieses Wochenblattes bekannt machten, weder eine voll-

vollständige Naturgeschichte der Säugethiere, noch ein Bilderbuch zu liefern. Zu jener fühlen wir unsere Kräfte zu schwach und das Feld für unsern Plan zu ungeheuer, und dieses käme nach dem vortrefflichen Bertuchischen zu spät. Wir wollten nur den Freunden einer vernünftigen Unterhaltung (und wir müßen dankbar rühmen, daß wir ihrer Viele fanden) und vorzüglich der Jugend, ein Wochenblatt mit Kupfern in die Hand geben, das einigermaßen dem Mangel kostbarer Werke abhülfe, und ihnen das Nützlichste und Lehrreichste aus denselben bekannt machte; wir wollten den Geschmack, durch unsre schwachen Versuche, allmälich zu einer edlern Lektüre und zu der Beschäftigung mit der Natur, die für Geist und Herz so treffliche Nahrung enthält, hinleiten; wir wollten, durch diese Blicke in das unermeßliche Reich der Natur, hie und da einen reizen, sich nach größern und bessern Werken dieser Art umzusehen, und sie, statt so mancher Zeit- und Geisttödtender Bücher, in die Hand zu nehmen; wir wollten endlich auch dem Nichtbegüterten die Anschaffung erleichtern, und der durch den weisen Schulunterricht erregten Begierde nach Naturwissenschaften, auf eine den Eltern unbeschwerliche Art, Nahrung geben. Offenbar wäre die Sprache und Ordnung des Systems

hiezu unschicklich gewesen. Nicht zu gedenken, wie sehr die wochentliche Ausgabe erschwert worden wäre, wenn wir uns nicht der Freyheit bedient hätten, wichtige mit unwichtigern Thieren, ohne Rücksicht auf ein System, so abwechseln zu lassen, daß wir den Platz, den uns die Letztern ließen, für die Erstern gewännen. Besser schien es uns, nur hie und da das System, dem wir folgten, durchschimmern zu lassen, und erst am Ende des Werkchens das Zerstreute in einer systematischen Uebersicht zu sammeln. Wir wählten hiezu das Blumenbachische System, das unläugbar am faßlichsten ist, und die Unbequemlichkeiten anderer Systeme glücklich vermeidet. Mit dem Schlusse des zweyten Theiles soll dann auch ein Register, das von jedem Thiere seine **Ordnung**, die Zahl des Kupferblattes und die Seite des Textes angibt, ausgegeben werden. Unmöglich war es uns, diese Unterhaltungen pünktlich auf ein Jahr einzuschränken. Indessen hoffen wir die Geduld unsrer Abnehmer nicht zu mißbrauchen, wenn wir jeden der zwey Theile auf ungefähr 30 Lieferungen einschränken. Ist der zweyte geendiget, so hört die Subscriptions-Verbindlichkeit auf, und dann können wir uns erst über die gütigen Anfragen näher erklären, ob wir nicht auch die Fische,

Amphibien, Vögel ꝛc. auf eine ähnliche Weise bearbeiten werden.

Unser Wunsch war kein anderer, als etwas Annehmes und Nützliches zu liefern. Wir machen auf keinen Ruhm, auf kein Verdienst bey diesen Versuchen Anspruch, als in dem Kreise, den wir uns wählten, und der sich, wider unsere Vermuthung, so sehr erweitert hat, nützlich gewesen zu seyn.

Augsburg,
1792. den 2. Aug.

Martin Engelbrechtische
Kunsthandlung.

# Einleitung.

## Von dem Thierreiche überhaupt und den Säugethieren insbesondere.

Es muß jedem vernünftigen Menschen sehr viel daran liegen, jenes unübersehbare Reich der Thiere, das ihm der Schöpfer unterworfen hat, näher zu kennen, und sich von dem, was sie miteinander gemein haben. und was sie unterscheidet, was für Vortheile und was für Nachtheile sie ihm bringen, aus den Schriften scharfsinniger Beobachter, belehren zu lassen. Denn welchen großen Antheil an dem Glück und Wohlstande des Menschen haben nicht die Thiere! Wie viele tausend Bedürfniße müßte er nicht ohne sie unbefriedigt lassen! Wie viele Bequemlichkeiten verdankt er ihnen nicht! In wie manchen Rücksichten sind sie nicht seine Wohlthäter, Freunde, sogar Lehrer! Ja, wie wohlthuend, aber auch wie furchtbar, kann ihm ein Thier nicht werden! Nur einige flüchtige Blicke auf die Wichtigkeit des Reiches, von dem ein Theil in diesen Unterhaltungen näher beschrieben ist, werden uns überzeugen, wie sehr dieses Studium verdiene, immer mehr bearbeitet und verbreitet zu werden. Denn was wäre der Mensch ohne seine Hausthiere! Tragen nicht sie zur

Blüthe und innern Stärke der Staaten, wie zum Glück der Familien, ungemein viel bey? Ist nicht das Wohl eines ehrwürdigen Theiles der Menschheit, des Landmannes, mit dem Wohlstande seiner Heerden innigst verbunden? Würden nicht ohne sie ungeheure Theile der Erde menschenleere Wüsteneyen seyn? Und haben nicht, fast bey allem, was wir thun und genießen, die Thiere, bald mehr, bald weniger Ansprüche auf unsern Dank? Holland und die Schweiz ziehen Tonnen aus der Milch ihrer Kühe. Fast alle Nationen macht sich Rußland für seine Pelzwaaren zinsbar. England und Spanien verdanken ihren Pferden und Schafen die unbeschreiblichsten Vortheile. In seinem Pferde und Kameele hat der Araber und Tartar was er sich nur wünschen kann, seinen Freund, Hausgenossen und Wohlthäter. Alles, was er bey der glücklichen Unkunde so vieler Bedürfnisse bedarf, findet der Lappe in seinem guten Rennthiere, der Aleute in seinem Wallfische. Fürchterlicher als Mißwachs wäre der Menschheit eine allgemeine Hornviehseuche, und das gänzliche Ausbleiben des Seehundes würde Tausend arme Julaner zu den elendesten Geschöpfen machen. Und scheint sich nicht wirklich fast das ganze Thierreich zu beeifern, dem Menschen nützlich zu seyn, sich ihm auf-

zuopfern? Für uns Menschen wendet der Hund seine List, Stärke und Geschwindigkeit auf; für uns stürzt sich das edle Pferd in Gefahr und Tod; zu unserm Vortheil führt das Thierreich unter sich einen ewigen Krieg; in unsre Netze jagt der Delphin und der Schwertfisch die Fische, die ihr Aufenthalt unsrer Gewalt entzogen zu haben schien; für uns steigt der Falke in die Lüfte und hohlt uns Beute, und das Frettchen in unterirdische Labyrinthe. Wie unendlich viel mag nicht der Mensch in seinem Kinderalter, von den durch Natur und Kunsttriebe schon reifen Thieren gelernt haben. Er sah die Thiere Bäume fällen, Korbähnliche Nester flechten, rudern, Dämme bauen u. d. m. und lernte von ihnen; Fische machten ihn so kühn, sich auf das Wasser zu wagen, und ihr Bau führte ihn auf das Meisterstück des menschlichen Verstandes, den Schiffbau. Kein Thier ist so klein, und keines so groß, daß wir nicht auf irgend eine Weise zu benützen verstünden, daß es nicht für uns arbeitete. Was uns ganz unnütz geblieben wäre, der Staub und der Saft der Pflanzen, das sammelt die fleißige Biene, um bald Altäre und Zimmer zu erleuchten, bald mit Honig uns zu beschenken. Die kleine Kochenille färbt die Zeuge mit kostbarem Roth; das Gallinsekt verschafft uns Dinte, und wenn der

lieb-

liebliche Gesang der Vögel unsre Gärten verschönert, so verdanken wirs den Insekten, die sie hingelockt haben. — Freylich sind nicht alle Thiere, wenigstens dem ersten Anblick nach, wohlthätig. Auch furchtbar und verheerend können sie werden, und nicht selten glaubte der Mensch in ihnen eine Zuchtruthe der Vorsehung zu entdecken, da sie doch durch traurige Zulassungen schlummernde Fähigkeiten entwickelte, und Erfindungen bewirkte, die allen folgenden Generationen seegenvoll waren, indeß der Schaden nur einen kleinen Theil der Menschheit betroffen hatte. Wahr ist es: das Nilpferd verwüstet die schönsten Felder. Mit Blutbegier fällt der Tieger und die Hyäne Menschen und Thiere an: diebisch füllt der Hamster seine Vorrathskammer, schleicht der Fuchs unserm Federvieh nach, entwendet der Sperling unsre Kirschen. Ein kleiner gepanzerter Wurm erfüllte ganz Holland mit Furcht und Entsetzen, da sein die Ufer und Deiche benagender Zahn den Staat, fürchterlicher als spanische Heere, mit einer gänzlichen Auflösung bedrohte. Die schönsten Schränke zernagt der Holzwurm; an den ehrwürdigsten Bücherschätzen und den kostbarsten Kleidern vergreift sich die Made; und die furchtbare Entdeckung hat sich erst neuerdings bestätiget, daß ein Insekt, welches von einem an-

einer Seuche gefallnen Thiere sich nährte, durch seinen Stich gesunden Menschen die Pest inokulirt hat. Diese Erfahrungen geben freilich zu dem lieblichen Gemälde von dem Nutzen der Thiere einigen Schatten. Wenn wir aber bedenken, wie sehr der Mensch durch seinen Verstand diese Uebel vermindern könne; wie die Raubthiere, über die wir klagen, auch viele unsrer Feinde ausrotten, und zur großen Haushaltung der Natur unentbehrlich seyen; und wie selbst jenes fürchterliche Insekt die Nothwendigkeit einer guten Landespolizey lehre: so erscheint der Schade nicht so groß, als wir ihn oft machen, und der Nutze, den sie stiften, behält immer ein großes Uebergewicht. Und gehen wir nicht gar zu weit, wenn wir die ganze Natur so sehr als unser ausschließliches Eigenthum ansehen, daß wir wegen jeder Kirsche und jedem Körnchen den Sperling und den Hamster als unverschämte Diebe verschreyen. Zwar gibt uns Fleis und Mühe ein Eigenthumsrecht an unsre Kornfelder und Kirschen; allein, wenn der Hamster tausend Mäuse und Würmer, und der Sperling Millionen Blattläuse und Insekten verzehren, und für ihre Mühe mitunter etwas Kirschen und Körner sich zueignen, verdienen sie nicht die kleine Besoldung für die großen Dienste, die sie uns leisten? Wir wollten hier nur Winke geben,

ben, die uns das Studium der Thiergeschichte interessant machen sollen.

Der unterscheidende Karakter des Thierreichs vom Pflanzenreiche liegt vorzüglich in dem Vermögen, sich willkürlich zu bewegen, und in der Art der Nahrung und des Wachsthumes des Erstern. So mannigfaltig auch die Thierarten sind, so haben doch alle eine verhältnißmäßige Oeffnung, den Mund, miteinander gemein, durch den sie ihre Nahrung zu sich nehmen. Hunger und Durst laden sie ein, diese peinigenden Gefühle, in den verschiednen Reichen der Natur, zu stillen: Gefühle, die bey den Einen stärker, bey Andern schwächer sind, bey Einigen, wie bey den Insekten und denen, die im Winter schlafen, in gewissen Perioden ihres Lebens, ganz schweigen, dann aber mit doppelter Heftigkeit erwachen. Durch die wundervollesten Anstalten und die Wirksamkeit mancher Werkzeuge, gehen, bey den vollkommnen Thieren, die Speisen in einen milchartigen Nahrungssaft über, der sich erst mit dem Blute vermischt, und von da in die übrigen Bestandtheile des Körpers abgesetzt wird. Das wahre Blut der Thiere ist immer roth, allein der Grad der Wärme desselben ist sehr verschieden, daher die Einen kalt- die

Andern

Andern **warmblütige** genannt werden. Bey jenen ist er immer dem Medium gleich, in dem sie sich befinden; bey diesen zeigt der Wärmegrad an 100 Gr. Fahrenheit. (*) Bey Insekten und Gewürmen aber vertritt ein weißer Saft die Stelle des Blutes. Außer diesem zeichnet die **willkürliche Bewegung** die Thiere von den Pflanzen aus. Sie wird durch **Muskeln**, die der **Wille**, vermittelst der **Nerven**, beherrscht und lenkt, hervorgebracht. Durch sie bewegen sie sich auf verschiedne Art von der Stelle; sie kriechen, gehen, hüpfen, springen, fliegen, schwimmen. Die kleinsten Thiere haben sie oft in weit beträchtlicherer Anzahl als die großen. Der Mensch hat ihrer kaum fünftehalbhundert, da die Weidenraupe mehr als viertausend hat. Nur hieraus läßt sich die ungeheure Stärke ganz kleiner Thiere und Insekten erklären. Ein Floh wird, an ein Kettchen

ge=

---

(*) An diesem Thermometer, das von einem Danziger Künstler, Daniel Gabriel Fahrenheit, den Namen führt, ist der Raum vom Eispunkte bis zum Punkte des siedenden Wassers, in 212 Grade eingetheilt. Hieraus kann auch der, der ein Reaumürsches Thermometer besitzt, den angegebnen Wärmegrad des Blutes nach demselben beurtheilen.

gelegt, (*) eine Last ziehen, die achtzigmal so schwer als er selbst ist, und ein Hirschkäfer, nach Verhältniß seiner Größe, ungleich mehr leisten, als der stärkste Büffel. Aus dem Gehirn und dem Rückenmark entspringen die Nerven, und es ist höchst merkwürdig, daß bey Thieren von größerer Geisteskraft, das Gehirn groß und die Nerven dünn, bey Thieren von geringerer Geisteskraft aber, das Gehirn klein und die Nerven dick sind. Sie, die Nerven, sind es, die der Seele die Nachricht von den Eindrücken, die die Sinne empfangen haben, mittheilen. Es ist aber keine Folge, daß, wo die äußerlichen Sinnenwerkzeuge fehlen, auch der Sinn selbst mangle. Denn wir bemerken an Polypen und Schmeißfliegen den Sinn des Gesichtes und des Geruchs, ohne an jenen Augen, an diesen Nasen zu entdecken. Höchst wohlthätig hat die Natur den Schlaf verordnet, in dem die Muskeln und Nerven sich von ihrer Anstrengung erhohlen können. Die meisten grasfressenden Thiere, so wie auch der Ordnung liebende Mensch, schlafen bey Nacht; Raubthiere, Fische, Insekten hinge-

gen,

(*) Die Kunst, Flöhe an goldne Kettchen zu legen, die dela Porte in seinem Voyageur François bey Augsburg so merkwürdig fand, ist in dieser Stadt auch jetzt noch nicht ausgestorben.

gen, widmen den Tag der Ruhe, die Nacht ihrer Nahrung. Nicht nach der Größe des Thieres und dem Maaß der Anstrengung richtet sich das Bedürfniß der Dauer des Schlafs. Mit wenigen Stunden ist das arbeitsamste Pferd zufrieden; viele fordert der Dachs. In 6 bis 7 Stunden sammelt der gesunde Mensch hinlängliche Kräfte zu einem neuen Tagewerke; und 18 Stunden kann der geschäftlose Hund unter dem Ofen schnarchen. Eine eigne weise Einrichtung des Urhebers der Natur ist der **Winterschlaf** mancher Thiere. Hamster, Murmelthiere, Ameisen u. a. bringen nämlich den Winter in einer todtenähnlichen Erstarrung zu, so daß sie zum theil ganz gefroren sind, und der beträchtliche Aufwand, den ihre Nahrung fordern würde, ganz erspart wird. Mit dem Eintritt des Winters beschließt die fleißige Biene ihre nützliche Geschäftigkeit. Starr und ohne Bewegung erwartet sie die Rückkehr der mildern Tage, um ihren Beruf wieder anzufangen. Die belebenden Strahlen der Frühlingssonne rufen eine halbe Welt ins Leben zurück. Alles ist nun Thätigkeit und Bewegung, und freudig kommt der Zugvogel wieder an die gewohnten Oerter, aus denen ihn der einbrechende, rauhe Winter gehen hieß. Wie väterlich hat nicht hiedurch der Schöpfer für Millionen seiner Geschöpfe in

der

der nahrungslosesten Jahrszeit gesorgt! Wie weise sie vor einem, ohne diese Anstalt, unvermeidlichen, Tode beschützt! Doch dieß ist noch nicht Alles; er verwahrlosete keines, wußte jedes zu sichern! Hier beschützte er die Einen mit Schilden, Schaalen, Schuppen u. d. dort Andere durch Hörner, Zähne und Klauen. Dem Einen gab er Stärke und Kraft, dem Andern Geschwindigkeit und List. Dieses wußte er durch seinen Bau, wie z. B. die Polypen, fast unzerstörbar zu machen; jenes rettet sein widerlicher Geruch oder sein Gift vor den Nachstellungen seiner Feinde. Ihm gefiel es, dem Klima und der Nahrung den wunderbarsten Einfluß zu verstatten. Jede Gegend hat ihre eigenen Arten, bringt die sonderbarsten Abänderungen hervor. Hier war die Natur verschwenderisch, dort karg; hier gibt sie dem Thiere vier Hörner, dort keine; hier Haare, dort Wolle; hier Gift, dort Heilkräfte: und der Schöpfer überließ es dem Scharfsinne und dem Unternehmungsgeist des Menschen, Thiere aus ihrem Vaterlande zu verpflanzen, nützliche Veränderungen in diesem Reiche vorzunehmen, und gleichsam neue Gattungen zu schaffen. Doch der Vater der Natur that noch mehr für die Erhaltung und das Fortkommen der Thiere. Er gab ihnen **Instinkte, Natur- und Kunsttriebe**, ver-

möge deren sie einen innern Drang fühlen, gerade das, was zu ihrer und ihres Geschlechtes Erhaltung am dienlichsten ist, zu thun und zu wählen. Nicht Werk der Ueberlegung oder des Unterrichts älterer Thiere, nicht Erfahrung, sondern ein angeborner, vernunftloser, unwillkürlicher Drang ist es, daß wir die Thiere oft Anstalten für ihr Wohl treffen sehen, die der Mensch, mit allem seinem Scharfsinne, nicht besser wählen könnte. Die Biene errichtet einen gesellschaftlichen Staat, weil sie, ohne die vereinte Thätigkeit mehrerer, nichts Nützliches leisten könnte; der Hamster sammelt sich einen Vorrath, und der Zugvogel eilt in wärmere Gegenden, um nicht das Opfer einer rauhen Jahrszeit zu werden; der Hase sucht ein Lager zwischen Erdschollen von ähnlicher Farbe, damit sein Feind, der Jäger, ihn weniger bemerke; der Biber beobachtet sorgfältig, von welcher Seite der Wind komme, damit die Gewalt desselben ihm das Fällen eines Baums erleichtere; der Hamster zerbricht dem Vogel, den er erbeutet, erst, ehe er ihn zerreißt, die Flügel, und benimmt ihm so die Mittel zur Flucht; die Meise hackt ihrem Raub vor Allem die Augen aus; der Specht klopft mit dem Schnabel an die Baumäste, um die Würmer hervorzujagen; die Schmeißfliege legt ihre Eyer auf Aas, damit ihre

Jungen,

Jungen, gleich beym ersten Eintritt in die Welt, Nahrung finden; und andere Insekten vertrauen ihre Eyer der jungen Baumblüthe, damit das erwachende Junge, wenn seine Mutter nicht mehr ist, in seiner Wiege schon, um sein Futter nicht verlegen sey. Wer erstaunt nicht über diese Anstalten der Thiere, und ist geneigt auf Daseyn einer nach Absichten handelnden Vernunft zu schließen? Denn wie mancher Mensch handelt, bey all seiner Vernunft, oft weit zweckloser und thörichter? Und doch ist dieses alles nur maschinenmäßig, ist durchaus nicht das Werk einer vernünftigen Ueberlegung in den Seelen der Thiere. Ein innerer Drang befiehlt ihnen so zu handeln, ohne daß sie wissen, warum. Der Hamster zerbricht auch dem todten Vogel, der nicht mehr fliehen kann, die Flügel; die Meise hackt dem todten Insekt, so gut wie dem noch lebenden, die Augen aus; der Hase wählt sein Lager, selbst da, wo keine Gefahr für ihn ist, als ob sie wirklich wäre; die Schmeißfliege läßt sich durch den aashaften Geruch einiger Pflanzen verführen, ihre Eyer darauf zu legen, und bereitet so ihren Jungen ein frühes Grab; der im Zimmer hangende Vogel wird unruhig, wenn seine Brüder in wärmere Regionen eilen, obgleich kein Bedürfniß ihn im warmen Zimmer darnach sich sehnen heißt; und so gerne der Affe sich

wärmt, und zu dem Feuer, das Reisende verlassen, hineilt, so war doch noch keiner so klug, Holz, zur Unterhaltung desselben, hinzuzulegen. Würden wohl diese Thiere so handeln, wenn sie Vernunft hätten, wenn ihr Instinkt etwas höheres als vernunftloser Drang wäre? Eben daher ist auch alles, was Thiere vermögen, ewig einförmig. Von stufenweisem Emporsteigen zu größerer Vollkommenheit wissen sie nichts. Der Biber baut, die Schwalbe wölbt ihr Nest, gerade so wie ihre Voreltern vor 4000 Jahren. Da wird kein neuer Handgriff erfunden, keine Erfahrung benützt, keine Abkürzung der Arbeit ausgedacht. Der erste Versuch des jungen Thiers ist schon vollendetes Meisterstück, und die letzte Arbeit des erfahrnen Alten seiner Ersten gleich. Höchstweise gab übrigens der Schöpfer den Thieren diese wundervollen Fertigkeiten, da Er ihnen die Vernunft zu versagen für gut fand; versagte aber dem Menschen den Instinkt fast ganz, weil Er ihm etwas Edleres, die Vernunft, gab. Alles, was die Thiere sind, sind sie durch ihren Instinkt, so wie sie geboren werden: alles, was der Mensch ist, wird er erst durch Erziehung, Unterricht, Beyspiel, Kultur: ohne sie, bleibt er tief unter dem Thiere. Nur die Vernunft macht dem Menschen die ganze Erde bewohnbar, und unterthan. Sie ist's,

die

die ihm weder die Wuth des Löwen, noch den Grimm des Tiegers furchtbar macht. Sie, die die List des Fuchses überlistet, und die Geschwindigkeit des Hirsches einhohlt; sie, die von der Eiche bis zum Pilze, von der Ananas bis zur Kartoffel, vom Elephanten bis zur Maus, vom Sandkorn bis zum Diamant alles benützen lehrte. Sie, die ihn so kühn machte, seine schwellenden Seegel dem Winde zu überlassen, um entfernte Länder und ihre Produkte aufzusuchen, und selbst tief in die Eingeweide der Erde hinabzusteigen, und nur mit reicher Ausbeute zurückzukehren. Es wird demnach wohl keine Frage seyn, ob nicht der Mensch durch das Geschenk der Vernunft, für den Mangel des Instinkts, von der Vorsehung reichlich entschädigt sey. Aber eben diese Wahrnehmung der wundervollen Kunst- und Naturtriebe, leitete auf eine Menge Fabeln. Keine Kunst, keine Tugend, kein Beweis von Witz und Scharfsinn ist fast, den man nicht auch an Thieren bemerkt haben wollte. So wenig wir auch läugnen, daß manche Thiere höchstauffallende Proben wunderwürdiger Fertigkeiten gegeben haben; so können wir doch den Erzählungen, wo man wirklich Nachdenken und Ueberlegung der Thiere voraussetzen muß, wenn man sie erklären will, unmöglich so ganz uneingeschränkten

Glauben beymessen, und der Hund, von dem uns Plutarch erzählt, er habe in ein Oehlgefäß, dessen enger Hals ihm vom Oehle zu kosten unmöglich machte, so lange Steine geworfen, bis dasselbe heraufgestiegen sey, ist uns eben so verdächtig, als Guyons Elephant, der den Leichnam einer Frau, die ihr Gatte gemordet, und in seinem Stalle vergraben hatte, deswegen hervorgescharrt haben soll, um die Mordthat ans Licht zu bringen. Ueberhaupt sind naturhistorische Wunder am häufigsten in ältern Zeiten geschehen: mit dem Fortschritt der Zeiten, oder vielmehr der Einsichten und des Prüfungsgeistes, verminderten sie sich immer mehr, und erst jetzt haben wir Hoffnung, daß allmählich die Naturgeschichte von Tausend Fabeln gereinigt werde. Wir läugnen zwar deswegen so manche höchst rührende Beweise von Treue und Ergebenheit der Thiere gegen den Menschen nicht im Geringsten. Mit Recht erstaunen wir über den treuen Hund, der, als Führer eines Blinden an einem Stadtgraben, lieber einen beschwerlichen, aber breitern, Weeg wählte, als daß er den ebnen Fußsteig hart am Graben hin, gieng, der dem, der sich seiner Führung anvertraut hatte, sehr leicht gefährlich hätte werden können; und mit wahrer Rührung denken wir an jenen guten Hund aus dem

Bern-

Bernards Spital, an der Gränze Savoyens, der den ganzen Tag über in der Gegend herum die im Schnee versunknen Unglücklichen aufsuchte, sie dann bellend im Kloster meldete, und den zu Hilfe Eilenden zum Wegweiser diente. (*) So sehr wir dieß bewundern, und so sehr wir einer gütigen und menschlichen Behandlung der Thiere das Wort reden, (wenn wir auch gleich nicht alle im Stande sind, treudienenden Hausthieren, wie der Menschen- und Thierfreund Howard, eine Wiese zu vermachen) so können wir doch unmöglich, sie, nach den Erzählungen vieler, als halbe Menschen ansehen, und alle die Fabeln annehmen, die man zu ihren Gunsten erfunden hat. Doch man blieb auch hiebey nicht stehen! Man dichtete den Thieren Antipathien an, von denen sie nichts wußten, und medizinische Erfahrungen, die sie nicht hatten. So soll der Löwe den Hahn, und der Elephant die Maus fürchten: der Affe vor der Schildkröte fliehen, das Pferd die Kameele hassen, und der Esel gar in Ohnmacht fallen, wenn er Obst tragen soll. Eben solche Lächerlichkeiten wußte man von der sorgfältigen Auswahl der Thiere, in Absicht ihrer



(*) Dieses gute Thier, das manchen Menschen rettete, starb durch Menschenhände!

Nahrungs- und Heilmittel zu erzählen. So soll die Maus die Majoranwurzel, das Huhn das Mauerkraut, und die Gans das Gliederkraut, als Universalmittel gegen alle ihre Wehe, gebrauchen; und man muß gestehen, daß wenn sie es thäten, diesen Thieren noch am Ersten der Glaube an die Möglichkeit eines Universalmittels zu verzeihen wäre. In kranken Tagen soll sich der Pardel mit Menschenkoth, das Schwein mit Epheu, und der Esel mit Hirschzungenkraut heilen: ja, man wußte sogar, daß die Otter ihr Gesicht mit Fenchel stärke, und die Schwalbe ihre Jungen mit dem Chelidonio sehend mache. Doch wer wollte alle die Thorheiten anführen, die zum Theil sehr ehrwürdige Männer aus dem Alterthume vorerzählt und leichtgläubige Neuere nacherzählt haben? Zwar beobachten Thiere eine genaue Auswahl in den Kräutern; aber sicher liegt nur die Beschaffenheit der Speise Werkzeuge, und eine weise Oekonomie der Natur, keineswegs aber medizinische Erfahrung zum Grunde.

Um nun bey der ungeheuren Menge der Thiere einige Ruhepunkte zu haben, wurde das ganze Thierreich in gewisse Klassen eingetheilt. Linné u. a. ordneten sie in folgende sechs Klassen:

I. Säu-

I. **Säugethiere**: sie haben rothes, warmes Blut, bringen lebendige Junge zur Welt, und lassen sie eine Zeitlang an ihren Brüsten saugen.

II. **Vögel**: sie haben rothes, warmes Blut, legen Eyer, säugen ihre Jungen nicht, und sind gefiedert.

III. **Amphibien**: sie haben rothes, kaltes Blut, und hohlen durch die Lunge Athem.

IV. **Fische**: sie haben rothes, kaltes Blut, hohlen aber nicht durch Lungen, sondern durch Kiefern Athem.

V. **Insekten**: Sie haben weißes, kaltes Blut und Fühlhörner am Kopfe.

VI. **Würmer**: sie haben weißes, kaltes Blut, und, statt der Fühlhörner, Fühlfaden.

In diese sechs Hauptklassen zerfällt das ganze Thierreich, wenn man die Beschaffenheit des Blutes, die Art der Fortpflanzung und des Athemhohlens zum Grunde der Eintheilung legt. Indessen bleiben Systeme immer willkürliche Gerüste, die man abbrechen und ändern kann. Die Natur geht ihren Gang ohne Methode.

Schon in dem Namen der **Säugethiere** liegt ihr von allen andern Thieren sie unterscheidender Ka-

rakter. Ihnen gab der Schöpfer **Brüste**, um die Jungen, die sie lebendig gebähren, zu nähren. So wie die Anzahl der Jungen sehr verschieden ist, so ist auch in der Zahl und Lage der Brüste eine große Mannigfaltigkeit. Sie sind bald an der Brust, bald am Bauche, bald zwischen den Hinterbeinen befindlich, und meistens, ihrer Zahl nach, noch einmal so viel, als das Thier gewöhnlich Junge zur Welt bringt. Mannigfaltig ist die Bekleidung der Säugethiere. Das Eine hat glatte, kurze, das Andere lange, gekräuselte Haare. Hier ist eins mit Borsten, dort ein andres mit Stacheln bedeckt. Bey manchen ist der Leib an einigen Stellen kahl, an andern haaricht; bey manchen Mähne und Bart von beträchtlicher Länge. Mit zunehmenden Jahren, oder mit der Veränderung der Jahreszeit, vertauschen viele ihr Kleid mit einem von andrer Farbe, und mehrerer oder mindrer Dichtigkeit. So wie die Vögel sich maufern, die Schlangen sich häuten, so haaren sich die meisten Säugethiere. Auch in Absicht des Aufenthalts, den der Schöpfer den Säugethieren anwies, entdecken wir die wundervolleste Mannigfaltigkeit. Auf diesen nahm er bey ihren Bewegungswerkzeugen die weiseste Rücksicht. Die Oberfläche der Erde, Felsen, Bäume, Höhlen, Wasser, alles ist von Säugethieren be-

bewohnt, Nur der Mensch hat zwo Hände und zween Füße; der Affe im Grunde vier Hände, die er auch als Füße gebraucht, die meisten Uebrigen aber 4 Füße und keine Hände. Die Füße sind bald mit Klauen, bald mit Hufen, bald mit Zehen versehen, und diese entweder ganz frey, oder mit einer Schwimhaut verbunden, oder in einen Klumpen verwachsen, daß sie Floßfedern nahe kommen, je nachdem ihnen ein Aufenthalt angewiesen ist. Alle Säugethiere, sehr wenige ausgenommen, haben Zähne, die nach der Verschiedenheit der Nahrung, auch verschieden gebildet sind, und in Schneide- Hunds- und Backenzähne eingetheilt werden. Eine zackichte, scharfe Krone haben die Backenzähne der Fleischfressenden; eine breite und eingefurchte die der Grasfressenden; und da der Mensch in allen Reichen der Natur seine Nahrung hohlt, so sind die Seinigen in der Mitte eingedrückt und an den Ecken abgerundet. Einige kauen wieder: eine wohlthätige Einrichtung für diejenigen Thiere, die ihr grobes Futter hastig zu sich nehmen, und dann erst in der Ruhe, dasselbe durcharbeiten und zu wahrer Nahrung umschaffen können. Hiezu ist ihnen der vierfache Magen unentbehrlich. Auch in den Hörnern beobachtete die Natur die größte Mannigfaltigkeit. Bey einigen Geschlechtern haben

bloß die Männchen, bey andern auch die Weibchen diesen Schmuck. Bey einigen sind sie hohl, bey andern dicht; bey einigen vorwärts, bey andern rückwärts gekrümmt; bey einigen glatt, bey andern zackicht; bey einigen sitzen sie fest auf einer Verlängerung des Stirnknochens, bey andern bloß in der Haut; einige werfen sie jährlich ab, andere nie. Fast alle Säugethiere haben eine **Stimme**, womit sie ihre verschiednen Empfindungen, Furcht, Verlangen, Abscheu, Zorn u. d. ausdrücken, und es ist sonderbar genug, daß unter den Thieren das männliche Geschlecht durchaus plauderhafter ist, als ihre Gehilfinnen sind. Da Luftröhre und Lunge die vorzüglichsten Werkzeuge sind, um einen Ton hervorzubringen: so muß denjenigen die Stimme mangeln, die keine Lungen haben. Zwar können Thiere auch ohne sie, wie z. B. die Grille, mit ihren Springfüßen, und der Fisch mit seinen Floßfedern, einen Ton hervorbringen, allein dieß ist keine eigentliche Stimme. Nur dem Menschen ward die Gabe der Sprache, und wenn auch der Papagey, der Rabe u. a. einige Wörter vorzubringen im Stande sind, so ist das nur ein Werk ihrer breiten, dicken Zunge: keineswegs aber mit jener dankwürdigen Anlage des Menschen zu verwechseln. Ein sehr nützliches Werkzeug ist für man-

che Säugethiere ihr Schwanz. Bald ist er bloße Bedeckung des Afters; bald dient er, um ihre Plagegeister, Fliegen und Bremsen, zu verscheuchen; bald vertritt er die Stelle eines Ruders, bald die einer Hand, bald ist er zum Klettern unentbehrlich. Zu verschiedenen Zwecken gab die Natur auch einigen **Beutel und Taschen.** Wenn z. B. der Pavian oder der Hamster u. a. in ihren Backentaschen ihren Proviant in ihre Magazine schleppen, so trägt hingegen die Beutelratte, in einem Sacke unten am Bauche, ihre saugenden Jungen. Eine Menge Thiere sind mit kleinen Behältern versehen, in denen sich eine klebrichte Feuchtigkeit sammelt, die bey einigen gut, bey andern sehr übel riecht. Zwar sehen wir nicht bey allen diesen Dingen die Absicht und Bestimmung derselben. Indessen kann durchaus nichts zwecklos seyn; und künftige Generationen werden da zuverläßig über die Weisheit und Güte des Schöpfers erstaunen, wo wir jetzt noch ganz ungewiß sind, warum Er dieß so und nicht anders schuf.

Ueber die **Brauchbarkeit** der Säugethiere dürfen wir hier nicht viel sagen. Wir haben sie theils schon in dieser Einleitung berührt; theils es uns zur Pflicht gemacht, bey der Beschreibung der Thiere

selbst

selbst, so viel es der Raum erlaubte, darauf hinzuweisen. So viel ist gewiß, daß sie uns nicht nur bey Weitem den größten Theil unsrer Bedürfnisse durch ihr Fleisch, Fett, Haut, Knochen, Sehnen u. d. gewähren, sondern auch durch ihre Dienste selbst den Nutzen des Pflanzenreiches um unendlich viel vergrößern und vervielfältigen.

Diese so mannigfaltigen und verschiedenen Säugethiere suchte man nun in ein künstliches System zu bringen: d. h. man theilte sie in verschiedene Haufen oder Ordnungen, in deren Jede man die Thiere setzte, die in Einem Stücke z. B. Hufen, Zehen, Klauen sich glichen, so verschieden sie auch sonst waren. Man vereinigte ähnliche **Gattungen** unter einem **Geschlechte**, verwandte **Geschlechter** unter einer **Ordnung**, und an einander gränzende **Ordnungen** unter einer **Klasse**. Aristoteles legte die Zehen und Klauen zum Grunde, und ihm sind viele gefolgt. Allein dieses System hatte die Unbequemlichkeit, daß manche Thiere, die die auffallendste Aehnlichkeit miteinander hatten, in verschiedene Ordnungen versetzt werden mußten, bloß darum, weil sie nicht gleich viele Zehen hatten. So wurde z. B. der Ameisenbär nur darum vom Faulthiere getrennt, weil bey aller übrigen Aehnlichkeit die Zahl der Zehen unterschieden ist; der Hase

kam

kam in Eine Ordnung mit den Löwen, weil beyde vielzehig sind; und die Panzerthiere mußten in zwo verschiedne Ordnungen, weil einige vier- andere fünfzehig sind. Andere ordneten die Thiere nach ihrer Decke, Lebensart, Aufenthalt, Waffen u. dgl. m. Linné sah bloß auf die Zähne. Ihre Anzahl, Stellung, Gestalt, Daseyn und Abwesenheit leiteten ihn in der Anordnung seines Systems. Allein nach diesem System müssen zuweilen Thiere von Einem Geschlechte in verschiedene Ordnungen verwiesen werden. Die Fledermäuse kommen wegen der Verschiedenheit des Gebisses in drey Ordnungen vor, und der Elephant und das Formosanische Teufelchen hingegen in Einer und eben derselben.

Einen neuen und eignen Weeg gieng Blumenbach. Er bekümmerte sich weder um Zehen, noch Klauen, noch Zähne allein: sondern um die ganze Natur des Thieres. Die äußerlichen Merkmale zusammengenommen, den ganzen Habitus des Thieres legte er zum Grunde seiner Eintheilungen, und so entstanden zwölf Ordnungen, die wir noch anführen, und hiemit diese Einleitung beschließen wollen.

## I. Ordnung.

### Inermis.

**Der Mensch mit zwo Händen.**

## II. Ordnung.

### Pitheci.

**Thiere mit vier Händen: Affen, Paviane, Meerkatzen und Makis.**

## III. Ordnung.

### Bradypoda.

**Thiere mit langen, hakenförmigen Krallen, deren ganzer Körperbau auf den ersten Blick Trägheit und Langsamkeit verräth: Faulthiere, Ameisenbären.**

## IV. Ordnung.

### Sclerodermata.

**Thiere mit sonderbaren Decken statt einer behaarten Haut, und zwar: a) mit Schuppen: die Formosanischen Teufelgen; b) mit Schilden: die Panzerthiere; c) mit Stacheln: Igel und Stachelschweine.**

## V. Ordnung.

## Chiroptera.

**Thiere, deren Vorderfüße Flügel bilden: die Fledermäuse.**

## VI. Ordnung.

## Glires.

**Mäuse, Maulwürfe, Hasen, Wiesel und andere verwandte kleinere, vielzehige Thiere.**

## VII. Ordnung.

## Ferae.

**Reissende Thiere, die Menschen und Thiere anfallen: die Bären- Hunde- und Katzengeschlechter.**

## VIII. Ordnung.

## Solidungula.

**Einhufige: Das Pferd, der Esel, das Zebra.**

## IX. Ordnung.

## Bisulca.

**Thiere mit gespaltnen Klauen: Kameele, Schafe ꝛc.**

## X. Ord-

## X. Ordnung.

### Belluae.

**Dünnbehaarte Ungeheuer mit plumpen Füßen: Tapir, Elephant, Nashorn, Nilpferd.**

## XI. Ordnung.

### Palmata.

**Die Amphibien unter den Säugethieren, die theils eine bloße Schwimmhaut zwischen den Zehen, (der Biber, die Fischotter), theils dicht in einander verwachsene Zehen (der Seelöwe, Seehund ꝛc.) haben. Nach ihrem Aufenthalt heißen jene lacustria, diese marina.**

## XII. Ordnung.

### Cetacea.

**Wallfische.** Nur den unschicklichen Namen haben sie mit den Fischen, alles Uebrige aber mit vollkommnen Säugethieren gemein. Denn sie athmen durch Lungen, gebähren lebendige Junge, und säugen sie.

# Tab. I.

## Der Pfau.

### Pavo Cristatus, *le Paon.*

Der Pfauenhahn. (1)

Die Pfauenhenne. (2)

Der Doppelsporn. (3)

Um mit der Ordnung von Vögeln, die wir jetzt zu beschreiben anfangen, näher bekannt zu werden, haben wir nicht nöthig, in menschenleeren, afrikanischen Wüsten, unter einem brennenden Himmel, in dicken Wäldern, an Seen und Savannen, oder auf Gebirgen und Klippen herumzuirren. Nein, nur in unsre Hühnerhöfe dürfen wir unsre Leser führen. Sie werden da Geschöpfe finden, die die Schönheit ihres Gefieders, ihr mannigfaltiger Nutzen, und ihre natürlichen Anlagen zur häuslichen Sklaverey dem Menschen so werth machten, daß er sie mit Vergnügen als Hausgenossen aufnahm.

Alle diejenigen Vögel, die in die Ordnung der hühnerartigen oder Hausvögel (Gallinæ)

gehören, haben einen erhabnen Schnabel, der von der Wurzel bis an die halben Nasenlöcher mit einer fleischigen Haut überzogen ist, und dessen obere Ränder über die untern hinausragen. Die Meisten haben drey, am ersten Gelenke verbundnen Vorderzehen und eine Hinterzehe, zu der noch bey einigen Männchen ein Sporn kommt. Ihre Flügel sind kurz, ihr Schwanz hat mehr als 12 Federn, und ihre Nahrung besteht in Körnern, die sie im Kropfe einweichen, so wie auch aus Insecten und Gewürmen. Gern wälzen sie sich im Sande. Ihre Nester sind kunstlos. Ein Männchen hat mehrere Weiber und eine zahlreiche Nachkommenschaft. Ihr beträchtlicher Nutze für uns, ihre wohlschmeckenden Eyer, ihr zum Theil vortreffliches Fleisch, ihre Federn, ihre Anhänglichkeit an den Menschen, haben sie eben so allgemein zu Hausthieren gemacht, als gewisse wiederkäuende Thiere unter den vierfüßigen.

Soll die Schönheit allein den Rang unter unserm Hausgeflügel bestimmen, so gebührt unläugbar dem **Pfauen** der Allererste, ja auch die andern Ordnungen würden schwerlich ein Geschöpf aufzuweisen haben, das ihm denselben streitig machen könnte. Unbeschreiblich prächtige Federn, ein ans

sehn-

sehnlicher schlanker Wuchs, eine edle Stellung, ein zuweilen stolzer Gang, und schöne Verhältnisse aller Theile, machen dieses Meisterstück der Natur zum vorzüglichsten Schmucke unserer Hühnerhöfe, in denen er auch den Herrn spielt. Vier Arten faßt diese Gattung in sich, die alle vorwärts liegende Kopffedern, einen ziemlich starken gewölbten Schnabel, weite Nasenlöcher, und lange Deckfedern am Schwanze mit prächtigen Flecken oder Augen haben. Der gemeine Pfauenhahn (1) hat an jedem Fuße einen starken Sporn, zwo andere Pfauenarten aber ihrer zween, und eine gar keinen. Auf dem Kopfe desselben prangt ein beweglicher Federbusch, der das Thier ziert, ohne es zu belästigen. Er besteht aus 24 nur an der Spitze bärtigen Federchen, von grünlichem Goldglanze. Das ganze Gefieder des Hahnes vereinigt in Absicht der Farben alles, was die Blumen Buntes, der Regenbogen Majestätisches, die Juwelen Funkelndes haben. Eine Farbe geht in die andere über, schmilzt mit ihr unmerklich zusammen, und macht ein harmonisches Gemälde, das keine Beschreibung erreichen kann. Wie aus einem Stücke Sapphier ist der Kopf, der Hals und die Brust geformt. Einen weißen und schwarzen Fle-

cken bemerkt man um die Augen, so wie einen gelben an den Flügelspitzen. Die Flügel und der Rücken sind von gemeinerer Farbe, bräunlich, grau, schwarzgefleckt; aber die 4 Fuß langen Deckfedern des Schwanzes, die der Vogel willkürlich wie ein Rad aufstellen kann, haben an ihrem Ende prachtvolle, bunte Sonnen, mit vielerley Kreisen, in denen sich der Strahl der Sonne tausendfältig spiegelt, und unbeschreiblich schöne Spielungen hervorbringt. Zur Zeit der Liebe ist der Hahn schöner, feuriger und lebhafter als sonst. Er scheint, um die Gunst der Henne zu gewinnen, sich im vollesten Glanze zu zeigen, und alle seine Schätze auszukramen. Jetzt ist in seinem Gange mehr Stolz, in seinen Bewegungen mehr Anstand; heller funkeln seine Farben, und sein sonst widerliches Gekreische ist jetzt ein sanftes Murmeln, das, wenn auch nicht uns, doch seiner Henne (2) ganz wohl gefallen mag. Diese ist zwar bey Weitem nicht so schön als der Hahn, und nicht nur kleiner, sondern auch von gemeiner bräunlicher und grauer Farbe, mit weißer Kehle; aber doch so verliebt, daß sie sich oft im Staube wälzt und dann Windeyer zur Welt bringt. Um Ostern ist gewöhnlich die Begattungszeit. Der Hahn nimmt

seine 6 Hennen auf sich, liebt sie leidenschaftlich und kämpft auch um ihren Besitz. Doch mag dieß wohl eher von denen gelten, die ein gemäßigter Himmel und häusliche Gefangenschaft noch nicht abgekühlt hat, in der sie sich auch mit weniger Hennen begnügen. Acht bis zwölf Eyer legt jede Henne. Sie sucht dazu einen verborgnen Ort, und verbirgt sie vor ihrem Manne, dessen Zudringlichkeiten sie in ihrem mütterlichen Geschäfte stören würden. Im Unmuth würde er die Eyer, als Hindernisse seines Umganges mit der Henne, zertreten. Sie sind von braungelber, zuweilen weißlicher Farbe mit schmutzigen Punkten, oben zugespitzt, unten kolbig. Da die Pfauenhenne im Brüten eben kein Muster von Emsigkeit ist, so gibt man ihre Eyer lieber der fleißigern Truthenne, wenigstens muß man jener einen stillen Ort und ihr Futter in die Nähe geben, sonst steht sie auf, und läßt die Eyer kalt werden. In einem Monate führt die Mutter ihre Kleinen ins Freye, die im Anfange das gar nicht versprechen, was sie mit der Zeit werden. Denn erst im dritten Jahre bekommen sie den Prachtschweif. Man füttert sie mit Gerstenmehl, Brodkrumen, Grütze, Brey, auch kleinen Heuschrecken, die sie sehr lieben. Erst wenn

im 3ten Monate der Federbusch zum Vorschein kommt, erkennt sie der Hahn, der sie zuvor immer neckte, für seine wahren Kinder. Die Mutter trägt sie auf ihrem Rücken auf Zweige, und lehrt sie herunter hüpfen, bis sie selbst fliegen können. Vom dritten Jahre ihres Lebens an stiften sie selbst Familien. Sie leben 25 Jahre. Andere schreiben ihnen ein weit höheres Alter zu.

Im August verliert der Hahn seine größte Zierde, den Schweif. Er ist dann niedergeschlagen, und scheint sich verstecken zu wollen. Es ist das um so wahrscheinlicher, da er in der That eitel ist, und oft, bloß durch Lobsprüche und Bewunderung gereizt, sein schönes Rad schlägt, sobald er aber Kaltsinn merkt, seine Schätze wieder einpackt. Der Frühling bringt ihm seinen Putz und seinen Stolz wieder. Obgleich die Schwere der Pfauen und die Länge des Schweifs ihnen das Fliegen erschwert, so setzen sie sich doch sehr gern auf Bäume und Dächer. Ihr Geschrey ist ein abscheuliches Kreischen, das man sehr weit hört, und den Ausspruch, der von manchem Gecken gleichfalls gilt, sehr wahr macht: ut placeat, taceat, (Er muß schweigen, wenn er gefallen will). So wenig wir dieses Geschrey, das eine nahe Aenderung

des

des Wetters andeuten soll, schön finden können; so müßen wir doch gestehen, daß uns noch kaum etwas Alberneres vorgekommen sey, als die Versichrung: es sey ein schamvolles Seufzen des Pfaues beym Anblick seiner häßlichen Füße. Fast so lächerlich, als der Glaube, es bedeute den Tod eines Nachbaren, oder der Wahn, der Pfau trage ein Stück Leinwurzel unter den Flügeln, um sich vor Bezauberung zu verwahren. So viel uns bekannt ist, haben die Thiere, ihrem Herrn, dem Menschen, die Ehre abergläubisch zu seyn, bisher noch allein gelassen. Man will an den Pfauen eine besondere Vorliebe zu den Tauben und Truthühnern bemerkt haben; ja es soll sich einmal einer über den Tod einer jungen Person, die er sehr liebte, zu Tode gegrämt haben. Sein Gang ist etwas schleichend. Nicht übel ist daher das Sprichwort, er habe die Federn von einem Engel, die Stimme von einem Teufel, den Gang von einem Diebe. So schön und eitel der Pfau auch ist, so fordert er doch weder eine leckerhafte Kost, noch eine zierliche Wohnung. Einige Getreidekörner für den Hunger, und ein Zweig oder eine Hühnerstange zur Ruhe, das ist alles, was er braucht. Die Läuse plagen ihn sehr; oft kratzt daher einer dem andern,

biethet auch wohl dem Menschen seinen Kopf dar, um sich diese Gefälligkeit zu erbitten. Seine Reinlichkeit, vermöge deren er seinen Koth sorgfältig verscharrt, hat ihm den Vorwurf des Neides zugezogen. Er mißgönne den Menschen, sagte man, die großen Heilkräfte, die in diesem Kothe lägen. Doch wir wollen unsere Leser mit den Wunderkräften, die fast alle Pfauentheile, selbst der Rauch verbrannter Federn haben sollen, nicht belästigen.

Ostindien, gerade das Land, dem die Natur ihre kostbarsten Schätze, funkelnde Edelsteine und gewürzreiche Pflanzen gab, ist auch das Vaterland dieser so prächtigen Vögel. Hier leben sie wild in ungeheurer Menge. Weil sie beym Anblicke eines Jägers in unzugängliche Gebüsche fliehen, so jagt man sie nur bey Nacht. Mit einer Fahne, auf der Pfauen gemalt und brennende Lichter befestiget sind, nähert man sich dem Baume, auf dem welche sitzen. Neugierig streckt der Pfau den Hals nach dem Gemälde, zugleich aber auch nach der Schlinge aus, die da angebracht ist.

Schönheit und Stolz haben diesen Vogel der Juno geheiliget. Sein Nutzen ist nicht groß. Nur das Fleisch der Jungen ist genießbar. Sonst pflegte

man

man bey feyerlichen Gastmahlen einen Pfauen, in seiner vollen Pracht, als Schaugerichte, auf die Tafel zu stellen. Vitellius und Heliogabal ließen ungeheure Schüßeln von Pfauenhirn, oder Pfauenzungen zurichten. Zwar waren sie unschmackhaft, aber doch erreichten jene Thoren ihren Zweck, die Schätze des Staates auf die unbesonnenste Art zu verschleudern. Aus den Federn macht man Fliegenwedel, Schirme, Kränze für Dichter, Peitschen. Selbst Zeuge hat man daraus verfertiget. Papst Paul III. schenkte Pipin einen Mantel von Pfauenfedern.

In China dienen die Pfauenfedern dem Frauenzimmer zu einem vorzüglichen Kopfputze. Aber einen weit wichtigern Werth hat in jenem Reiche das Tragen eines Pfauenschwanzes bey dem männlichen Geschlechte. Sterne und Ordensbänder können bey uns kaum die Würde und Auszeichnung unter dem Volke verschaffen, als der Pfauenschwanz einem chinesischen Hofcavalier. Hievon sah man erst vor einem Jahre (1793) einen entscheidenden Beweis. Als Lord Macartney, der mit einem glänzenden Gefolge nach China gekommen war, um gewisse Handlungsvortheile für die englische Nation zu er-

langen, dem Kaiser vorgestellt werden sollte, so forderte er: ein chinesischer Großer, von eben dem Range, den er in England hätte, müßte dem Bildnisse des Königs von England eben die Ehrfurchtsbezeugungen erweisen, die von ihm nach chinesischer Sitte vor dem Kaiser gefordert wurden. Einer der fünf ersten Minister bewilligte dieß, ohne es gehörig zu überlegen. Zur Strafe für dieses Majestäts-Verbrechen wurde er im Range mehrere Grade zurückgesetzt, und mußte, anstatt des Pfauenschwanzes, einen Krähenschwanz tragen. Se. Majestät von China machten hiebey die nicht üble Bemerkung, es sey doch seltsam, so weit herzukommen, und seine Geschäfte mit Etikette-Streitigkeiten anzufangen. Ohnehin wurde der so kostspieligen Gesandtschaft all ihr Gesuch rund abgeschlagen.

Nur Spielarten sind der weiße und der bunte Pfau. Aber eine eigne Art ist der **Doppelsporn** (Pfaufasan, P. Bicalcaratus, *l'Eperonnier* 3) in China. Seine Schönheit macht ihn der Gattung, zu der er gehört, ganz würdig. Ein Federbusch auf dem Kopfe und ein gedoppelter Sporn am Fuße sind dem Männchen eigen. Die Hauptfarbe des Gefieders ist ein ziemlich gemeines Braun. Aber

die

die Flügel und der Rücken haben runde blaue Spiegel, der Schwanz aber goldgelbe ovale, mit den kostbarsten Spielungen ins Blaue, Grüne und Purpur, so daß dieser Vogel vollkommen das Ansehen hat, als wäre er mit Juwelen besetzt. Die Chineser, ohnehin große Freunde des Geflügels, halten ihn sehr gern zum Schmuck ihrer Gärten und Höfe.

# Tab. II.

## Die große Trappe.

Otis Tarda, *l'Outarde.* (4)

## Der Trappenzwerg.

Otis Tetrax, *la petite Outarde.* (5)

Ein kurzer, kegelförmiger Schnabel, dessen obere Hälfte gewölbt ist, eyrunde Nasenlöcher, eine zugespitzte, etwas gezähnelte Zunge und Lauffüße sind das Eigenthum der neun Trappen-Arten. Ihrer nackten Kniee wegen, rechnete man sie sonst unter die Sumpfvögel. Jetzt aber hat man sie mit Recht unter die Hühnerartigen verwiesen.

Unläugbar der größte Landvogel der gemäßigten alten Welt ist die große Trappe (Trappgans,

Ackergans 4), die in der Höhe den wälschen Hahn noch übertrifft. Ihr Kopf und Hals sind aschgrau. An beyden Seiten und von der Mitte der untern Kinnlade hängt ein fingerlanger, weißer Knebelbart. Im Zorn kann sie diesen und die langen Federn, welche die Scheitel bedecken, sträuben, und sich ein etwas bedeutenderes Ansehen geben. Der Rücken ist rostfarbig mit schwarzen Querstreifen, der Unterleib weiß, die längsten Schwungfedern schwarz, die Dunen rosenfarbig. An einigen Arten will man das Sonderbare bemerkt haben, daß gewisse Federn oben und unten Flaum haben, und also der Bart in der Mitte zwischen Flaum steht. Der Schnabel und die dreyzehigen Füße sind graulich. Statt der Hinterzehe besitzt die Trappe einen harten Hügel, von der Größe einer Nuß. Den Schwanz, der aus 20 Ruderfedern besteht, kann der Hahn etwas ausbreiten. Nur halb so groß ist seine Henne. So schwer diese Vögel sind, so können sie doch ziemlich hoch fliegen und weite Reisen machen. Das Auffliegen aber kostet ihnen Mühe. Sie hören und sehen sehr scharf.

Die Trappe ist äußerst menschenscheu und vorsichtig. Sie scheint ihre Stärke gar nicht zu ken-

nen und denkt daher nie auf Vertheidigung gegen ihre Feinde. Auch in der weitesten Entfernung ergreift sie, sobald sich der Mensch sehen läßt, so schleunig die Flucht, als wäre er ihr schon auf dem Nacken. Das geringste Neue und Ungewohnte macht dem schüchternen Thiere Sorgen, und läßt es auf seine Rettung denken. Inzwischen hat die Natur für die Sicherheit der **Trappen** eben nicht stiefmütterlich gesorgt, und ihnen scharfe Sinnen, dauerhafte Flügel und treffliche Lauffüße gegeben, mit denen sie sich so schnell aus dem Staube machen, daß es selbst dem Windhund sauer wird, sie einzuhohlen. Der Flügel bedienen sie sich zur Flucht weit seltner als der Füße. Sie haben aber alle diese Mittel zu ihrer Rettung sehr nöthig, und oft nützen auch diese ihnen nichts, weil sie die hohe Ehre genießen, zur hohen Jagd zu gehören, bey der es immer etwas schnell hergeht. In dieser Schule ist ihnen vermuthlich der unüberwindliche Abscheu vor Hunden eingeprägt worden. Sie sehen und fliehen ist eins. Zum Pferde haben sie weit mehr Zutrauen, gewiß darum, weil der gute Ackergaul sich wenig um sie bekümmert, und ihnen manches Mal in seinem Miste halbverdaute Körner zurückläßt. Aber eben dieses Zutrauen zu

Pferden wußte man zum Verderben der Trappen anzuwenden. Auf einem Wagen in Stroh gehüllt nähert sich ihnen der Jäger. In Straßburg fängt man sie in Netzen, in die sie durch eine ausgestopfte Trappe und einen Krautskopf, der nebenbey liegt, gelockt werden. Was Aelian von der Trappe erzählt, scheint sie doch gar zu dumm zu machen. Der listige Fuchs soll nähmlich sich auf die Erde legen, mit in die Höhe gerichtetem Schwanze die Bewegungen eines Vogelhalses nachäffen, und dadurch die Trappe in seine Klauen locken. Ob unsre Leser hier über die Klugheit des Fuchses, über die Dummheit der Trappe, oder über die Leichtgläubigkeit des Erzählers mehr erstaunen wollen, darüber sollen sie die freye Wahl haben.

Auf weitläuftigen Feldern trifft man die Trappen in ganz Europa herdenweise an. Ihre Nahrung ist Getreide, dem sie sehr schädlich sind. Doch fressen sie auch grüne Saat, Kohl, Gewürme, Insecten, sogar Heu. Auch Metalle und Steine, die größer als eine Nuß sind, verschlucken sie oft, wie der Strauß. Im Winter geht es ihnen nicht selten so hart, daß sie zu Baumrinden ihre Zuflucht nehmen müssen. Regenwasser ist ihr Trank. Andre Gewässer vermeiden sie.

Um die Begattungszeit, im März und April, ist der Hahn ganz stolz, und sucht sich seinem Weibe in vollem Glanze zu zeigen. Er brüstet sich mit seiner Krause, schlägt mit dem Schwanze ein Rad, und wagt auch wohl mit dem Nebenbuhler einen Kampf auf Leben und Tod. Mit dem Neste macht sich die Trapphenne keine große Mühe. Sie scharrt ein Loch in die Erde, legt 2—3 braun grüne, dunkel gefleckte große Eyer, und brütet einen Monat darüber. Wie sie aber die Eyer, bey einer Gefahr, unter die Flügel nehmen, und damit flüchten könne, ist unbegreiflich. Wie die Hausheme führt sie ihre Jungen, die man zähmen und als Hausvögel aufziehen kann. Noch jung sind sie eine recht schmackhafte Speise. Das Fleisch der Alten hingegen ist hart, schwarz, und, ohne eine besondere Zubereitung, gar nicht genießbar. Die Eyer sollen sehr gut schmecken. Mit den Federspulen kann man schreiben. Die Fischer befestigen sie gern an ihre Angeln, weil die Fische die schwarzen Punkte an den Schäften für Fliegen ansehen und dann leichter anbeissen sollen.

Nur so groß als ein Fasan ist der **Trappenzwerg** (5), der das südliche Europa bewohnt. Er

hat

hat weder die langen Bart- noch Kopffedern der gro-ßen Trappe. Seine Scheitel ist schwarz mit rost-farbigen Strichen; die Schläfen und Kehle röthlich weiß und schwarz gefleckt; der Hals schwarz, und bey dem Männchen mit zwey weißen Halsbändern geziert; der rostfarbige Rücken dunkelbraun gestri-chelt; die Schultern, die Flügeldeckfedern, die Flü-gelränder, so wie auch der Unterleib weiß; der Schwanz in der Mitte schwarz, übrigens aber schwarz und weiß gefleckt.

Im April kommen die Trappenzwerge in großen Scharen in ihrem Sommeraufenthalte an. Steinige, mit Klee und Luzerne besäte Aecker sind ihnen am Liebsten. Im Junius legt das Weibchen, deren mehrere sich mit Einem Manne begnügen, 3—5 glänzend grüne Eyer auf die bloße Erde hin. So listig und argwöhnisch die Trappenzwerge auch sind, so weiß man doch in Frankreich, vermit-telst ausgestopfter Weibchen, die Hähne zu fangen. Ihre Verschlagenheit hat sie auch an mehreren Orten zum Sprichworte gemacht. Sobald sie irgend eine Gefahr zu vermuthen Ursache haben, so machen sie sich geschwind aus dem Staube, und fliegen ganz nahe an der Erde hin zwey bis drey Hundert Schritte.

Lassen

Lassen sie sich dann auch nieder, so laufen sie, wenn sich Jemand nähert, pfeilschnell weiter, so daß es fast unmöglich ist, sie einzuhohlen.

Fleisch und Eyer sind von vortrefflichem Geschmacke. Jenes will man sogar dem Birkhahne vorziehen. Ein trauriger Vorzug für einen Vogel, dessen Gefahren dadurch stündlich vermehrt werden!

# Tab. III.

# Das wälsche Huhn.

Meleagris Gallopavo, *le Dindon.*

Der Hahn (6). Die Henne (7).

# Der Napol.

Penelope Satyra, *le Faisan cornu.* (8)

Wären die wälschen Hühner (Puter, Kalekuter, Indian, Truthuhn, Kuhnhahn) auf unsern Hühnerhöfen nicht so gemein, als sie wirklich sind, wir würden sie gewiß als äußerst sonderbare Geschöpfe anstaunen, wenn etwa ein Thierführer sie in unsre Gegenden brächte. Ihre Gestalt und ihre Sitten haben so viel Eignes, daß nur der gewohnte Anblick

uns gleichgiltig gegen sie machen konnte. Ihren Besitz verdanken wir der Entdeckung von America, und sie sind sicher nicht das Schlechteste, was die Europäer da gehohlt haben. In großen Herden von 200—300 leben sie daselbst, zumal auf den Antillen, wild, werden weit größer und schwerer als bey uns, und sehen meistens schwarz aus. Ihre Nahrung sind Eicheln, ihr Aufenthalt hohe Bäume. Mit dummer Ruhe sehen sie zu, wenn man einen nach dem andern aus ihrer Mitte wegschießt. Die Mexikaner nennen den Hahn **Hucxolotl**, die Henne **Cihuatotolin**, woraus sich unsre Leser einen kleinen Begriff von den sonderbaren Benennungen in dieser Sprache machen können. In England wurden sie im J. 1524 und in Deutschland 1530 einheimisch gemacht. Ob sie gleich jetzt fast überall zahm zu haben sind, so lassen doch einige begüterte Personen in England aus Liebhaberey zuweilen wilde kommen, die in den Thiergärten bald angewöhnen. Der schwammige Fleischlappen am Kopfe, und die faltige Haut an der Kehle sind der Charakter der **Truthuhn-Gattung**, die nur Eine Art, die Unsrige, hat, bey welcher freylich die häusliche Sclaverey manches Farbenspiel hervorbringt.

Sonderbar gestaltet ist das wälsche Huhn. In der Größe übertrifft es die Gans. Ziemlich klein ist, den übrigen Verhältnissen nach, der Kopf. Ihn bedeckt, statt der Federn, eine rothe und blauliche, drüsenartige Fleischhaut, und über der Wurzel des Oberschnabels sitzt ein Fleischzapfen, den das wälsche Huhn ungemein verlängern und ganz welk über den Schnabel herabhängen lassen kann. Könnte es ihn nicht verkürzen, so würde es dadurch im Fressen sehr gehindert werden. Auch unter dem Schnabel am Halse herunter hängt ein rother fleischiger Bart, wozu noch am Unterhalse des Hahnes ein Büschel schwarzer, harter Haare, wie eine Pferde-Mähne, kommt. Diese Haare erscheinen erst im zweyten Jahre und sind bey einem Vogel ein ungemein merkwürdiger Umstand. Das Gefieder der wälschen Hühner ist verschieden. Man findet weiße, schwarze, gescheckte, weiß und gelbröthliche und graue. Der Schwanz ist in gewisser Rücksicht gedoppelt. Nur mit den 18 obern Ruderfedern, die den Bürzel umgeben, schlägt der Hahn sein Rad. Auch hat nur er den Sporn am Fuße. Kleiner und sanftmüthiger ist die Henne (7), ihr Geschrey ein pipender Klageton, ihr Gang schleichend und demüthig. Sie

senkt häufig den Kopf, und zieht oft den Hals einwärts. Von weit blässerer Farbe, als bey dem Hahne, sind ihre Fleischlappen. Ueberhaupt gehen die wälschen Hühner, wenn sie nicht in einer leidenschaftlichen Bewegung sind, nur langsam und ihr Flug ist schwer und unbehilflich, daher diese Gattung keinen Welttheil bevölkern konnte, wo Menschenhände sie nicht hinbrachten.

Im ruhigen Zustande ist der hautige Kopf und Halsschmuck des Hahnes bleich und welk. Sobald er aber gereizt wird, oder wenn die Leidenschaft der Liebe in ihm erwacht, dann werden jene Häute röther und schwellen auf. Sein sonst fast eben so demüthig schleichender Gang, wie der Henne ihrer, gewinnt ein stolzes Ansehen, die Federn sträuben sich; der Schwanz bildet ein Rad, die Flügel streifen rauschend an der Erde hin, und er macht wunderliche Sprünge. Ueberzeugt, alle seine Schönheiten jetzt ausgekramt zu haben, geht er jetzt, eitel wie ein Stutzer, nähert sich bald, bald entfernt er sich wieder, und läßt ein dumpfes Kullern hören, das er aber plötzlich mit einem hellen, durchdringenden Schrey unterbricht. Eben solche leidenschaftliche Bewegungen bemerkt man an ihm, wenn er rothes

Tuch erblickt. Er wird zuweilen so wüthend, daß er auf den rothen Gegenstand zufährt und unbarmherzig um sich beißt. Unerklärlich ist es immer, warum gerade dieß einen so widrigen Eindruck auf ihn macht. Inzwischen ist diese Laune ihm nicht allein eigen. Auch unter den Säugethieren sehen wir hievon ein Beyspiel am Nashorn. Toller konnte es in diesem Stücke kein wälscher Hahn machen, als der, der einst im Marienburger Thiergarten lebte: aber sinnreicher läßt sich auch kaum etwas denken, als das Mittel, wodurch der Aufseher allen rothgekleideten Herren Ruhe schaffte. Er nahm den Hahn, drückte ihm Hals und Schnabel gegen das Pflaster, und zog über Stirn und Schnabel einen dicken, geraden Strich mit Kreide, etwa zehn Zoll lang. Starr blickte nun der Hahn auf den weißen Strich, wähnte vermuthlich, es liege ihm ein Balken auf der Nase, der ihn aufzustehen verhinderte, und ließ allen Rothröcken Ruhe, da er immer in jener Stellung blieb.

Man kann einem guten Hahne 6—10 Hennen geben. Aber nur zwey Jahre kann er seinem Amte mit gutem Erfolge vorstehen. Hat er darin ausgedient, so ist er noch zum Brüten brauchbar. Will man das, so rauft man ihm die Federn am

Unterleibe aus, peitscht die nackte Stelle mit Nes-
seln, und reibt sie mit Branntwein und Pfeffer; hie-
durch wird er so sehr wie eine Henne aufs Brüten
erpicht. Vermuthlich empfindet er an der kahlen
Stelle nun ein Jucken, das ihm das Liegen auf den
Eyern lindert. Auch berauscht man ihn, damit er
im Taumel sich auf die Eyer setze. Hat er die Brut
vollendet, so führt er die Küchlein, schützt und füttert
sie, so treu, als eine Mutter. Zuweilen gibt es,
wenn mehrere wälsche Hähne in Einem Hühnerhofe
sind, Kämpfe, aber weder so blutige noch so hartnä-
ckige, als beym Haushahne, der wohl sogar den wäl-
schen im Respect zu erhalten weiß, wenn er, wie
zuweilen geschieht, sich mit den Haushennen zu ge-
mein machen will. Die Emsigkeit der wälschen
Henne im Brüten macht, daß man ihr auch an-
dere Eyer, von Fasanen, Pfauen, Enten u. d. g.
gibt. Auch sie kann man durch jene schon angefühl-
ten Mittel recht brütlustig machen. Bey einer gro-
ßen Zucht überläßt man Einer Henne die ausge-
kommnen Eyer von zwo Bruten, um die Hälfte der
Hennen noch ein Mal zu benützen und zu setzen.
Sie legt 20, auch mehr Eyer, die etwas größer als
Hühnereyer und mit gelbröthlichen Flecken bezeichnet
sind.

sind. Ihre Güte kann man daran erkennen, wenn sie in lauem Wasser sogleich untersinken. Mehr als 15—17 läßt man ihr nicht, denn mehr kann sie nicht wohl bedecken. In einem ruhigen, trocknen Winkel brütet sie so unverdrossen fort, daß man sie oft zum Fressen und Saufen wegheben muß, ja oft sogar 2 Bruten hintereinander vollendet, ohne sich dazwischen zu erhohlen. Sie würde, wenn man sie nicht zur Nahrung nöthigte, vor Fleiß sterben. Den Hahn muß man von ihr abhalten, denn gern läßt er seinen Zorn über die Abwesenheit seines Weibes an den Eyern aus. Vom 26 Tage muß man fleißig nachsehen, um die Jungen, sobald sie zum Vorschein kommen, wegzunehmen und in warme Tücher zu hüllen. Als ein sehr gutes Mittel, diese zarten, schwachbefiederten Geschöpfe abzuhärten, räth ein erfahrner Landwirth, sie am ersten Tage einen Augenblick in kaltes Brunnenwasser zu tauchen, ihnen ein Pfefferkorn in den Hals zu stecken, und sie ihrer Mutter wieder zu geben. Den ersten Tag ihres Lebens müssen sie fasten. Nach Verfluß desselben bekommen sie gehackte Eyer, auf die man in einigen Tagen kleingeschnittne Zwiebel und gekochte Erbsen folgen läßt. Bey zunehmender Stärke treibt man sie an heitern

Tagen

Tagen ins Gras, wo sie Grasspitzen, Insecten und Gewürme zu sich nehmen. Dreymal des Tages füttert man sie mit Brodkrumen, Hirse, Schafgarben, Nesseln u. d. und wäscht ihre empfindlichen Füße mit Branntwein, damit die Nesseln sie nicht verletzen. Frisches Wasser müssen sie immer haben. Große Hitze und Kälte, Thau und Regen sind ihnen schädlich, und bittre Mandeln, und der Same des rothen Fingerhut-Krautes wahres Gift. So zärtlich sie in der Jugend sind, zumal wenn sie zu sehr verzärtelt werden; so dauerhaft und stark werden sie mit ihren reifern Jahren, so daß sie auch die kältesten Winternächte im Freyen zubringen können. Mit Wein und Wärme kann man ihnen, wenn sie kränkeln, begegnen. Treu führt die Mutter ihre Jungen, warnt sie beym Anblick eines Raubvogels, einen sichern Ort zu suchen, und verkündet ihnen, sobald er wieder weg ist, mit einer ganz andern Stimme, daß sie ohne Sorgen sich wieder um sie versammeln können. Erst nach 6—8 Wochen bekommen die Jungen die drüsigen Fleischknoten am Kopfe und am Halse. Sie sind dann unpaß, und müßen mit Wein gestärkt und vor Kälte und Nässe sorgfältiger als sonst bewahrt werden. Im Grunde

sind

sind die wälschen Hühner schüchtern und lenksam. Auch der Schatten eines Steckens ist hinreichend, eine Herde im Zaum zu halten. Doch wissen sie gegen Marder und andere Räuber sich muthig genug zu vertheidigen.

Von der Vortrefflichkeit ihres Fleisches dürfen wir nichts sagen. Sie ist zu allgemein bekannt. Zur Mastung sind in neuern Zeiten Wallnüsse als ein vortreffliches Mittel empfohlen worden. Wo diese häufig und wohlfeil sind, mag es angehen. Aus den Federn verfertigen die Wilden schöne Fächer.

Von vorzüglicher Schönheit ist der **Napol**, oder das gehörnte **Truthuhn**, aus Bengalen. Doch ist er nicht, wie man etwa denken könnte, eine Art wälsches Huhn, sondern vielmehr ein Mitglied der aus 6 **Arten** bestehenden **Penelopegattung**, die alle einen an der Wurzel nackten Schnabel, einen mit Federn bedeckten Kopf, eine nackte Kehle und einen Schwanz von 12 Federn haben. Wirklich sonderbar sieht unser **Napol** (8) aus. Blaue, walzenförmige, etwas vorwärts gebogne Hörner, eine schwarze Larve, unter dem Schnabel eine schwarze haarige, und an den Seiten eine blaue und gelbe Halskrause mit mehrern Falten, ein schön rother Ober- und Vorderleib,

und ein brauner Hinter- und Unterleib, das Ganze wie besäet mit weißen, schwarz eingefaßten Perlen, die an den vordern Theilen ganz rund, nach hinten zu aber länglich und thränenförmig sind, und Sporen an den weißlichen Füßen, das ists, was diesen Vogel gleich für den ersten Anblick vor allen andern auszeichnet. Es ist zu vermuthen, daß er seine Krause, bey leidenschaftlichen Aufwallungen aufblasen kann. Ueber seine Lebensart, Sitten, Nahrung und Fortpflanzung sind noch immer nähere Nachrichten zu wünschen, als wir bis jetzt noch nicht besitzen.

# Tab. IV.

# Der Curasso.

Crax Alector, *le Hoco de la Guiane.*

Der Hahn (9). Die Henne (10).

# Der Pauxi.

Crax Pauxi, *le Pierre de Cayenne.* (11)

Die Natur ist unerschöpflich, ihre Kinder auszuzeichnen, und fast jedem eine eigne Aussteuer zu geben. Kaum bewunderten wir am wälschen Hahne die sonderbare Bekleidung seines Kopfs und Halses, erstaun-

ten über die blauen Hörner des Napols; als schon wieder eine Sonderbarkeit, bey einer neuen Gattung von der Ordnung der hühnerartigen Vögel, unsre Aufmerksamkeit auf sich zieht. Wir sehen nähmlich die Hoko's, an denen uns eine Wachshaut an dem Ober- und Unterschnabel, wie wir bey den Adlern und Falken bemerkten, und überdieß noch ein Birnförmiger Höcker, der von der Wurzel des Schnabels sich erhebt, auffällt. Dieß sowohl, als auch die vorwärts liegenden Kopffedern und der ziemlich ansehnliche Schwanz machen den Charakter der Hokogattung aus, die aber in Absicht auf ihre Eigenschaften noch nicht so genau bearbeitet ist, als es der Freund der Naturgeschichte wünschen möchte. Sie hat drey oder vielleicht mehr Arten; denn es ist noch nicht von jeder ausgemacht, ob die Abänderungen, die man in der Form des Schnabels und in den Farben des Gefieders wahrnimmt, zufällige oder bleibende Veränderungen seyen. Daher auch die Menge von Nahmen, Indianischer, Guianischer, Peruanischer Hahn, Mituporanga u. a. m., mit deren Register wir uns den Platz nicht wegnehmen wollen.

Der Curasso kommt dem wälschen Huhn in der Größe ziemlich nahe. Sehr merkwürdig ist an ihm

ein schwarzer, zuweilen schwarz und weißer Federbusch, der sich von der Schnabelwurzel bis über den Hinterkopf erstreckt. Die Federn haben vorwärts gekrümmte Spitzen, und man will bemerkt haben, daß die Bärte von mehrern bis an die Hälfte ihres Schaftes in einer Art von häutigen Scheide stecken. Willkürlich kann der Vogel seinen Kopfschmuck aufrichten und sinken lassen. Der Schnabel ist etwas stärker, als ihn die übrigen Hühnerarten zu haben pflegen. Er ist vorn grau; von der Mitte bis an die Wurzel nahe an die Augen hin umgibt ihn oben und unten eine schöne gelbe Wachshaut, über der sich bey dem Hahne ein Höcker von eben dieser Farbe befindet. Das Gefieder des Hahnes (9) ist schwarz, nur bemerkt man am Unterleibe und der Schwanzspitze einige weiße Stellen. Die Henne (10) aber hat eine braunrothe Farbe und einen weißgefleckten Hals. Ihr Federbusch ist weiß und schwarz, und gibt ihr, zumal wann ihn das Thier, wie in der Abbildung, aufrichtet, ein stolzes Ansehen. Ihr Schnabel ist ganz grau ohne Höcker, der Schwanz schwarz, die Füße bräunlich.

In den Wäldern und Gebirgen des mittäglichen America ist der Curasso in großer Menge anzutreffen. Aber auch im nördlichen findet man ihn hie und da.

Er verräth nicht das geringste Mißtrauen gegen seine Feinde, und es mag ein Fallstrick noch so plump seyn, den Curassо zu betrügen ist er immer fein genug. Ueberhaupt bemerkt man an den Vögeln und auch an andern Thieren sehr deutlich, wann sie schon durch eine Reihe vieljähriger Erfahrungen den Menschen als ihren gefährlichsten Gegner kennen gelernt haben. Ein großer Theil der Geschöpfe scheint von Natur Liebe und Zutrauen zu dem Menschen zu haben. Nur erst die Gefangenschaft und der Tod, womit der Mensch diese Liebe vergalt, hat sie schüchterner und vorsichtiger gemacht. So scheint auch wirklich der Curassо den Menschen noch nicht hinlänglich zu kennen. Von Vorsichtigkeit, Sorge für seine Sicherheit, schleuniger Flucht weiß er nichts. Mehrere hintereinander aus Einem Trupp Curassos kann man schießen, und mit aller Gemächlichkeit immer wieder seine Flinte laden, ohne daß der Anblick der getödteten Gesellschafter den Eindruck auf sie machte, daß die Uebrigen ihr Heil in der Flucht suchten. Als ob der Curassо es fühlte, daß er in der Freyheit sich nicht recht forthelfen könne, und einer Stütze bedürfe, begibt er sich oft freywillig in den Schutz der Menschen. Er läßt sich gar leicht zähmen, und lebt auf dem Hühnerhofe

mit dem Hausgeflügel in Friede und Eintracht. Entfernt er sich unter Tages auch noch so weit, so kommt er dennoch Abends gewiß wieder zu Hause, und klopft an die Thüre, um eingelassen zu werden. Er zupft das Gesinde an den Kleidern, wenn es ihn etwa mit dem Futter vergessen hat. Seinem Herrn bezeigt er, wenn er ihn eine Weile nicht gesehen hat, über das Wiedersehen die lebhafteste Freude. Ueberhaupt ist seine Anhänglichkeit an den Menschen unverkennbar.

Der Curasso hat einen gravitätischen und langsamen Gang. Er gehört unter die schwerfliegenden Vögel, und kann weder weite Reisen machen, noch besonders hoch fliegen. In der Freyheit nährt er sich mit Früchten. Im zahmen Zustande gibt man ihm Getreide, Brod u. d. Hier ereignet sich auch bey dieser Vogelart, was fast bey allen Thieren, die als Hausthiere leben, geschieht, daß sie mannigfaltigere Farben bekommen. Auf Bäumen sitzt er gern, und pflegt gemeiniglich daselbst die Nächte hinzubringen. Sein Fleisch ist weiß und etwas trocken. Wenn es eine Weile aufbewahrt wird, so gibt es eine wohlschmeckende Speise.

Der große, blaue Höcker über der Stirn und Schnabelwurzel gibt dem **Pauxi** (Cusco, Steinvogel

von Cayenne 11) ein seltsames Ansehen. Auch er gehört in die Hoko-Gattung. Weil der birnförmige Auswuchs mit einer americanischen Nuß, mit Nahmen Cusco, Aehnlichkeit hat, so erhielt der Vogel auch die Benennung Cusco, so wie ihm die Härte desselben den Nahmen Steinvogel erwarb. Denn diese sonderbare Kugel ist nicht etwa ein weicher Fleischklumpen, sondern ein schwammartiges, knochiges Gewebe, das so hart, wie ein markiger Knochen, ist. Ein kurzer Stiel, so dick wie ein Schwanenkiel, verbindet sie mit dem Stirnbein. Obgleich dieses Gewächs sehr hart ist, so ist es doch so leicht wie eine Feder, und beläftiget den Vogel nicht im Geringsten. Die blaue Wachshaut des übrigens rothen Schnabels überzieht diesen sonderbaren Helm, dessen Zweck und Nutzen für den Vogel noch nicht bekannt ist. Der Schnabel ist einiger Maßen wie ein Papageyenschnabel gekrümmt. Das schöne Schwarz des Gefieders spielt mit einem blauen und purpurfarbigen Wiederschein. Die Füße haben eine dunkle Fleischfarbe und schwarze Klauen an den vier Zehen. Der Bauch und die Schwanzspitze sind weiß. Die Henne ist an den Stellen braun, wo der Hahn schwarz ist.

Der **Pauxi** ist bey Weitem nicht so häufig, als der Curasso. Obgleich **Edwards** diesen fast in allen englischen Thiergärten antraf, so hat er doch mehr nicht, als einen einzigen **Pauxi** zu Gesicht bekommen. Er scheint sich in unbekannten, von Menschen entfernten Gegenden aufzuhalten. Sein **Vaterland** ist Neuspanien.

Der **Pauxi** ist eben so dumm, als der Curasso, und kann, gleich ihm, mit leichter Mühe gezähmt werden. An ihm kann auch der elendeste Schütze sein Meisterstück machen. Denn, wenn man auch ein, zwey, auch mehrere Male fehlt, so bleibt er gutwillig sitzen, bis man endlich ihn trifft, oder weil es ihm selbst zu lange wird, nun fortfliegt. Bey dem allem läßt er sich aber doch nicht anrühren. Auf Bäumen hält er sich gewöhnlich auf. Seine **Eyer** legt er auf die bloße Erde, und führt, wie die Bruthenne, seine junge Familie, bis sie sich selbst ernähren und forthelfen kann. Im zarten Alter besteht ihre Nahrung in Insecten. Erst, wenn sie stärker werden, fressen sie Früchte, Getreide und alles, womit sonst das Hausgeflügel seinen Hunger zu stillen pflegt.

Von seinen übrigen Sitten und Gewohnheiten läßt sich darum nichts sagen, weil er noch zu wenig

beobachtet ist. Zwar könnte man fragen, wozu er nütze? warum ihn die Natur hervorgebracht habe? Inzwischen ist ja das schon ein ihrer würdiger Zweck, mit einer Gattung mehr die Erde zu bevölkern. Und wer kann wissen, wie manches in den weit entlegnen americanischen Wäldern lebende Geschöpf dereinst noch, wie das wälsche Huhn, bey uns einheimisch werden, und, bald durch den Wohlgeschmack seines Fleisches uns erfreuen, bald durch die Annehmlichkeit seiner Sitten uns vergnügen wird?

# Tab. V. VI. VII.

# Das Haushuhn.

Phasianus Gallus, *le Coq commun.*

Der wilde Stammhahn (12). Der Haushahn (13). Die gehaubte Haushenne (14). Der Englische Hahn (15). Die Englische Henne (16). Der Kluthahn (17). Der Kruphahn (18). Die Kruphenne (19). Die straubige Henne (20). Der rauchfüßige Hahn (21).

So gemein auch das Haushuhn ist, so häufig nicht nur in den Hühnerhöfen der Großen, sondern auch in

den Hütten der Armen die so nützlichen und fleißigen Hennen angetroffen werden; so hoffen wir dennoch, auch von diesen Vögeln manches anzuführen, was der Aufmerksamkeit unsrer verehrten Leser nicht ganz unwerth seyn wird. Ohnehin können Thiere Jahre lang unter unsern Augen leben, ohne daß wir ihre Natur und Sitten ganz kennen lernen. Denn nicht ihre Nähe, sondern nur eine aufmerksame und anhaltende Beobachtung macht uns mit ihnen hinlänglich bekannt.

Eigentlich machen unsre **Haushühner** keine für sich bestehende **Gattung** aus. Sie gehören vielmehr in das aus 10 **Arten** und einer Menge **Abarten** bestehende **Geschlecht der Fasanen.** Das, was alle Mitglieder dieser merkwürdigen, und für uns äußerst nützlichen Gattung gemein haben, ist: ein kurzer, starker Schnabel, eine nackte und glatte Wangenhaut, und Füße, die bey dem männlichen Geschlechte größtentheils mit Sporen versehen sind.

Von Asien aus haben sich die **Haushühner**, diese nützlichen Vögel, fast über die ganze Erde verbreitet. Ihre ursprüngliche Wildheit ist durch die allgemeine Aufnahme, die sie in allen Häusern fanden, in etwas sanf-

sanftere Sitten übergegangen. Dampier war der Erste, der den wilden Stammhahn (12) in Indien auf Pulo Condor entdeckt hat. Seine Farbe ist ein Gemische von rothbraun, grau, gelb und grün, und an den Spitzen der Hals- und Flügelfedern bemerkt man flache, hornichte Blättchen. Er ist nicht so groß, als der Haushahn gewöhnlich wird, der nie Nahrungsmangel hat, was bey den in der Freyheit lebenden doch zuweilen der Fall ist. Auf Bäumen ist sein Aufenthalt. Vergleicht man den wilden Stammhahn mit unserm zahmen Geflügel, das in der ganzen alten Welt und sogar auf den Südsee-Insuln gegenwärtig in Menge lebt, nach America aber erst durch die Spanier versetzt worden ist; so sieht man, welchen Einfluß das häusliche Leben nach und nach auf die Geschöpfe hat. Doch ist er bey Vögeln bey Weitem nicht so auffallend, als bey einigen Säugethieren.

Ein ansehnlicher Kamm von hochrother Farbe, und zween solche Lappen am Unterheil des Schnabels schmücken den Haushahn und seine Henne. Doch finden sich in der Form und Größe derselben ungemein viele Verschiedenheiten, wie z. B. die Vergleichung des Haushahnes (13) mit dem engli-

schen Hahne (15) augenscheinlich zeigt. Die Nase befindet sich an den beyden Seiten des Oberschnabels, die Ohren an den Seiten des Kopfes und unter letztern gemeiniglich ein weißes Häutchen. Die Füße sind vier- zuweilen, wie bey unserm Kruphahne (18), fünfzehig, doch so, daß immer nur drey vorwärts stehen. Der Schwanz, den aber auch nicht alle gleich haben, besteht aus 14 Ruderfedern, von denen bey dem Hahne die beyden mittelsten um viel länger als die Uebrigen sind. Statt ausgebreitet zu seyn, ist der Schwanz zusammen gedrückt und in der Mitte wie in zwo Abtheilungen gespalten. Er ist bald schön gebogen, bald gerade aufstehend, bald buschig, bald ganz kurz. Scharfe Sporen sind zwar nur den: Hahne gewöhnlich eigen; doch hat man auch schon mit Sporen bewaffnete Hennen gesehen. Das Gefieder der Haushühner ist von unendlicher Verschiedenheit, von der gemeinsten bis zur seltensten Farbe; von alltäglichem Braun oder Schwarz bis zum Glanze des Goldes, des Silbers und der Perlen. Unter den innerlichen Theilen der Haushühner verdient ihr Magen besonders ausgezeichnet zu werden. Er ist von so außerordentlicher Muskelkraft, daß sie eine gläserne Kugel, in we-

niger als 4 Stunden, zu Staub reiben, und eine blecherne Röhre platt drücken können. Sie scheinen beständig ein dringendes Bedürfniß zu fühlen, die Leere desselben entweder mit kleinen Kieselsteinen, oder auch mit Gras, auszufüllen. Nur die Hennen, nicht aber die Hähne, picken gern Kalk. Allein dieß hat einen ganz andern Grund, als jenen beständigen Hunger. Ihr Instinct scheint ihnen zu sagen, daß in ihrem Leibe etwas vorgehe, wozu sie kalkartige Materie bedürfen. Da nähmlich die Schale ihrer Eyer aus Kalk besteht, so müssen sie sich damit versehen. Die Natur wußte dieses Verlangen, auf eine uns freylich unbegreifliche Art, so stark in sie zu legen, daß sie zuweilen von ihren eignen Eyern die Schale fressen, um nicht genöthigt zu seyn, Windeyer zu legen.

Der Haushahn ist ein stolzer, muthiger Vogel. Sein Gang ist langsam und ernsthaft, wenn nicht eine Leidenschaft ihn beschleunigt. Er fliegt nur selten und nicht ohne Anstrengung. Seine Stimme ist scharf und durchgreifend, und ertönt bey Nacht und bey Tage. Man will bemerkt haben, daß er regelmäßig Nachts um 10, um 12, und um 2 Uhr krähe. Nur dann soll er, so sagt die Legende, eine Aus-

nahme machen, wenn eine Hexe über das Haus fliegt. Ein Umstand, den er freylich nicht unangezeigt lassen kann. Er verkündet den nahen Anbruch der Morgenröthe und ist die Uhr des Wanderers und des Landmannes. Der Hahnenruf weckt oft den nichts besorgenden, dessen Eigenthum von Dieben bedrohet wird; erquickt den Kranken, der sich schlaflos auf seinem Lager winden muß, durch die Hoffnung des nahen Tages, und ermuntert den fleißigen Hauswirth und sein Gesinde aus dem tiefen Schlummer. Bey den Letztern gilt er auch als ein Wetterprophet. Oft wiederhohltes Krähen soll eine nahe Aenderung der Witterung anzeigen. Auch die Henne kann krähen, doch bey Weitem nicht so stark als der Hahn. Zuweilen krähen sogar ganz kleine, neugeborne Hähne. Man macht daraus die seltsamsten Schlüsse. Als Joachim der II. Churfürst von Brandenburg, im J. 1532 gegen die Türken zu Felde zog, krähten 2 junge Hähne, die erst 2 Tage alt waren. Jetzt war das Unglück der armen Türken entschieden. Sie wurden natürlich geschlagen — was freylich auch geschehen seyn würde, wenn jene geschwiegen hätten. Um Futter zu suchen, scharren die Haushühner in der Erde und verschlingen eine

Menge kleiner Kieselsteinchen. Körner und die ihnen so gesunden Regenwürmer sind ihre gewöhnliche, Gerste ihre liebste Nahrung. Auch Brod, gehacktes Fleisch und Gras fressen sie. Wenn sie trinken, so schöpfen sie erst mit dem Schnabel das Wasser wie mit einem Löffel, heben ihn dann in die Höhe, und lassen es so die Kehle hinunter laufen. Sie schlafen auf einem Fuße stehend, den Kopf unter den Flügel derjenigen Seite gesteckt, auf welcher sie den Fuß aufheben. Daher ist auch gewöhnlich der Schenkel, der gemeiniglich den ganzen Körper zu tragen hat, etwas fleischiger, als der andere, der weniger geübt wird.

Ein feuriges Auge, ein schlanker ansehnlicher Wuchs, ein stolzer Gang und lebhafte Bewegungen sind die Eigenschaften, auf die man bey dem Haushahne sehen muß, durch den man seinen Hühnerhof zu bevölkern wünscht. Er ist so wild und stürmisch in seiner Liebe, daß er, in Ermanglung einer Henne, selbst des Grolles, den er sonst gegen andere Hähne hegt, zu vergessen scheint, und sie als Hennen behandelt. Diese unnatürliche Paarung müssen schon die Alten bemerkt haben, denn Plutarch gedenkt eines Gesetzes, das so ausschweifende Hähne zum

Tode verurtheilte. Ein Gesetz, wobey der, der es gab, gewiß weiter dachte, als für den ersten Augenblick scheint. Der Haushahn ist der wahre Schutz- und Schirmvogt seiner Hennen. Er begleitet sie, nimmt sich muthig ihrer an, ruft ihnen herbey, wenn er einen guten Bissen findet, und theilt denselben zum öftern redlich mit ihnen. Mit sichtbarer Behaglichkeit steht er in ihrem Kreise, wenn sie fressen. Strenger kann man die Alleinherrschaft nicht behaupten, und eifersüchtiger ist kein Sultan in seinem Harem, als er. Wie jener, hat auch der Haushahn seine Favorithennen, mit denen er sich vorzüglich viel zu schaffen macht. Sobald er einen Nebenbuhler erblickt, so rennt er mit funkelnden Augen und sich emporsträubenden Federn auf ihn los. Zorn und Eifersucht beflügeln seine sonst abgemessenen Schritte. Jetzt fängt ein Kampf auf Tod und Leben an. Dieß versteht sich freylich nur von jungen Hähnen, die noch im vollen Gefühl ihrer Kraft sind. Die alten, halb abgelebten, die man oft auf unsern Hühnerhöfen das Gnadenbrod fressen läßt, vertragen sich leichter mit einem andern Hahne, und sind zuweilen froh, eine Stütze an ihm zu haben. Unläugbar ist der Haushahn eins der streitbarsten, muthvollesten

Thiere, das lieber sterben als Unterjochung und Abhängigkeit von einem andern Hahne erdulden will. Seine angeborne Streitlust und Eifersucht hat man durch Kunst zu verstärken, und aus den Hahnenkämpfen ein Schauspiel für gesittete und ungesittete Nationen zu machen gewußt. Ja man suchte sogar, durch den Anblick von Hahnengefechten, den Keim der Tapferkeit und des Heroismus im Menschen zu entwickeln. Um, kurz vor einem Angriffe der Perser, seine Armee recht muthig zu machen, ließ Themistocles vor ihren Augen Hähne kämpfen. „Seht „hier die Wuth, rief er, mit denen diese bloß um die „Ehre des Sieges streiten; und ihr wolltet für euren „Heerd, für eure Weiber und Kinder, für die Grä„ber eurer Väter weniger thun?“ Wirklich begeisterte dieß die Soldaten so sehr, daß sie — wie Hähne kämpften und den Sieg erfochten. Ein feyerlicher Hahnenkampf erneuerte in Athen alle Jahre das Andenken an diesen Vorgang. Schon in den ältesten Zeiten waren die Hähne von Rhodus, Chalcis, Pergamus und Tanagra wegen ihres Muthes sehr berühmt, und die Kämpfe derselben ein beliebtes Schauspiel; und noch heutiges Tages werden sie in China, Ceilon, auf den Philippinen, den Sun-

daischen Insuln, im Darischen Meerbusen und vorzüglich in England für etwas äußerst Angenehmes angesehen. Alles versammelt sich, alles nimmt Parthey, der für diesen, der andere für jenen Kämpfer; man wagt die ausschweifendsten Wetten, um dem Schauspiele noch mehr Interesse zu geben, und setzt nicht selten seine Ehre, seine Ruhe und das Glück einer Familie auf den Schnabelhieb eines Hahnes. Jung und Alt drängt sich in England in die Buden, in deren Mitte der Kampfplatz mit Rasen bedeckt ist. Sorgfältiger als mancher junge Herr werden die Streithähne erzogen, und man gibt sich alle Mühe, ihre Leidenschaften recht feurig zu machen. Einige Tage vor dem Kampfe, wozu man ihre natürlichen Waffen mit silbernen auch stählernen Sporen vermehrt, füttert man sie mit in englisch Bier getunktem, geröfteten Brode. Die Begierde, mit der die Zuschauer ihre Augen auf die Kämpfer heften, damit kein Hieb, kein Stich, keine Wendung ihnen entgehe; die Wuth der Hähne selbst, die die Gegenwart so vieler Zeugen noch mehr anzufachen scheint; das Freudengeschrey derer, die ihre Wette gewinnen; die Flüche der Verlierenden, und das Hohngelächter, unter dem der, der die Wette

nicht bezahlen kann, von der Budendecke herab, zu der ihn die Glaubiger in einem Korbe hinaufziehen, accordiren muß, das alles zusammen macht in der That ein Schauspiel, das in seiner Art einzig ist. In Siam gehören diese Kämpfe zu den größten Nationalfesten. Zwar predigen die Talapoins oder Priester sehr eifrig dagegen, aber es hilft nichts. Umsonst geben sie vor, daß die Freunde solcher Kämpfe sich in jenem Leben mit eisernen Stäben herumschmeißen müssen; umsonst versichern sie, wer an so grausamen Lustbarkeiten Freude fände, verrathe eine niedrige Denkungsart, man hört sie und geht — in Indien wie bey uns — zum Hahnenkampfe.

Der Anblick ihres eignen Bildes im Spiegel scheint den Kampfhähnen Muth und Vertrauen auf ihre Waffen einzuflößen, und sie zum Angriffe zu reizen. Läßt man sie nun auf einander, so streifen erst die Kämpfer mit gesenkten Flügeln rauschend am Erdboden hin, sträuben die Halsfedern, daß sie einen Kragen bilden, und springen und flattern dann so aufeinander los, daß sie bald mit den Schnäbeln, bald mit den Klauen und Sporen sich die gewaltigsten Stöße versetzen. Auch die Augenblicke, die sie zur Erhohlung nöthig haben, bleiben sie in einer

wehrhaften Stellung. Sie treten einige Schritte zurück, senken den Hals gegen die Erde und sehen mit funkelnden Augen unverwandt auf einander. Der Kampf wird nun erneuert, und gemeiniglich immer wiederhohlt, bis einer von beyden auf dem Schlachtfelde bleibt. Der Sieger verkündigt nun krähend seinen Sieg und geht im Gefühl seiner überlegnen Tapferkeit mit sichtbarem Stolze herum. Ist der Ueberwundene nicht todt, so sucht er beschämt einen Schlupfwinkel, um dem übermüthigen Hohngelächter seines Siegers zu entgehen.

So eifersüchtig und unverträglich aber fast alle Haushähne gegen einander sind, so beweist doch eine sehr merkwürdige Geschichte die Möglichkeit verträglicher und liebreicher Gesinnungen, selbst unter Hähnen. Zu Chester wollte man unter zween berühmten Kämpfern den tapferern kennen lernen, und ließ sie, was bisher noch nie geschehen war, auf einander, da sie sonst nur mit andern Hähnen gekämpft und immer gesiegt hatten. Alles nahm an dem Schauspiele Theil, das man sich im Voraus als eins der blutigsten und hartnäckigsten vorstellte. Doch, statt zu kämpfen, sahen sie sich friedfertig an. Man wirft ihnen Körner vor, um den Neid rege zu

machen. Sie verzehren sie in brüderlicher Eintracht. Durch Eifersucht will man jetzt die Gemüther trennen, und läßt eine Henne in den Kreis. Umsonst; wechselsweise befriedigen sie einträchtig ihre Triebe. Jetzt färbt ihnen der Eigenthümer die Federn, damit sie sich nicht kennen sollen. Aber auch die veränderten Kleider stören die Harmonie nicht im Geringsten. Für jeden der zwey Herzensfreunde wird nun ein andrer Hahn herbey gebracht. Mit Wuth fallen sie über diese her, und beweisen, daß nicht Muthlosigkeit sie so friedlich mache. Im Augenblicke der höchsten Erbitterung nimmt man die zween fremden Hähne weg, in der Meinung, nun würden doch wohl die beyden Freunde, in der Blindheit der Leidenschaft, ihre Waffen gegen einander kehren. Fruchtlos war auch dieser Versuch. Sie bleiben die alten friedfertigen Hähne, die kein noch so erfinderischer Witz ihres Herrn gegen einander reizen kann. Gewiß machen solche Spiele der Menschheit wenig Ehre. Es ist traurig, daß man die Leiden eines Thieres jemals zu einem angenehmen Schauspiele machen konnte. Muß man denn Geschöpfen Qualen verursachen, um sich zu freuen? Hat die Natur nicht sonst Freuden genug?

Die Henne bedarf des Hahnes nicht um Eyer zu legen, aber sie bedarf seiner, wenn sie fruchtbar seyn sollen. Auch eine vom Hahne 20 Tage entfernte Henne kann noch fruchtbare Eyer legen. So lange dauert jene Wirkung. Unter den Eyern findet sich manche Sonderbarkeit, die dem Aberglauben und der Unwissenheit viel zu thun machte. Wenn zwey Eyer sich zu gleicher Zeit vom Eyerstocke losmachen, und mit einander den Eyergang durchlaufen, wo die kalkartige Hülle, die wir die Schale nennen, entsteht, und diese nun beyde umschließt, so gibt es ein Ey mit zwey Dottern. Fehlt es an jenem kalkartigen Stoffe, so gibts Fließeyer, die gar keine, oder Windeyer, die nur eine schwache Schale haben. Findet ein Ey in seinem Wachsthume ein Hinderniß, und geräth in den Kreis eines andern Eyes, das nun ordentlich zunimmt, so kann ein Ey im Eye entstehen, wie man schon öfters fand. Eben so mag es zugegangen seyn, daß man schon zuweilen eine Stecknadel oder auch andere fremde Körper in Eyern entdeckte. Daß man aber im Jahre 1681, während der Zeit als ein Comet und eine Sonnenfinsterniß, zwey Dinge, deren eins schon gewisse Köpfe schwindelnd machen kann, sicht-

bar war, auf den Eyern einer Henne die Sonne und Sterne bemerkt haben will, oder daß einmal ein Dotter wie ein Menschenkopf ausgesehen, ja daß man sogar in einem Eye 2, sage zwey, kleine Igel gefunden habe; das scheint erdichtet zu seyn, wenn wir auch noch zur Noth die 1642 vom 12 Jul. bis zum 20 Sept. in Ulm von fünf Hennen mit etwas Sonnen ähnlichen Flecken bezeichneten fünf Eyer gelten lassen wollen. Auch in der Form der Hühnereyer spielt die Natur oft sonderbar. Sie sind bald klein bald groß, bald kugelrund bald birnförmig, zuweilen wohl gar wie ein halber Mond, oder auch mit einem kleinen Stiele versehen. Auch helleuchtende will man schon gesehen haben. Die berüchtigten Hahneneyer, aus denen der Aberglaube einen Basilisk zitternd erwartete, sind nichts anders, als Eyer von kranken, alten Hennen. Die vertrockneten Bänder in denselben, die freylich schlangenförmige Krümmungen haben, sah die Dummheit für Schlangen an.

Um die **Mauserzeit**, gegen den Winter hin, wo die ausfallenden Federn öfters durch Federn von andern Farben ersetzt werden, legen die Hennen nicht. Gute Hennen legen im Frühlinge und

Sommer alle Tage ihr Ey, und bezahlen damit ihr Futter. In Samogetien sollen sie jeden Tag zwey, und einige Illyrische Hennen wohl gar drey Eyer legen. Die Wärme des Himmels trägt dazu viel bey. Will man die Eyer frisch erhalten, so darf man nur die Ausdünstung derselben verhindern. Dieß geschieht am Besten, wenn man sie mit etwas Fett oder Talg bestreicht, wodurch die kleinen Oeffnungen verstopft werden. Die Hennen haben auch vorzüglich das Geschäfte des Ausbrütens zu besorgen, obgleich es nicht an Beyspielen von Hähnen und Kapaunen fehlt, die es gleichfalls übernahmen, und für ihre Brut alles thaten, was eine zärtliche Mutter nur immer thun kann. Mit freudigem Gacken kündigt es die Henne an, wenn sie ein Ey zur Welt gebracht hat. Hat sie eine gewisse Anzahl gelegt, so erwacht der Brütungstrieb mit zärtlichem Glucken so laut und heftig, daß sie auch über Eyern von bloßer Kreide sitzen würde, und ihre Hitze, wenn man sie nicht brüten lassen will, durch Eintauchen in kaltes Wasser gelöscht werden muß. Sie ist so eifrig und emsig in diesem Brütgeschäfte, als begriffe sie die Wichtigkeit desselben. Ganz junge Hennen sind zu dieser Arbeit zu flatterhaft, und so

wie

wie ein Hahn in zwey Jahren erschöpft ist, so wird auch die Henne nach vier Jahren zur Zucht untauglich. Oft verheimlicht die Henne ihr Lager, und trägt auch wohl, wenn sie bemerkt zu werden besorgt, das zum Legen reife Ey stundenlang mit sich herum. Hat man dieß zu vermuthen Ursache, so darf man ihr nur den Legedarm mit Salz einreiben, gleich eilt sie fort und verräth ihr Nest. Die Henne, die man brüten lassen will, bekommt 11, 15 oder 17 Eyer; in ungerader Zahl, weil sie sich besser in einander legen; nicht mehr aber, weil sie dieselben sonst nicht bedecken kann. Wie die Entwicklung des Küchleins im Eye allmählich vor sich gehe, davon ist bereits in der Einleitung zum ersten Theile geredet worden. Mit ungefähr drey Wochen eröffnet sich der kleine Gefangne die Thüren seines Kerkers und begrüßt pipend die Welt. Daß durch Wärme vorzüglich die Entwicklung des Küchleins im Eye vor sich gehe, beweisen die vielfältigen künstlichen Versuche, Eyer auszubrüten. Die Kaiserinn Livia brütete in ihrem Busen ein Hühnerey aus, um zu erfahren, ob das Kind, mit dem sie schwanger war, ein Knabe oder ein Mädchen werden würde. Zufälliger Weise bestätigte der Ausgang ihren Aberglau-

ben. Ein anderes Frauenzimmer machte eben den Versuch mit Distelfinken-Eyern, und sogar von einer Hündinn rühmt man, sie habe Hühner ausgebrütet. In Aegypten darf man jährlich 92 Millionen Hühner rechnen, die in den daselbst so gewöhnlichen Brütofen ausgebrütet werden. Es versteht sich, daß die Wärme immer sehr genau abgemessen, und der Wärme einer brütenden Henne, nähmlich 32 Grade R. seyn muß, man mag sich nun der Ofen, oder der Lampen, oder des erhitzten Mistes zu diesem Geschäfte bedienen. Wenn es der Raum erlaubte, so wäre es wirklich der Mühe werth, die kunstreichen Einrichtungen, die man hiezu ersonnen hat, näher zu beschreiben. Die Bauern, die zu den Aegyptischen Brütofen die Eyer zutragen, erhalten dafür den Korb, den sie voll Eyern brachten, mit Hühnern angefüllt. Der größere Raum, den diese einnehmen, macht ungefähr den Handel gleich. In China hat man ähnliche Anstalten zu Ausbrütung der Enteneyer. Freylich lassen sich in warmen Ländern diese von den ersten Tagen ihres Lebens an mutterlosen Geschöpfe leichter aufziehen, als bey uns, wo erst vom Auskriechen des Küchleins an die Mühe, Sorgfalt und Treue einer Mutter Bedürfniß für die

Klei-

Kleinen ist. Will indessen doch Jemand bey uns einen Versuch machen, der nehme einen Cylinder von Blech, der 1 Fuß weit und hoch ist. In diesen muß ein anderer passen, der nur 9 Zoll im Durchschnitte hat. In den Letztern thue er Spreu und Eyer, und in den äußern, der ihn umschließt, warmes Wasser, das vermittelst einer unter der Maschine angebrachten Oehllampe immer in dem gehörigen Grad der Wärme erhalten wird, den das im Wasser hängende Thermometer angibt. In drey Wochen sind die Küchlein aus den Eyern.

Nichts gleicht der Sorgfalt einer Gluckhenne für ihre Familie. Sie beschäftigt sich nur mit ihr, versagt sich alles, um es ihren Kindern zu geben, ruft, so oft sie etwas Genießbares findet, ihnen herbey, schützt sie mit ihren Flügeln, wirft sich muthig dem Raubthiere und dem Hunde entgegen, und scheint mit der Verzweiflung zu ringen, wenn eins ihrer Stiefkinder, ein Entchen, dem Triebe der Natur folgend, ins Wasser eilt. Die erste Nahrung der Küchlein besteht in hartgesottnen Eyerdottern, angefeuchteten Brodkrumen, Hirse, Hanfsamen u. d. Auch Fleisch und Würmer lieben sie. Caffeebohnen und bittre Mandeln sind ihnen schädlich. In unge-

fähr 15 Monaten haben sie ihr vollkommnes Wachsthum erreicht. Zu Fortpflanzung ihres Geschlechts taugen sie aber schon früher. Ihr Alter könnten sie auf 20 und mehr Jahre bringen, wenn nicht vielen Tausenden, ja Millionen, die Menschen es gar sehr verkürzten. Auch Krankheiten sind sie häufig unterworfen. Bald quält sie der Pips, wenn die Drüsen sich verstopfen, und die Zungenspitze hart wird; bald haben sie die Darre, wenn die Fettdrüse über dem Schwanze sich verhärtet. Ein anderes Mal leiden sie an der Verstopfung, oder am Zipperlein, oder sie bekommen steife Beine, oder einen geschwollnen Kropf. In der Mauserzeit müssen sie wärmer gehalten und sorgfältiger gefüttert werden. Man kann mit jedem Huhn den oben bey dem wälschen Hahne angeführten Versuch machen, daß es unbeweglich stille liegen bleibt, wenn man ihm einen dicken Strich mit Kreide vor den Schnabel zieht. Nur muß man ihm den Kopf wohl niederdrücken und auch, nachdem der Strich schon gemacht ist, die Hand einige Minuten auf dem Kopfe lassen. Dieses Gefühl des Drucks, verbunden mit dem Anblick des Striches, überredet das Thier, es liege ihm ein Balken auf dem Kopfe. Jetzt darf man sich immer

wegbegeben, poltern, lärmen, wie man will, es bleibt liegen, bis ein plötzlicher Stoß durch einen neuen Eindruck den Vorigen verdrängt.

Um die Hühner recht fett zu machen, verschneidet man sie. Die Schwelgerey hat uns das Kunststück gelehrt, ganze Generationen auf einmal zu verschlucken, und aus jungen Hähnen **Kapaunen**, und aus Hennen **Poularden** zu machen. Auch pflegt man wohl den Hähnen einen ihrer Sporen wegzuschneiden, und ihn an die Stelle des gleichfalls weggeschnittnen Kammes gleichsam einzuimpfen, wo er dann fortwächst. In der That ein gar armseliges Kunststück. Der Kapaun mausert sich nicht mehr, seine Stimme ist heiser, und Hähne und Hennen begegnen ihm mit sichtbarer Verachtung. Doch läßt er sich zum Brüten brauchen.

Ungemein auffallend sind die Spielarten von Haushühnern, wovon wir jetzt einige der Merkwürdigsten kürzlich beschreiben wollen. Am Leibe nicht besonders groß, aber auf ziemlich hohen Füßen schreitet der **englische Hahn** (Ph. G. anglicus, *le Coq d'Angleterre* 15) einher. Er ist ein trefflicher Kämpfer. Kamm und Federbusch sind nicht sehr groß. Ueber der Nase hat er rothe Fleischknötchen,

und die Halsfedern sind nicht so lang und struppig, als bey andern. Eine große, schöne Haube hat die englische Henne (16), die aber im Legen kein Muster von Fleiß ist. Doch sind ihre Eyer desto größer. Ueberhaupt aber gibt es gar viele mit Hauben gezierte Hühnerarten, worunter man besonders diejenigen schätzt, die wie unsre **Bruthenne** (14), einen ganz schwarzen Busch, übrigens aber vollkommen weißes Gefieder haben. Ganz ohne Schwanz ist der **Kluthahn** (Ph. G. ecaudatus, *le Coq sans croupion* 17) und seine Henne. Die Einwohner von Virginien versichern, daß auch die von auswärts hingebrachten Hühner bey ihnen den Schwanz verlieren. Sie sehen hinten wie ein runder Kloß aus. Ihre Schnäbel und Füße sind blaulich. Durch sehr kurze Beine, die wie der Schnabel schön gelb sind, zeichnet sich der **Kruphahn** (Ph. G. pumilio, *le Coq nain* 18) und seine **Henne** (19) aus. Man nennt sie auch ungarische Hühner. Sie sind zwar klein, aber sehr fett und fleißig im Legen und Brüten. Ganz verkehrt stehen am **Struphuhne** (Ph. G. crispus, *le Coq frisé*) die Federn, wie an der abgebildeten straubigen Henne (20) sichtbar ist. Sie müssen nothwendig für Kälte und Wärme zu empfind-

pfindlich seyn, als daß sie gute Zuchthühner abgeben könnten. Ziemlich klein, aber schön sind die **rauchfüßigen Hühner** (Ph. G. pusillus, *le Coq de Bantam* 21), die auch die Japanischen genennet werden. Alle diese und andere Arten haben sich nun freylich so untereinander vermischt, daß es selten ist, ganz reine, von ächter, unvermischter Race zu sehen. Es ist das fast der nähmliche Fall, wie bey einer Menge von Hunden. Noch müssen wir anführen: das **Wollhuhn**, dessen Federn so schlicht als die Haare eines Säugethieres sind, und zu der Fabel ihrer Abstammung von einer Henne und einem Caninchen Gelegenheit gegeben haben; das **Paduanische**, das doppelt so groß, als die gewöhnlichen, und das **Mohrenhuhn**, das ein wahrer Neger unter den Hühnern ist, und Kamm, Backenlappen, ja selbst die Knochen schwarz haben soll.

Das Fleisch und die zu einer Menge Speisen so vortrefflichen Eyer haben uns die Hühner sehr werth gemacht, auch ist ihr Mist ein guter Dünger. Junge Hühner, Kapaunen und Poularden sind ihres Fleisches wegen, ältere aber um der kräftigen Brühe willen, die sie geben, von nicht geringem Nutzen. Aus den Eyerschalen werden Pfeifenköpfe,

falsches Porcellan und Farben gemacht. Die Federn geben Betten, die freylich nicht die besten sind, aber doch den ihnen gemachten Vorwurf nicht verdienen, man habe auf ihnen einen härtern Todeskampf. Hühnerfedern, Eiderdunen und Stroh sind dann wohl ganz gleich, und nur ein Thor kann jenes Vorgeben ersonnen haben. Denn Ruhe und Friede haben ihren Sitz nicht im Kopfkissen, sondern im Herzen.

Schon sehr alt ist die Gewohnheit, die Bildnisse von Hähnen auf Kirchthürme als **Wetterfahnen** zu setzen. Wenn man gewissen Leuten glauben will, die zu allem eine tief ausgedachte und weitgesuchte Erklärung in Bereitschaft haben, soll dieß eine nachdrückliche Aufforderung an die Geistlichkeit seyn, eben so **wachsam**, als der frühe schon krähende Hahn, fürs Beste der Gemeine zu sorgen; eben so rein wie er, der den Staub von seinen Flügeln abschüttelt, zu wandeln; eben so **freygebig**, wie er seine Hühner füttert, die geistliche Speise mitzutheilen; eben so **muthig** wie er kämpft, gegen den Sünder zu eifern. Kurz, eine ganze Pastoraltheologie soll der **Hahn** auf der Kirchthurmspitze vortragen.

Ein sonderbarer Gebrauch herrscht bey den Juden an ihrem Versöhnungstage. Der Hausvater nimmt einen Hahn, spricht ein Gebeth und schlägt sich den Hahn dreymal um den Kopf mit den Worten: Dieser Hahn sey statt meiner Sünden. Wie ich ihn nach Willkür hin und her bewege, so verwandeln sich die Engel, die mich verklagen, in Fürbitter. Ein ähnliche Ceremonie wird von allen im Hause begangen. Am Ende werden — was noch das Beste bey der Sache ist, die Hühner geschlachtet, und die Sünden, die ihnen aufgebürdet worden, mit ihnen rein aufgezehret.

Ausser den schon beschriebenen Hahnenkämpfen, hat man noch andere Lustbarkeiten auf Kosten dieser armen Geschöpfe erdacht. Hieher gehört das Hahnenschlagen, eine gewöhnliche Bauernfreude an ihren Hochzeitfesten. Man bindet einen Hahn an einen Pfahl, und läßt nach der Reihe herum die Gesellschaft mit verbundnen Augen nach ihm schlagen. Wenn werden doch die Menschen einsehen, daß die Rechte, die ihnen der Schöpfer über die Thiere eingeräumt hat, sich nicht weiter, als auf den vernünftigen Gebrauch derselben erstrecken, und daß solche Mißhandlungen ein wahres Verbrechen seyen? Nicht zu

gedenken, daß solche blutige Freuden gewiß einen nachtheiligen Einfluß auf die Denkungsart haben, und zur Grausamkeit und Härte gewöhnen können. Domitian kannte keine größere Freude, als Fliegen zu spießen, und diese Geisel der Fliegen wurde der grausamste Tyrann; und Karl IX. König von Frankreich, der aus seinen Fenstern auf die unglücklichen, sich flüchtenden Hugenotten schoß, und mit Wollust den Verwesungsgeruch von der Leiche des ermordeten Coligni einzog, liebte die Jagd so ausschweifend, daß er seine Hände im Blute der erlegten Thiere zu waschen pflegte. In dieser Schule lernte dieser von Natur wohlwollende Fürst — Blut zur Lust vergießen.

Mit Recht hoffen wir, solcher Grausamkeiten gegen die Thiere werden immer weniger werden. Erst vor einem Jahre (1794) ist in Ulm das bey dem jährlichen Fischerstechen übliche Martern einer Gans, die man an den Füßen quer über das Wasser hieng, um ihr im Durchfahren den Hals abzureißen, gänzlich abgeschafft worden. Es sey nun, daß die Weisheit der Obrigkeit, oder der Geschmack eines gesitteten Publicums, oder die Menschlichkeit der Fischerszunft dieses bewirkt habe; so gereicht diese

Sache

Sache immer zur wahren Ehre jener freyen Reichsstadt, deren jährliches Volksfest dadurch sicher in den Augen aller Vernünftigen gewonnen hat.

---

# Tab. VIII. & IX.

# Der Fasan.

## Phasianus, *le Faisan.*

Der gemeine Fasan (22) und seine Henne (23)
Der Goldfasan (24) und seine Henne (25)
Der Silberfasan (26) und seine Henne (27)
Der bunte Fasan. (28)

Bey Weitem nicht so fähig zu einem ruhigen häuslichen Leben, wie unsre Haushühner, ist der Fasan, ob er gleich mit ihnen zu einer Gattung gehört. Auch die sorgfältigste Pflege und treueste Wartung wird ihn nie dahin bringen, daß er gern in unsern Häusern wohne. Er bleibt nur, weil er muß, ist immer wild und unruhig, denkt bloß auf seine Freyheit, und stört auch wohl den Frieden und die Ruhe derer, die mit ihm einerley Loos der Gefangenschaft theilen. Schenkt man ihm seine Freyheit wieder, so ist vollends kein mißtrauischeres Geschöpf als er.

Ueberall ahndet er Gefahr, und auch der Schatten eines bewegten Baumzweiges verscheucht ihn.

Schon der Nahme des gemeinen Fasans (Colchicus) verräth sein Vaterland. Er hält sich besonders häufig am Fluße Phasis, in den türkischen Provinzen Georgien und Mingrelien, auf. Von hier brachten ihn die Argonauten, bey Gelegenheit ihrer Reise nach Colchis, nach Griechenland, und es ist keine Frage, daß sie sich hiedurch ein größeres Verdienst erworben haben, als durch die Eroberung des goldnen Vließes, wenn auch gleich jene kein Drache bewachte. Von Griechenland aus haben sich diese trefflichen Vögel fast überall, hier seltner, dort häufiger, verbreitet. Doch soll man in Schweden, Großbrittanien und in der Schweiz keine Fasanen wild finden. Die große Menge von Fasanen in Böhmen, die zu einem Handelszweige geworden sind, soll, wie fast nicht zu zweifeln ist, noch immer eine wohlthätige Folge von Herzog Friedrichs Großmuth seyn, der 200 Fasanen auf einmal die Freyheit schenkte, und sie zu fangen oder zu tödten aufs strengste verboth, bis sie sich recht verbreitet hätten. Ein solches Capital eines Fürsten ist in der That auf reiche Zinsen angelegt, und die späte Nachkommen-

schaft segnet noch den Mann, der sein Land auf diese Art wahrhaft bereichert hat. Da, wo der Fasan zu Lande hinkommen konnte, und ihm das Clima nicht zu kalt war, hat er sich auch verbreitet. Allein einen Flug nach America zu wagen, sind seine Flügel zu kurz. Zwar findet man dort welche, aber nur solche, die zu Schiffe hingebracht worden sind.

So groß als der Haushahn, aber gestreckter und schlanker, ist der gemeine Fasanenhahn (22). In seinem Gange und Anstande hat er etwas von dem Stolz des Pfauen, mit dem er jedoch, so schön er auch ist, nie um den Preis der Schönheit streiten kann. Denn immer wird ihm der schöne Hals, die bewegliche Krone, das prachtvolle Rad fehlen. Seine Backen haben eine scharlachrothe, warzige, nackte Haut. Der Augenring ist gelb, der etwas gekrümmte Schnabel hornfarbig; der Oberleib braun, gelblichroth und weiß, Kopf und Hals ausgenommen, die prächtig ins Grüne, Blaue und Violette spielen. Unter den Ohren zeigen sich um die Begattungszeit goldgrüne Federbüschel, daher man bey einigen Schriftstellern von gehörnten Fasanen, von stehenden Ohren derselben u. d. etwas finden kann. Der Unterleib ist röthlich mit dunklern Flecken, die

Flügel sind bräunlich; die Schwungfedern gefleckt. Sein Schwanz, der aus 18 Ruderfedern besteht, worunter die Mittelsten die längsten sind, ist röthlichbraun mit Schwarz und Purpur. Die kleinere Henne (23) hat einen kürzern, braun und schwarz gesprenkelten, was überhaupt die herrschende Farbe ihres Gefieders ist. Ihre Brust ist aschgrau mit etwas roth, und ihre Stimme schwächer. Nur so lange die Federn in Verbindung unter einander stehen, haben sie die angeführten Spielungen. Einzeln sehen sie gemeiner aus. Die drey Vorderzehen der Fasanen, wozu noch die hintere und bey dem Hahne ein ganz kleiner Sporn kommt, sind einiger Maßen durch eine Haut verbunden, und wirklich lieben sie etwas feuchte Gegenden, so daß also die Natur durch die Beschaffenheit der Füße ihrem Naturell zu Hülfe kam. Ebne Waldungen sind ihre Wohnung. Sie übernachten auf den Gipfeln der Bäume, und schlafen mit unter die Flügel gestecktem Kopfe. Widrig ist ihr Geschrey, fast wie der Pfauen ihres, und laut klatschen die Hähne mit den Flügeln, wodurch sie sich oft verrathen. Nicht ohne daß man sie dazu nöthigt, fliegen sie auf. Im Laufe sind sie schneller als die Hühner.

Die Wildheit der Fasanen ist unbezwinglich. Wenn man sie auch so weit gezähmt hat, daß sie auf einen Pfiff zur Fütterung erscheinen, so ist doch, sobald ihr Bedürfniß befriedigt ist, ihr menschenscheues Wesen wieder da, und nie werden sie gegen den, der ihnen wohlthut, zutraulich und zahm. Ihre Liebe zur Freyheit, die ihnen um keinen Preis feil ist, ist eben so groß als ihre Wuth, wenn sie sich nun gefangen sehen; eine Wuth, die sie nicht selten an den unschuldigen Mitgenossen ihres Schicksals durch grausame Schnabelhiebe auslassen. Auch sie selbst untereinander haben keine Neigung zum gesellschaftlichen Leben. In der Freyheit hält sich der Hahn nur zu einer Henne. Der Mensch, der auch über die Gesetze der Natur erhaben zu seyn glaubt, und sie nach seinen Grillen ändert, hat für gut befunden, in Fasanerien jedem Hahne sieben Weiber zu geben. In einem dunkeln, verborgnen Winkel macht die Henne aus Stroh, Blättern, und ähnlichen Materialien ihr Nest. Sie ist so daran gewohnt, es selbst zu verfertigen, daß, wenn sich auch ein bereits fertiges Nest ihr darbiethet, sie es erst zertrümmert, und dann sich aus den Ruinen desselben ein neues nach ihrer Weise baut. Nur Ein Mal im Jahre, we-

nigstens in unsern Gegenden, legt sie 12—20 sehr weiche, grünlich graue Eyer, deren Zahl einige noch beträchtlich vermehren, und brütet 20—25 Tage darüber. In Fasanerien muß der große Umfang ihres Aufenthalts so viel möglich das Ansehen haben, als lebten die Fasanen in der Freyheit. Wohlgerüche lieben sie ungemein. Man versüßt ihnen durch einen Rauch von Anis, Kampfer, Weihrauch ꝛc. ihren Aufenthalt, und lockt auch wohl die Verflognen dadurch zurück. Die Hähne müßen mit ihren Weibern in besondern Gehegen so von andern Hähnen abgesondert werden, daß sie einander gar nicht sehen. Sonst fangen sie an zu kämpfen, oder überlassen sich, auch beym bloßen Anblick eines Hahns, einer wüthenden Eifersucht, die sie in ihrem Berufe stört. Oft hegt man in Fasanenreichen Gegenden bloß Hennen, wo denn von Zeit zu Zeit wildlebende Hähne sich einfinden und Besuche abstatten, die nicht ohne Nutzen sind. Durch große Mühe hat man die starke Abneigung des Fasanen vor unnatürlicher Paarung zu überwinden gewußt, und ihn zum ehelichen Umgange mit der Haushenne genöthigt, wovon man eine sehr schmackhafte, aber unfruchtbare Bastardart erhielt.

Da, wo man die Fasanen in einem Walde hegt und füttert, ist der Verlust der rechten Hand auf die Lüsternheit, einen Fasanen zu tödten, gesetzt. In der That, ein furchtbarer Ersatz für einen solchen Vogel! In neuern Zeiten hätten die Fasanen fast eine Empörung veranlaßt. Aus Liebe zu ihnen befahl Carl III. König von Spanien, alle Katzen auf der Insul Procida, wo die königlichen Fasanen gehegt wurden, zu tödten. Ein Privatmann konnte sich nicht dazu entschließen, behielt seine Katze, und wurde deßwegen ausgepeitscht, und auf die Galeeren geschmiedet. Jetzt nahmen Ratten und Mäuse so überhand, daß kein Kind in der Wiege mehr sicher war. Das Volk empörte sich, das Edict zu Gunsten der Fasanen ward widerrufen, und die Katzen erhielten wieder den Zutritt auf Procida.

Die jungen Fasanen können zwar, sobald sie die Eyer verlassen haben, laufen, müßen aber doch sorgfältig gewartet werden. Nach dem ersten Tage ihres Lebens, der ein Fasttag für sie ist, bekommen sie klein gehackte Eyer mit Nesseln, Schafgarben und Ameiseneyern. Vor Nässe verwahrt man sie und gibt ihnen auch nichts zu saufen. Nach 6 Wochen nehmen sie das gewöhnliche Futter, Gersten,

Weizen ꝛc. an. Oft quälen Würmer und Insecten die Fasanen. Um ihnen Erleichterung zu verschaffen, räth man, einen kleinen Haufen feinen Sand, worin sie sich wälzen können, in ihr Gehege zu thun. Der dritte Monat, wo die langen Schwanzfedern zu treiben anfangen, ist für sie ein kritischer Zeitpunkt. Daß sie ihr Alter nur auf 7 Jahre bringen, und die Querbänder am Schwanze die Zahl ihrer Lebensjahre angeben sollen, ist beydes unerweislich.

Die Nahrung der Fasanen besteht in allerley Pflanzen und Getreide, auch gewissen Insecten, besonders Ameiseneyern, Heuschrecken, Tausendfüßen, Ohrwürmern u. d. Selbst Schnecken, ja Kröten fressen sie, und es ist sehr merkwürdig, daß sie keinen Frosch und keine Eidechse anrühren. Kranke, wehrlose Fasanen werden von ihren gesunden Brüdern aufgefressen. Sogar Aas verschmähen sie nicht ganz, doch mag dieß immer ein sehr seltner Fall seyn. Ein Jäger war einmal Zeuge davon. Er sah von ferne einen Haufen Krähen, in deren Gesellschaft sich einige ihm fremdscheinende Vögel befanden, an einem Aase gemeinschaftlich fressen. Er schoß auf Gerathe wohl unter den Vogelhaufen und fand, als

er

er näher hinzukam, mit Erstaunen, daß er eben so viele Fasanen als Krähen getödtet habe.

Mit Schlingen, Hühnerhunden, Netzen und Schießgewehren stellt man ihnen nach. Der stolze, muthige Hahn stutzt den Hühnerhund an, als wollte er ihn fragen, was er da zu schaffen habe, und läßt dadurch dem Jäger volle Zeit, ihn recht zu fassen. Die demüthigere Henne drückt sich, im Gefühl ihrer Ohnmacht, vor dem Hunde, wie das Rebhuhn, an die Erde. Auch mit Raubvögeln macht man Jagd auf sie. Wie anderes Geflügel werden die Fasanen gemästet. Ein junger gemästeter Fasan ist eine treffliche gesunde Speise. So wenig man Fasanen selten nennen kann, so sind sie doch nicht so häufig, daß ihr Preis nicht immer in einer beträchtlichen Höhe sich halten sollte. Der an Unsinn aller Art so große Heliogabal fütterte seine Löwen mit Fasanen. Nicht bloß der Mensch ist ihrem Leben gefährlich. Habichte, Hühnergeyer, Füchse, Iltisse, Marder u. d. stellen ihnen häufig nach, und Krähen und Aelstern stehlen ihre Eyer.

Ein unbeschreiblich prächtiges und reizendes Thier ist der **Goldfasan** (Ph. pictus, *le Faisan doré*, der chinesische, dreyfarbige, rothe Fasan),

der den gemeinen Fasan, so schön er auch ist, unendlich übertrifft. Der glücklichere Himmelsstrich, den er bewohnt, hat ihm noch neue Reize geschenkt. Doch hat ihn sein buntes Kleid nicht so stolz gemacht, daß er sich seines Ursprungs schämte. Im Gegentheil erkennt er die gemeinen Fasanen für seine Geschwister, lebt friedlich mit ihnen, und erzeugt mit denselben unfruchtbare Bastarde, die ein ziemlich gemeines Gefieder und einzelne goldgelbe Federn auf dem Kopfe, als Denkzeichen ihrer Abkunft, haben.

Der Goldfasanhahn (24) ist etwas kleiner (*) als der gemeine, den Schwanz ausgenommen, der um ein beträchtliches länger ist. Auf seinem Kopfe prangt ein prächtiger, hochgelber Federbusch, der wie ein Topas schimmert. In der Begattungszeit erhebt er ihn majestätisch, und dann sieht er auch noch

(*) Nicht ohne Grund ist dieser Umstand in der Zeichnung nicht beobachtet worden, um in dem Colorit des Gefieders nicht auf einen zu kleinen Raum eingeschränkt zu seyn. Ueberhaupt müßen wir hier wiederhohlen, daß es nach unserm Plane unmöglich sey, bey allen Vögeln das wahre Verhältniß ihrer Größe gegen einander zu beobachten. Unser Text, wie unsre Kupfertafeln haben

noch schöner aus. Der Oberhals ist dunkelgelb mit blauen Querflecken. Der Anfang des Rückens ist schmaragdgrün mit schwarzen Streifen; der übrige Theil des Rückens goldgelb. Die Flügel sind bräunlich roth, mit einer schönen blauen Stelle an den kürzern Schwungfedern. Ein reines, brennendes Scharlachroth bedeckt den ganzen Unterleib. Der lange Schweif scheint röthlich braun und schwarz in einander geschmelzt. Die Augenringe, der Schnabel, die Füße und die Klauen sind gelb. Dieser Reichthum von den edelsten und schönsten Farben ist in einer solchen Verbindung, daß das Ganze des Vogels wirklich unbeschreiblich schön ist.

Die Goldfasanenhenne (25) steht in Absicht auf Schönheit sehr weit hinter ihrem Gatten. Ihre Farbe ist ein Gemische von braun, gelb und grau.



gewisse Schranken, die sie nicht überschreiten dürfen. Wie könnte man auch von unsern naturhistorischen Wochenblättern eine Vollkommenheit erwarten, die man den größten und schönsten Werken zu geben fast unmöglich fand? Und wie müßte wohl das Werk beschaffen seyn, in dem der Strauß und der Zaunkönig, der Dronte und der Colibri im richtigsten Verhältnisse gegen einander abgebildet wären?

Sehr merkwürdig ist der Umstand, daß in England zwo Goldfasanenhennen sich nach und nach von der gemeinen Farbe einer Schnepfe bis zum kostbaren Gefieder eines Hahnes verschönert haben.

Bey weitem nicht so wild als die gemeinen Fasanen sind die Goldfasanen. Sie scheinen vielmehr viele Sanftmuth in ihren Sitten und Anhänglichkeit an den Menschen zu haben. Die Eyer, die sie legen, sind kleiner, als die von unsren Haushennen, und gelbröthlicher, als die gemeinen Fasaneneyer. Inzwischen müssen wir hier die Bemerkung hinzufügen, daß man gar oft von denselben Vogelarten Eyer von verschiednen Farben antrifft. So ist wirklich bey den Fasanen der Fall, daß zuweilen auch der gemeine gelbröthliche, und dann der Goldfasan grauliche Eyer legt. Aehnliche Erfahrungen hat man schon bey Truthühnern, Pfauen und andern Vögeln gemacht. Ob hieran ein kränklicher Zustand, oder das Alter der Vögel, oder eine gewisse Art von Futter Schuld sey, läßt sich schwer entscheiden. Wer will alle Geheimnisse der Natur ergründen?

So kostbar dieser Vogel ist, so leicht gewöhnt er sich doch an unser europäisches Clima. Er ist stark und dauerhaft, und erreicht auch fern von seiner

Hei=

Heimath ein ziemliches Alter. China ist sein Vaterland; aber man findet ihn jetzt in allen deutschen Menagerien, wo er zur Zierde gehalten wird. Gewiß ließe er sich auch im Freyen einheimisch machen, wenn man nicht den kindischen Muthwillen derer besorgen müßte, die kein Geschöpf in der Freyheit sehen können, ohne einen Kützel zu fühlen, es zu zerstören.

Auch der Silberfasan (Ph. Nycthemerus, *le Faisan blanc de la Chine*, der schwarz und weiße chinesische Fasan,) verdiente um seines, wenn auch nicht mannigfaltigen, doch auszeichnend angenehmen Gefieders willen, die günstige Aufnahme, die er in den Gärten der Reichen fand. Zwar ist er bey weitem nicht so bunt und schimmernd als der Vorige, aber doch immer schön genug. Ein indigblauer Federbusch prangt auf dem Kopfe des Silberfasanhahns (26). Die Augen umgibt nicht nur die nackte, rothe, allen Fasanen gemeine Haut, sondern es hängen auch ansehnliche Lappen von ihr herab. Der Oberleib, die Flügel und der Schwanz sind silberweiß. In jenem und den obern Flügel-Deckfedern bilden schwarze Federn runde Einfassungen; die Schwung- und Ruderfedern aber haben schwarze

Quer-

Querstreifen. Der ganze Unterleib, Hals, Brust und Bauch sind schwarz in Purpur und Indigblau spielend. Hiezu kommen noch gelbe Augenringe, ein eben solcher Schnabel, und rothe Füße mit einem weißen Sporn. Weil sein Oberleib ganz hell, und der Unterleib ganz dunkel ist, so ist der lateinische, oder vielmehr griechische Nahme Nycthemerus, Tag- und Nachtfasan, ganz schicklich gewählt.

Der Silberfasanhahn ist größer als der gemeine. Seine Henne (27) ist kleiner, und von rothbrauner Farbe. Unter ihrer rothen Wangenhaut befindet sich eine weißliche Stelle. Am schmutzig weißen Unterleibe bemerkt man einige schwarze Streifen. Auf ihrem Kopfe ist ein dunkelbrauner Federbusch. Die Füße haben ein helleres Roth als bey dem Hahne.

Wenn diese Hennen Junge haben, so macht der Eifer, sie zu beschützen, sie beynahe rasend. Selbst ihr gewöhnlicher Pflegevater und Ernährer darf es nicht wagen, ohne mit einem Prügel versehen zu seyn, in ihre Wochenstube zu kommen. Er setzt sich sonst der Gefahr aus, daß ihm die übertrieben wachsame Mutter auch durch den Stiefel ein Loch in den Fuß hackt, oder wohl gar ihm auf den Kopf fliegt,

und

und eine Wunde in die Stirne beybringt, die die stärkste, ja gefährlichste Verblutung nach sich ziehen kann.

Auch der Silberfasan ist in China zu Hause, von wo aus er in mehrere Gegenden als Mitglied der Thiergärten gebracht worden ist, in denen er sich auch fortpflanzt.

Eine große Seltenheit ist der bunte Fasan (Ph. varius, *le Faisan varié* 28). Er hat ein ganz weißes Gefieder, in dem man aber alle Farben anderer Fasanen, in zerstreuten Flecken, entdeckt. Dieser Umstand hat die Naturforscher auf eine Vermuthung geführt, die die Wahrnehmung, daß gar so selten ein bunter Fasan gefunden wird, zu bestätigen scheint. Es gibt in Flandern eine Art ganz weißer Fasanen, die aus mitternächtlichen Ländern dahin kommen. Ihr weißes Kleid könnte, wie das bey mehreren Thieren im Norden der Fall ist, eine Folge der strengen Kälte seyn. Aus der Vermischung eines gemeinen Fasanes mit einem solchen weißen, soll nun der bunte Fasan, als eine Bastardart, entstanden seyn. Er hat eine dicke Haube, sehr niedliche Flecken und einen ziemlich langen Schwanz.

Eine andere Erfahrung kommt obiger Vermuthung, er sey nur eine Bastardart, sehr zu Statten.

Man will am bunten Fasane bemerkt haben, daß er zur Fortpflanzung nur wenig tauge. Dieß hat man schon an gar vielen Bastarden wahrgenommen. Zu nicht geringem Schaden mußte dieß schon mancher Hauswirth erfahren. So sollen z. B. die von Hühnern ausgebrüteten Enten zwar gute, fruchtbare Eyer legen, aber nie im Stande seyn, sie auszubrüten. Andere behaupten, selbst die Eyer taugen nichts und seyen lauter.

Marsden gedenkt in seiner Reise eines merkwürdigen Sumatranischen Fasans, von außerordentlicher Schönheit, den die Eingebornen Cuh-Auh nennen. Es ist bisher noch nicht gelungen, ihn als Hausvogel lebendig zu erhalten. Noch nie überlebte einer den Verlust seiner Freyheit länger als einen Monat. Er hasset das Licht, und läßt seine Stimme nur an einem dunkeln Orte hören. Sie soll ungemein kläglich und fast wie sein Nahme klingen. Er ist größer als der gemeine Fasan. Sein Fleisch soll aber eben so schmecken. In Europa ist aus sehr begreiflichen Ursachen noch keins dieser schönen Thiere gesehen worden, und wirds auch wohl nicht eher, als bis man Mittel findet, seinen unüberwindlichen Abscheu vor Einsperrung ihm abzugewöhnen, und ihm das häusliche Joch erträglich zu machen.

# Tab. X.

# Das Perlhuhn.

## Numida Meleagris, *la Peintade.*

Der Hahn. (29) Die Henne. (30)

# Das buschige Perlhuhn.

## Numida cristata, *la Peintade huppée.* (31)

Mit allen Arten des Schmucks war die Natur gegen ihre Kinder freygebig. Auch mit etwas den so ungemein geschätzten Perlen Aehnlichem, zierte sie einige Vögel aus. Dieß Loos traf die **Perlhühner**, abermals eine nicht unbedeutende **Gattung** in der **Ordnung** der hühnerartigen oder Hausvögel.

Aus nicht mehr denn drey **Arten**, wenigstens sind bisher ihrer noch nicht mehrere entdeckt, besteht die **Perlhühner-Gattung**, deren gemeinschaftlicher Charakter ein kurzer, aber starker Schnabel, mit einer warzigen Wachshaut, in der die Nasenlöcher liegen, ein Helm auf dem Kopfe, ein etwas schwacher, nackter Hals, ein kurzer, abwärts hängender Schwanz, und ein mit perlartigen Tropfen besäter Leib ist.

Schon den Römern und Griechen waren die Perlhühner sehr wohl bekannt. Allein in den traurigen und finstern Zeiten, die auf die glänzenden Perioden jener Nationen folgten, verschwinden die Perlhühner wieder so ganz, daß man bey den Schriftstellern des Mittel-Alters auch keine Spur mehr von ihnen antrifft. Erst von der Zeit an, da der Weg nach Indien um die africanischen Küsten entdeckt wurde, leben sie in Europa wieder auf, und werden allgemein bekannte Hausthiere, die aus ihrer Heimath, Africa, nun in alle Welttheile, sogar nach America versetzt werden. In St. Domingo, wo sie die Europäer hinbrachten, findet man sie wild, und es ist eine der Sonderbarkeiten, deren man in der Naturgeschichte so viele wahrnimmt, daß die Perlhühner, die doch als Zahme in jene Insul gebracht werden, daselbst in der Freyheit so verwildern, daß sie zum stillen, häuslichen Leben nun gar nicht mehr taugen. Wer daher in America welche unter seinem Hausgeflügel zu haben wünscht, der läßt sie aus Africa kommen, obgleich er wildlebende genug in der Nähe hat. Fast alle Nahmen der africanischen Länder sind den Perlhühnern beygelegt worden. Der Eine hieß sie Numidisch,

der Andere Barbarisch, der Dritte Lybisch, u. s. w. Einige Mahomedaner verkauften sie sonst sehr theuer an einfältige Christen unter der Benennung: Hühner von Jerusalem. So wie sie aber den Betrug merkten, so suchten sich diese wieder einfältige Türken, und verhandelten sie als Hühner von Mecca.

Etwas größer als der Haushahn ist das gemeine **Perlhuhn.** An beyden Seiten seines Schlundes hängen, bald größere, bald kleinere Fleischlappen, doch ohne Kehlenfalten. Kopf und Hals sind nackt, wie beym Truthuhne, und haben eine Menge Borsten. Auf dem Kopfe befindet sich ein knorpeliger, bräunlicher Helm. Er soll eine vortreffliche Schutzwehr der etwas schwachen Hirnschale seyn, da diese Vögel sehr zänkisch und streitsüchtig sind. Der Schnabel ist röthlich, die kleine Ohröffnung ganz unbedeckt. Die Fußzehen haben halbe Schwimmhäute, die bey der Vorliebe dieser Vögel für morastige Gegenden nichts weniger als zwecklos sind.

Ohne reich an schönen Farben zu seyn, haben die **Perlhühner** doch ein auszeichnendes Gefieder. In einem bald mehr, bald minder blauen Grunde befinden sich in einer regelmäßigen Ordnung weiße, rundliche Flecken, die beynahe den Perlen gleichen.

So wie die Fabellehre die Schwestern Meleagers, aus Gram über den Tod ihres Bruders, in Perlhühner verwandelt werden ließ; so fand sie auch in jenen weißen Tropfen, auf dem Kleide dieser Hühner, Thränen, und man kann nicht läugnen, daß das — wenigstens eben so wahrscheinlich sey, als andere mythologische Erzählungen gewöhnlich sind. Nicht mit Unrecht nennt **Martial** das **Perlhuhn** dieser Flecken wegen das betröpfelte Huhn. Von der ursprünglich dunklen Farbe haben die **Perlhühner** im zahmen Zustande viel verloren, und jetzt ist, besonders bey der Henne, ihrem Gefieder viel Weißes und Aschgraues beygemischt. Alle Federn haben bis an die Hälfte Flaum. Auf diesem liegt der Bart der vorstehenden auf. Die Fleischbärte am Schnabel sind bey dem Hahne (29) blau, an dem auch der untere Hals bräunlich ist, bey der **Henne** (30) roth. Letztere ist immer von bleicherer Farbe. Die Flügel der **Perlhühner** sind kurz, der Schwanz hängend, die Stellung immer etwas buckelig. Allein dieß gilt auch bloß von der Stellung. Denn, wenn man ihnen die Federn ausrupft, so entdeckt man auch keine Spur von einem Höcker. Ihre Füße sind braun.

Die Perlhühner können laut und durchdringend schreyen. Dieß macht es etwas lästig, ihrer mehreren den Aufenthalt in seinem Hause zu verstatten. Lieber wollen daher viele americanische Colonisten auf ihre schmackhaften Eyer und ihr vortreffliches Fleisch Verzicht thun, als einen so ungestümmen Schreyer in ihrer Nähe dulden. Um der Insecten, die sie plagen, los zu werden, auch wohl aus Verliebtheit, wälzen sie sich, wie andere staubscharrende Vögel, (die Alten nannten sie pulveratrices,) im Staube. Ihr Flug ist, wie die Kürze ihrer Flügel bey dem Gewicht ihres Körpers vermuthen läßt, schwer und schlecht. Desto besser und fertiger aber können sie laufen. Sie lieben, um auszuruhen, etwas hohe Plätze, und setzen sich gern auf Bäume, Mauern und Dächer. Ueberhaupt bemerkt man das bey mehrern Vögeln, die von ihren Flügeln äußerst wenig Gebrauch machen, daß sie dennoch an erhabnen Orten gern ihre Ruhestätten haben.

Körner, Insecten, Brod ꝛc. sind ihre Nahrung. Da sie im Aufsuchen derselben eben nicht besonders emsig sind, so muß man sie sorgfältiger und reichlicher füttern, als andere Vögel, wenn sie

nicht

nicht allzumager werden sollen. Bey einem Perlhuhne bemerkte doch einmal einer so viel Instinct, daß es ein Stück, das ihm für Eine Mahlzeit zu groß war, verscharrte, und so für die Zukunft besorgt war.

Das Perlhuhn ist ein lebhaftes, zanksüchtiges Geschöpf. Es hat nicht übel Lust, den gebiethenden Herrn auf dem Hühnerhofe zu spielen, fürchtet auch den so zornmüthigen Truthahn nicht, und versetzt diesem schwerfälligen Thiere immer 20 Hiebe, bis es Einen empfängt. Was Sallust von Numidischen Reutern sagt, sie greifen stürmisch an, wenden, wenn sie Widerstand finden, plötzlich den Rücken, sitzen aber bald darauf ihrem Gegner, ehe er sichs versieht, wieder auf dem Nacken, das soll buchstäblich von den kampflustigen Numidischen oder Perlhühnern gelten. Ob, wie einige vermuthen wollen, der Himmelsstrich auf Hühner und Menschen einen so vollkommen gleichen Einfluß haben, müßen wir dahingestellt seyn lassen. Trotz dieser scheinbaren Wildheit sind sie doch ungemein leicht zu zähmen, und nehmen gleich in dem nähmlichen Augenblicke, als sie gefangen werden, Nahrung an. Eine Bemerkung, die unsre Verwunderung über das

Ver=

Verwildern der Perlhühner, die nach St. Domingo zahm gebracht und dort in Freyheit gesetzt werden, allerdings vermehren muß. Der Reisende Brüe bekam von einer Prinzessinn auf der Insul Senegal zwey Perlhühner zum Geschenke, die so zahm waren, daß sie mit ihm von Einem Teller aßen. Wenn er ihnen zuweilen die Erlaubniß gab, von seinem Schiffe einen Ausflug ans Ufer zu thun, so kamen sie doch ordentlich, auf den Klang der Glocke, die das Schiffsvolk zum Mittag- und Abendessen versammelte, auf das Schiff zurück.

Der Hahn nimmt 6—12 Hennen auf sich. Letztere legen 16—25 Eyer, ja, wenn man die frischgelegten immer wieder wegnimmt, bis an hundert. Sie sind nicht ganz so groß, als die Eyer der Haushennen und haben harte Schalen. Man bemerkt zwischen den Eyern der zahmen und der wilden Perlhühner eine Verschiedenheit. Die letztern haben dunkle Flecken; die erstern aber sind anfangs hellroth, und bekommen, wenn sie kalt sind, die Farbe einer trockuen Rose. Die Brutzeit währt 25 Tage. Ueber das Verhalten der Hennen gegen die Jungen sind die Meinungen getheilt. Einige schreiben ihnen eine außerordentliche Sorgfalt für ihr Be-

stes, andere aber eine seltene Gleichgiltigkeit zu. Der Zeitpunkt, wenn die Jungen ihre Helme und ihre Bärte bekommen, ist für ihr zartes Leben höchst gefährlich. Sie sind alsdann sehr krank und müßen sorgfältig gewartet werden. Wenn man von Jugend auf einen Perlhahn mit gemeinen Hühnern erzieht, so kann man eine Bastardart bekommen. Aber nie wird diese andre als durchsichtige, zur Zucht unbrauchbare Eyer legen. Die Natur erkennt ein solches Machwerk des menschlichen Witzes und Tändelgeistes für unterschobne Waare. Sie versagt ihm Nachkommenschaft, weil sie für Mannigfaltigkeit der Geschöpfe hinlänglich gesorgt zu haben glaubt.

Das Fleisch der jungen Perlhühner ist vortrefflich. Die wildlebenden auf St. Domingo sollen im Wohlgeschmack den Fasanen gleich kommen. Auch die Eyer werden für eine sehr angenehme Speise gehalten. Im alten Rom wurden diese Hühner, ihrer Seltenheit wegen, sehr gesucht und theuer bezahlt. In Griechenland müßen sie nicht so selten gewesen seyn, da sie und eine Gans das gewöhnliche Armenopfer bey den Mysterien der Isis waren.

Der Wohlgeschmack ihres Fleisches, und ihre Emsigkeit im Legen erregt den Wunsch, daß diese nützlichen Geschöpfe aus den Menagerien reicher Leute, wo sie doch nur zur Zierde gehalten werden, in die Meyerhöfe des Landwirths wandern, und da zum Nutzen gehalten werden möchten.

Nicht etwa nur eine Spielart, sondern eine für sich bestehende Art, ist das **buschige Perlhuhn** (31). Es ist etwas kleiner als das gemeine. Kopf und Genicke, die beyde nackt sind, haben eine dunkelblaue Farbe. Der Hals ist blutroth. Auf dem Kopfe prangt eine dunkelschwarze Krone. Der ganze Leib ist schwarz mit blaulich weißen Flecken. Die Schwungfedern sind schwarzbraun. Eigentliche Backenlappen hat dieses **Perlhuhn** nicht, wohl aber eine Falte nach dem Schnabelwinkel zu. Der Schwanz ist zugerundet, zusammengedrückt, und etwas länger herabhängend als am gemeinen. Der Schnabel ist von bräunlicher, die Füße aber sind von schwärzlicher Farbe. Ostindien ist das Land, aus dem dieser Vogel in die holländischen Thiergärten gebracht worden ist. Ueber seine Sitten und Lebensart sind noch keine auszeichnende Bemerkungen bekannt gemacht worden.

# Tab. XI.

## Das Auerhuhn.

Tetrao Urogallus, *le grand Coq de Bruyere.*

Der Hahn. (32) Die Henne. (33)

## Das Birkhuhn.

Tetrao Tetrix, *le petit Coq de Bruyere.*

Der Hahn. (34) Die Henne. (35)

Die Waldhühner, von denen wir jetzt einige näher beschreiben wollen, machen unläugbar eine sehr wichtige Gattung aus, man mag nun auf die Zahl der Arten, deren nicht weniger als 67 sind, oder auf die beträchtliche Größe einiger derselben, oder auf den Nutzen, den sie uns leisten, Rücksicht nehmen. Alle haben einen nackten, warzigen Fleck über den Augen mit einander gemein, und dieß ist der in die Augen fallende Charakter, der diese Menge sonst freylich sehr verschiedner Vögel in den Systemen der Naturgeschichte zu Einer Gattung verbindet. Weil aber doch so viele Arten die Uebersicht der ganzen Gattung erschweren würden, so suchte man sie wieder zu theilen, und fand sich durch die Wahrnehmung, daß einige nackte, andere aber befiederte

fiederte Füße haben, hinlänglich berechtiget, sie als zwo Familien Einer Gattung zu betrachten, von denen wir uns jetzt mit derjenigen zuerst beschäftigen, deren Mitglieder an den Füßen mit Federn versehen sind.

Fast so groß als ein Truthuhn ist der Auerhahn (32). Sein Nahme scheint von seinem Aufenthalt in waldigen Gegenden herzukommen, die sonst Auen (*) hießen. Die nördlichen Gegenden von Europa, Asien und America sind seine Heimath. In Deutschland hat er seinen Wohnsitz besonders im Thüringer- und im Schwarzwalde. Er kann mit seinen Flügeln beynahe 4 Fuß klaftern, und hat eine Schwere von 12—15 Pfund. Sein Schnabel ist stark, gekrümmt, schneidend und blaßgelb; sein Kropf sehr groß. Am Hinterkopfe und an der Kehle befinden sich starke Federbüschel. Kopf, Hals und Rücken sind schwarz, grau und weiß gesprenkelt; die Brust ist glänzend schwarzgrün, die Deckfedern der Flügel sind braun mit wellenförmigen Linien. Am Ursprunge der Flügel bemerkt man einen weißen



(*) Noch bis diese Stunde heißt ein gewisser, der Reichsstadt Augsburg zugehöriger Wald die **Stadtau.**

Fleck. Der Unterleib und der Schwanz ist schwarz mit Weiß gemischt. Die stämmigen Füße haben eine Federbekleidung, und braune Zehen ohne eine Spur von einem Sporn. Bey den Auerhühnern tritt der seltne Fall ein, daß die Henne (33) bunter ist als der Hahn. Sie ist schön rothbraun und schwarz gesprenkelt. Ihr Schnabel ist schwärzlich, der Unterleib citronengelb. Den rothen Fleck über dem Auge und die hochrothen Augenwimpern haben beyde gemein. Mit den 18 Ruderfedern des Schwanzes kann der Hahn ein Rad schlagen. Die Auerhühner haben eine kleine spitzige Zunge, die sie, wenn sie geschossen werden, plötzlich in die tiefe Gaumenhöhle zurückziehen. Daher die Sage entstanden seyn mag, sie haben keine Zunge.

Sie lieben dicke, gebirgige Wälder in der Nähe von Bächen; daher sie auch Berg- und Waldhühner heißen. Nie ziehen sie von ihrem Aufenthaltsorte weg; denn die Natur hat sie gegen Kälte durch ein dickes Gefieder so wohlthätig geschützt, daß sie auch an der Hudsonsbay wohnen können. Ihre Nahrung sind Baumknospen, Tannenzapfen, Brombeeren, Blätter und Blüthen von jungen Pflanzen. Auch Getreide fressen sie, scharren in der Erde, und verschlucken, wie alle Kornfressenden Vögel, Kiesel.

Im

Im März und April tritt die Begattungs- oder Falzzeit des Auerhahns ein, und im Junius mauſert er ſich ſchon. Am Liebſten falzt er da, wo es ehemals ſchon geſchehen iſt. In Revieren, wo Rothbuchen, Fichten und Kiefern ſtehen, in der Nähe von Bergen und rauſchenden Waldbächen, gegen Sonnenaufgang zu, läßt er ſich ſchon Morgens um 2 Uhr hören. Alles iſt dann bey ihm in ſichtbarer Spannung. Er hält den Hals ausgeſtreckt, ſträubt die Scheitel- und Kehlenfedern, breitet den Schwanz fächerförmig aus, und macht allerley Sprünge. Wie ein Beſeſſener ruft er unaufhörlich da Hütt, da Hüt, geht dann in ein Zwitſchern di, dri, ri, ri, ritt über, bis ihm endlich eine Henne, deren er mehrere hat, mit einem freundlichen Kokkok die Einwilligung gibt, ſich ihr zu nahen. Er iſt um dieſe Zeit ſo in Entzückung verloren, daß er des Gebrauches ſeiner Augen, Ohren und aller Sorgfalt für ſeine Sicherheit ganz vergeſſen zu haben ſcheint, und ſehr leicht entweder geſchoſſen, oder von einem Raubvogel gepackt wird. Auch ein Fehlſchuß auf ihn kann ihn aus ſeinem Taumel nicht erwecken, und eben daher iſt die Vergleichung eines von einer Leidenſchaft verblendeten Menſchen mit

einem

einem Auerhahne sehr treffend, wie hie und da als Sprichwort üblich ist. Man thut sehr wohl, die alten Auerhähne wegzuschießen, weil sie weit und breit die jüngern Hähne, von denen doch für die Bevölkerung des Reviers mehr zu erwarten wäre, verfolgen. Außer der Falzzeit sind die Auerhähne sehr vorsichtig, hören den leisesten Fußtritt eines Menschen, sehen ungemein gut in die Ferne, und können dann nicht ohne große Mühe und Beharrlichkeit gefangen werden.

Die Henne legt an einen trocknen Ort auf Moos, am Fuße eines Baumes, 8—14 blaßrothgelbe, dunkelgelbgesprenkelte Eyer, die etwas größer als gemeine Hühnereyer sind. So emsig und treu brütet sie vier Wochen über ihrem Neste, daß, wenn man sie auf demselben überrascht, manche sich lieber mit der Hand fangen, als ihre Eyer im Stiche lassen will. Zwingt sie der Hunger, sich etwas Futter zu suchen, was bey ihrem der Vielweiberey ergebnen Gatten, der sich wenig um die Brut bekümmert, immer der Fall ist; so deckt sie sorgfältig ihr Nest mit Blättern zu, die sie in dieser Absicht sammelt. Sehr fertig laufen die Jungen, sobald sie aus den Eyern sind, von deren Schalen zuweilen noch einem

Stücke

Stücke an ihnen kleben. Sie suchen dann Heidelbeeren und Ameiseneyer. Mit aller Sorgfalt und Wachsamkeit führt die Mutter ihre Familie. Sie bleibt so lange bey ihr, bis im nächsten Frühjahre der Ruf der Natur und des Bedürfnisses sie trennt. Eine sehr artige Bemerkung hat Günther mit eignen Augen gemacht. Jagt man in den letzten drey Tagen, ehe die Jungen auskriechen, die Henne gewaltsam von ihren Eyern, so fangen die Eyer an, possierlich herumzurollen, in die Höhe zu hüpfen und einige Minuten lang Bewegungen zu machen. Was eine Nessel wird, brennt bald; noch in ihrem Gefängnisse eingeschlossen, verrathen die Jungen schon die Wildheit, die sie einst unter den Bewohnern des Waldes auszeichnen wird.

Das Fleisch dieser Vögel ist, wenn es wohlgebeitzt und geblaut wird, sehr schmackhaft. Nach der Sprache der Weidmänner hat der Auerhahn keinen Aufenthaltsort, sondern einen Stand; er fliegt nicht, sondern er steigt oder tritt auf einen Baum; er begattet sich nicht, sondern er falzt; und sein Eingeweide, das aber Gescheide heißt, wird nicht ausgenommen, sondern aufgebrochen. Er gehört zur hohen Jagd, und wird bald geschos-

sen, bald aber auch mit Falken oder in Drathschlingen gefangen.

Fast eben dieselbe Heimath, wie das Vorige, hat das Birkhuhn, dem sein Aufenthalt in Birkenwäldern diesen Nahmen gab. Es ist um ein Beträchtliches kleiner. Sein gabelförmiger, auswärts halbrund gebogner Schwanz macht den Hahn (34) für den ersten Anblick kenntlich. Er ist schwarz ins Blauliche fallend, mit einem weißen Fleck auf den Flügeln und am After. Mit zunehmenden Jahren wird das Blau immer sichtbarer. Der Schnabel ist schwärzlich, am Fuße kein Sporn und über dem Auge der hochrothe Fleck. Die viel kleinere Henne (35) ist rothbraun und schwarz gewellt, ihr Schwanz weit weniger gabelförmig. Beyde haben befiederte Füße mit 4 Zehen. Die vordern verbindet bis zum ersten Gelenke eine etwas ausgezackte Haut. Die Flügel sind kurz und zu einem hohen Fluge ungeschickt. Doch leisten sie darin immer noch mehr als der viel schwerere Auerhahn.

Den Birkhühnern schenkte die Natur vorzüglich scharfe Sinnen, die sie den Nachstellungen der Jäger oft glücklich entziehen. Ihre Nahrung besteht in Blättern, Erlen- und Birkenzäpfchen, wovon

sie das Holz recht geschickt abzuschälen wissen, Heidelbeeren und Himbeeren. Doch fressen sie auch Getreide, Eicheln, Rinden u. d. m. Im Winter ist freylich ihre Kost magerer. Da müssen sie froh seyn, wenn sie Wachholder- und andere Winterbeeren aus dem Schnee hervorscharren können. Ja man hat sogar die Vermuthung, daß sie die härtesten Wintertage in einer Art von Erstarrung unter dem Schnee zubringen. Sie wandern nie. Nicht leicht können sie ein anderes Clima als das nördliche ertragen. Wie häufig sie in der Ukraine seyen, kann man daraus schließen, daß ein Edelmann mit Einem Netzzuge 130 Paare fieng. Ihre Begattungszeit ist in den ersten Monaten des Jahres. Die Hähne fangen damit an, daß sie sich förmliche Schlachten liefern, und die jungen, feigherzigen in die Flucht schlagen. Jetzt setzen sich die nicht überwundnen Kämpfer auf Baumstränke und Zweige. Ihre Augen funkeln, die Wimpern sind aufgeschwollen, die Federn gesträubt, und der Schwanz, so weit sichs thun läßt, ausgebreitet. Sie taumeln im Kreise herum und hüpfen wie Verrückte. Ihr ungestümmes Geschrey Frau, Frau, denn so lautet es deutlich, ertönt auf eine halbe Meile weit, steigt von einer

Terze zur andern, und wird zuweilen durch ein Gurgeln begleitet. Auf eine so dringende Einladung antwortet die Henne nach ihrer Weise und kommt zum Hahne, deren jeder 2—3 hat.

In dickes Gebüsch, auch unter Heidekraut legt die Henne auf die bloße Erde 8—16 Eyer, die kleiner und länglicher, als die von Haushennen und rostfarbig punktirt sind. Wenn sie weggehen muß, so verbirgt sie dieselben eben so wie die Auerhenne. Sie brütet 4 Wochen, und verliert während der Brutzeit den Geruch. Bald nachdem die Jungen aus den Eyern sind, hüpfen sie und schlagen mit den Flügeln. In sechs Wochen fliegen sie. In diesem Alter werden sie durch eine Lockpfeife, die aus dem Flügelknochen eines Habichts verfertigt ist, ins Garn und in Schuß gelockt. Selbst die erfahrnere Mutter glaubt ein verirrtes Junges rufen zu hören, und kommt dem Werkzeug ihres Verderbens näher. In Curland, Liefland und Litthauen werden die Birkhühner auf eine eigne Art gefangen. In der Nähe des Taumelplatzes ihrer Liebe befestigt man auf einer Birke einen ausgestopften, oder bloß durch Kunst gemachten Birkhahn. Diese Puppe nennt man dort Balban. Um ihn versammelt sich

eine Menge, und kämpft mit solcher Unbesonnenheit, daß man sie lebendig fangen und zähmen kann, worin sich die Birkhühner von den Auerhühnern sehr unterscheiden, die unbezähmbar sind. Auch außer der Falzzeit werden sie mit Balbanen, in Netzen von Pechdrath und auf andere Arten gefangen, was wegen der List, Vorsicht und dem Mißtrauen dieser Vögel immer schwer ist, um ihres schmackhaften Fleisches willen aber sich wohl der Mühe lohnt.

## Tab. XII.

# Das Haselhuhn.

Tetrao Bonasia, *la Gelinote.* (36)

# Das Schneehuhn.

Tetrao Lagopus, *le Lagopede.* (37)

# Das Kragenhuhn.

T. Umbellus, *le Coq de Bruyere à fraise.* (38)

# Der Schneemercur.

T. Cupido, *le Coq de Bois d'Amerique.* (39)

Auch das Haselhuhn hat unter den Waldhühnern seine Stelle. Es gleicht einiger Maßen dem Rebhuhne, ist aber größer, so daß es dem Haushahne

nahe kommt. Der Aufenthalt in Haselgesträuchen, deren Zäpfchen es sehr liebt, hat ihm seinen Nahmen gegeben. Doch verschmäht es auch Beeren, Baumknospen und andere Dinge nicht. Bloß die schwarze Kehle unterscheidet das Männchen von dem Weibchen; sonst haben beyde einen aschgrauen Rücken, dunkelbraune und röthlich gefleckte Flügel, einen grauen Schwanz mit weißen Enden und einem schwarzen Querbande, das nur durch die zwo braunen mittelsten Ruderfedern unterbrochen wird, eine röthlichbraune mit herzförmigen Flecken bezeichnete Brust und Unterleib, einen schwarzen Schnabel, und bis nahe an die Fußwurzel befiederte Füße.

Nicht ohne Mühe und hörbares Geräusch können die Haselhühner fliegen, aber dafür desto fertiger laufen. Sie sind scheu und wild, lieben die Verborgenheit und Freyheit über alles, und überleben den Verlust der Letztern nie lange. Ihre Geduld, sich, wo sie Gefahr merken, im Dickig stockstill verborgen zu halten, kann auch den beharrlichsten Jäger ermüden. Schlau genug setzen sie sich auf die Aeste, da wo sie aus dem Stamm herausgehen. Hier bemerkt sie der Raubvogel und der Mensch weniger, als wenn sie außen säßen. Die

wal-

waldigen Gegenden von ganz Europa sind ihre Heimath. In der Falzzeit verrathen sie ihre Gegenwart durch ein starkes Pfeifen, das man, um sie in den Schuß zu locken, nachahmt. Unter Haselgesträuche versteckt die Haselhenne ihre 12—20 Eyer. Sie sind etwas größer als Taubeneyer und hellrostfarben mit dunkeln Flecken. Jeder Hahn hat nur Eine Henne. Schießt man diese, so sucht sich der Hahn eine andre Gattinn. Verliert aber die Henne ihren Gatten, so ruht diese nicht; sie sucht den Verlornen rastlos auf, bis auch sie dem Jäger in die Hände geräth. Von den vielen Eyern kommen nur 6—8 Junge aus, die, sobald sie erwachsen sind, wieder unter sich Familien stiften. Auch das arme Haselhuhn mußte in den so berüchtigten Basiliskengeschichten eine Rolle übernehmen. Wenn, so erzählt man, ein alter Haselhahn ein Ey legt, und eine Kröte es ausbrütet, so wird daraus ein wilder Basilisk. Sind die zahmen schon so fürchterlich, wie mögen erst die wilden seyn!! Sicher ists, daß wenn einmal ein Hahn legt, und eine Kröte brütet, etwas ganz Sonderbares zum Vorschein kommen muß!

Das Fleisch der Haselhühner ist das kostbarste, weißeste Vogelwildprett, und wird darum für

einen

einen wahren Kaiserbissen gehalten. Deßwegen nannte man sie auch Kaisersvögel. Man beizt es in Wein und Essig, jedes zur Hälfte. In Schlingen werden sie gefangen. Ihre Seltenheit in Frankreich veranlaßte Ludwig XIV. zu dem Befehl, sie einheimisch zu machen. Aber die eigensinnige Natur befolgte ihn nicht, und sie blieben nach wie vor selten.

Auf den Schweizer- und Savoyischen Alpen und in den nördlichsten Gegenden der Erde wohnt das Schneehuhn (Rypen, Schneehase, Hasenfuß 37), das die Größe einer Taube hat. Der ihm ganz eigne Umstand, daß es nicht nur an den Füßen, wie viele, sondern auch unter den Füßen, wie der Hase, rauh ist, zeichnet es aus. Vom Schnabel durch die Augen weg bis zu den Ohren geht ein schwarzer Zügel. Der obere Theil des Leibes ist weiß mit schwarzen, aschgrauen und rostfarbigen Strichen. Die Flügel, der Unterleib und die Füße sind ganz weiß. Der Schwanz ist schwarz mit weißen Enden und zwo aschgrauen und schwarzgefleckten Mittelfedern. Das Winterkleid der Schneehühner ist blendend weiß; nur die Zügel durchs Auge und die Schwanzfedern bleiben schwarz. Aeußerst fein sind die Federn an den Füßen. Mit

Recht

Recht sagt man, die Natur habe sie mit warmen, gefütterten Strümpfen beschenkt, um sie gegen die schneidende Kälte ihres Aufenthalts zu beschützen. Ja sie gab ihnen überdieß scharfe Klauen, um desto besser in den gefrornen Schnee Löcher uud Minen graben zu können, in denen sie gegen Kälte und Sonnenstrahlen Schutz und Schatten suchen. Sie fliegen truppweise. Den Menschen fürchten sie nicht. Hält man ihnen Brod hin, so kommen sie zutraulich herbey. Ihre Neugierde gereicht ihnen oft zum Verderben. Auf einen ungewohnten Gegenstand eilen sie blindlings zu, um ihn näher zu untersuchen und können dann sehr leicht ergriffen werden. Uebrigens hat die Natur ihren Aufenthalt mit Schnee, Eis und furchtbaren Abgründen zu gut verwahrt, als daß der Beobachter ihnen oft nachschleichen, und ihre Sitten, Familien-Verhältnisse u. d. hätte belauschen können. Auf den nackten Felsen legen sie 6—7 schwärzlich gefleckte Eyer. Baumkätzchen, Knospen, Blätter, Tannennadeln, Bergpflanzen, Rinden und Beeren sind ihre Nahrung. Ihr Fleisch schmeckt etwas bitter aber angenehm.

Wahrscheinlich im vollen Staat zur Begattungszeit ist unser Kragenhuhn (Mantelhuhn 38) abgebildet.



BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

bildet. Es ist größer als das Haselhuhn, hat auf dem Kopfe eine Haube und an den Seiten zween schwarze ins Grüne spielende Federbüschel. Auf dem Oberleibe ist seine Farbe ein Gemische von Gelb, Braun und Blau; der braune Schwanz hat blauliche Enden; die Kehle ist dunkel orangefarben; die Flügel sind braun, die befiederten Füße weißgrau, die Zehen fleischfarbig. In der leidenschaftlichen Hitze der Falzzeit läßt es ein dumpfiges Geschrey mit einem Kullern hören. Aber noch weiter als dieses ertönt sein Flügelklatschen. Auf einem Strunke stehend peitscht sich der **Kragenhahn**, alle Morgen um 9 Uhr und Nachmittags um 4 Uhr, gewaltig mit seinen Flügeln. Die Bewegung wird immer schneller, und endlich so schnell, daß man eine Trommel wirbeln zu hören glaubt. Einige Naturforscher wollen diesen Schall mit dem Rauschen des heftig bewegten Fächers einer leidenschaftlichen Schöne vergleichen. Wir sind weit davon entfernt, diese spitzfündige Vergleichung zu unterschreiben. Nach einer kurzen Pause fängt der Hahn wieder von vorne an. Die bescheidner aussehende Henne versteht die Einladung, aber leider hört sie auch der Jäger, dem die Trunkenheit des Paares seine Mühe erleichtert.

In

In Pensylvanien und Maryland sind sie häufig, und leben von Körnern, Rosinen und Epheubohnen, die andern Thieren tödtlich sind. Zweymal im Jahre brütet das Weibchen ihre 12—16 Eyer drey Wochen lang in einem Neste von Blättern auf der Erde, oder am Fuße eines Baumes, aus, und verbirgt ihre Kleinen sorgfältig vor dem Raubvogel, der ihr wohlschmeckendes Fleisch sehr liebt, und—also auch in diesem Stücke etwas von dem Menschen hat.

Die Flügelähnlichen Federn am Kopfe haben dem Schneemercur (39) den Nahmen Mercur gegeben, den Linné in Cupido verwandelte. Dieses Waldhuhn ist größer als das Rebhuhn, hat einen schwarzen Schnabel, ein rothbraunes Gefieder mit schwarzen und weißen Strichen, einen Federbusch auf dem Kopfe und gelbliche Wollenfedern an den Beinen. Was es einzig in seiner Art macht, sind die fünf Federchen, die stufenweise sich verlängernd auf beyden Seiten des Nackens herauskommen. Der Vogel kann sie welk hängen lassen, oder horizontal ausstrecken, wenn er in Bewegung ist. In der Falzzeit sind sie immer ausgespannt, und dann lockt der Hahn alle Tage mit Sonnenaufgang eine halbe Stunde lang. Der Henne fehlt dieser Kopfputz, der dem

Hahne sicher die Flucht erleichtert. Das mittägliche America ist die Heimath dieser seltsamen Geschöpfe, von deren Sitten noch wenig zu uns gekommen ist. Sie legen viele Eyer und nähren sich vorzüglich mit Eicheln.

# Tab. XIII.

Der Francolin. (40) Das gem. Rebhuhn. (41) Das rothe Rebhuhn. (42) Die Wachtel. (43)

Noch immer sind wir mit den Waldhühnern nicht zu Ende. Wir haben bisher immer nur solche mit gefiederten Füßen betrachtet. Auch einige mit ungefiederten müßen wir anführen. Angenehm gezeichnet ist der Francolin (T. Francolinus, *le Francolin* 40). Die Scheitel ist röthlich und schwarzgefleckt; übrigens aber der Kopf schwarz, den weißen Fleck unter den röthlich braunen Augenringen ausgenommen. Auf einer kleinen Erhöhung befinden sich die Nasenlöcher im schwarzen Schnabel. Ein orangerothes Halsband umgibt den Hals. Der Oberrücken, die Brust und der Unterleib sind schwarz mit runden, weißen Flecken. Der Schwanz ist oben schmutzig weiß und schwarz gestreift, unterhalb röthlich.

lich. Die Flügel und der übrige Theil des Rückens sind braunroth mit dunklern Stellen in der Mitte, und hellern, runden Flecken an den Schwungfedern. Die röthlichen Füße haben einen Sporn.

Der Francolin ist etwas größer als das Rebhuhn, und bewohnt die wärmern Gegenden der alten Welt. Hie und da hält man ihn auch zahm. Seine Stimme ist ein bloßes Gezische. Die auserlesene Vortrefflichkeit und Seltenheit seines Fleisches hat in Europa die strengsten Verbothe, ihn zu tödten, veranlaßt. Um dieser Unverletzlichkeit willen soll er seinen Nahmen erhalten haben.

Wer kennt nicht das um seines vortrefflichen Fleisches willen so berühmte gemeine oder graue Rebhuhn (T. Perdrix, *le Perdrix*, Feldhuhn 41), das in den Feldern und den ihnen nahe liegenden Wäldern des gemäßigten Europa und Asiens so häufig wohnt? Ihm ist große Hitze so zuwider als allzustrenge Kälte, die manchem das Leben kostet. Und doch überwintern in Schweden viele im Schnee und in Höhlen. Wahrscheinlich hat ihnen da die Natur ein etwas wärmeres Kleid gegeben. Sie wandern nie und bleiben da, wo sie aufwuchsen, immer, wenn nicht die zu sehr anwachsende Menge Nahrungsmangel besorgen läßt.

Das Rebhuhn hat ungefähr die Größe einer Taube. Sein Gefieder ist eine schöne Mischung von Aschgrau, Braun und Roth. Unter dem Auge befindet sich ein hochrother Fleck, der bey dem Weibchen blässer als bey dem Manne ist, welchem überdieß noch ein kastanienbrauner Fleck an der Brust und ein stumpfer Sporn eigen ist. Der Schwanz ist dunkelroth, der Schnabel nach dem Alter verschieden.

Die Rebhühner sind friedliche, gesellige Vögel. Sie leben in großer Menge beysammen und verdienen den Nahmen **Völker**, den solche Herden führen. Eine Zeitlang trennt sie die Sorge für die Nachkommenschaft; dann vereinigen sie sich wieder, und theilen Freude und Leid. Auf Weizen- Gersten- und Erbsenfeldern suchen sie ihre **Nahrung** am Liebsten, rufen mit anbrechendem Morgen dreymal laut auf, dann fällt das ganze Volk auf ein nahgelegnes anderes Feld und bleibt da, wenn es nicht gestört wird, den ganzen Tag über. Sobald der Schnee weg ist, trifft jedes Männchen, oft nach blutigen Kämpfen, seine Wahl, und bleibt dann seiner Gattinn mit unverletzlicher Treue ergeben. Oft rufen sie sich Morgens und Abends traulich zu, um sich nicht von einander zu verlieren. Das Nest macht ihnen we-

nig Mühe. Etwas Gras und Stroh, einige Halme und ausgerupfte Federn, in eine Vertiefung, die zufällig der Fuß eines Menschen oder der Huf eines Pferdes getreten hat, das ist alles. Feldhennen von mehr Erfahrung suchen auch wohl hiezu den Schutz eines Buschwerks. Ueber ihren 16—21 schmutzig grünlich weißen, zugespitzten Eyern sitzt das Weibchen emsig. Der Mann hält Wache, begleitet seine Nahrung suchende Gattinn, und vergißt seiner Pflicht, auch wenn andere Hennen ihn freundlich locken, nie so weit, daß er ihr untreu würde. Gleich nach dem Auskriechen laufen die wolligen Jungen, oft noch mit einem Stück von der Schale auf sich, davon. Jetzt theilt der Mann die Sorgen der Erziehung mit der Mutter. Er sitzt neben ihr auf der zahlreichen Brut, deren Köpfe rings herum mit den blinkenden Augen artig genug unter den Alten hervorgucken. Sehr weise pflanzte der Schöpfer dem Manne eben so viel Liebe ein, weil seine Gehülfinn allein einer solchen Anzahl von Jungen unmöglich vorstehen könnte. In jener lieben Familien-Gruppe stört sie der Jäger nicht gern, wenn auch nicht aus Schonung, doch um die Jungen größer werden zu lassen. Stürzt aber doch der Hund in der Hitze dar-

auf

auf zu, so springt zuerst der Mann mit einem warnenden, nur dann ihm eignen, Schrey auf, und macht wohl Miene, sich gegen ihn zu setzen. Ihm gibt die Liebe eine bey Vögeln seltene Schlauigkeit ein, die dem Fuchse Ehre machen würde. Mit schleppendem Flügel ergreift er die Flucht. In der Hoffnung, das hinkende Thier bald einzuhohlen, setzt ihm der Jäger nach. Gerade so geschwind, um nicht eingehohlt zu werden, und gerade so langsam, um dem Jäger die Hoffnung zu lassen, er müße es endlich doch einhohlen, flieht das Rebhuhn immer weiter. Bis der Jäger sich betrogen sieht, hat die gute Mutter bereits in aller Stille ihre Kleinen und sich in Sicherheit gebracht, und Jäger und Hunde können nun immer nach Hause gehen. Oder die Henne flattert dem Raubvogel und der gierigen Katze immer vor den Augen herum, um ihre Aufmerksamkeit von den Jungen hinweg ganz auf sich allein zu ziehen. Artig ists, mit welcher Stille und Vorsicht der treue Hühnerhund zum Lager der Rebhühner hinschleicht. Demüthig bückt sich der Vogel zur Erde, und eben so bescheiden steht der Hund da. Es scheint, als wollten beyde einander durch verstellte Höflichkeit hintergehen.

Ameiseneyer, Insecten und Grasspitzen sind die

Nah-

Nahrung der Jungen, Körner und Gesäme der Aeltern. Im Winter halten sie sich an Wachholderbeeren. In Absicht dieser hat die Natur die für Tausend Vögel im nahrungslosen Winter höchst wohlthätige Einrichtung getroffen, daß zu allen Jahrszeiten Stauden mit blühenden, halbreifen und ganz reifen Beeren angetroffen werden, so daß sie also nie ganz ausgehen. Die Stimme der Rebhühner ist ein unangenehmes Zwitschern, wodurch sich ein zerstreutes Volk bald wieder sammelt. So zahm sie sind, so brüten sie doch in der Gefangenschaft nie. Man läßt sie daher in der Begattungszeit fortgehen. Dann kommen sie mit ihren Bruten zurück. Auch durch Haushennen läßt man die gesammelten Eyer ausbrüten, und dann folgen die Jungen dieser ihrer Stiefmutter, als wäre sie eine leibliche, behalten aber Zeitlebens das Eigne an sich, daß sie, so oft eine Henne kräht, antworten. In Chios sind sie völlige Hausthiere. Mit Anbruch des Tages ruft ihr Hirte mit einem gewissen Laut. Sie versammeln sich nun um ihn, und folgen ihm wie Schafe aufs Feld. Diese Anhänglichkeit an Menschen bekommen sie dadurch, daß man sie bald nach dem Ausbrüten ein Paar Tage auf der Brust ins Hemd steckt, und zuweilen mit seinem Speichel nährt.

Eine zahme Feldhenne dient den Vogelstellern als Lockvogel. Auf ihre Stimme kommen die Hähne so begierig herbey, daß sie selbst auf die Schulter ihres Würgers blindlings fliegen. In eine Kühhaut verkleidet, wobey auch die Schelle nicht vergessen werden darf, treibt man sie ins Streichnetz. Wer auch bey der Jagd auf die Erhaltung und Vermehrung dieser nützlichen Geschöpfe bedacht ist, der sucht bloß die Männchen aus, deren ein Drittheil mehr geboren wird. Letztere werden 16, die Weibchen aber 20 Jahre alt. Das Wildprett dieser Vögel ist vortrefflich und saftreich, ohne fett zu seyn. Auch die Eyer sollen sehr gut schmecken. Die Federn geben mittelmäßige Betten, und von ihrem medicinischen Gebrauche ließen sich Bogen anfüllen.

Größer als das gemeine, und im südlichen Europa, im Orient und im nördlichen Africa zu Hause, ist das **Rothhuhn** (T. Rufus, *la Bartavelle* 42). Ein rother Schnabel und eben solche Füße, ein braun und etwas röthlicher Oberleib, eine weiße mit einer schönen schwarzen Binde umgebene Kehle, und ein aschgrauer Schwanz zeichnen dieses Rebhuhn, das auch das griechische und rothe heißt, aus. Auf den Insuln des Archipelagus ist es ein gewöhnliches Meyergeflügel.

Die Männchen kämpfen um den Besitz ihrer Weiber mit einer unbeschreiblichen Wuth. Die Letztern legen 8—16 weiße rothpunctirte Eyer. In Cypern sind die Kämpfe der Männchen sehr beliebte Schauspiele. Sie gehen in Gegenwart der Weibchen vor sich. Dieß reizt ihre Eifersucht, und entflammt sie zu einer Wuth, die man von sonst so schüchternen, wehrlosen Geschöpfen nie erwarten sollte. Ihr Fleisch ist vortrefflich.

Noch ein merkwürdiges Waldhuhn ist die vom Cap bis Lappland verbreitete **Wachtel** (T. Coturnix, *la Caille* 43). Ihr Gefieder hat nicht viel Auszeichnendes. Graulich gelb gefleckt ist der ganze Körper. Der Mann hat eine schwärzliche, das Weib eine weißliche Kehle. Ueber ihren Augen befindet sich ein weißer Strich. Die Flügel sind kurz, die Brustmuskeln desto stärker. Wenn das Rebhuhn fast alle ehelichen und gesellschaftlichen Tugenden eines Vogels hatte, so ist die **Wachtel** von allem das Gegentheil. Ihre Sitten sind wild, ihr Temperament ist ungestümm, und ihre Unruhe im Vogelbauer so heftig, daß sie sich, wenn es nicht mit Tuch bedeckt ist, den Kopf einrennet. Nur ganz junge kann man zähmen. Liebe und Bedürfniß vereinigen

die Wachteln auf eine Zeitlang. Der Mann ist wüthend vor Hitze. Aber bald verläßt er sein Weib wieder, stößt sie auch wohl mit dem Schnabel von sich, und bürdet ihr die Last der Erziehung allein auf. Wiesen und Felder, nie aber Bäume, sind ihr Aufenthalt, Weizen, Hirse, grüne Pflanzen, Gesäme, Insecten ihre Nahrung. Sie saufen wenig und selten. Und doch sind sie einer sonderbaren Krankheit ausgesetzt, bey der ihnen beständig ein Tropfen Wasser am Schnabel hängt.

Im May, wenn der Weizen bereits hoch genug ist, sie zu verbergen, kommen sie aus Africa zu uns, wohin sie im September ziehen. Wenn dieser allgewaltige Trieb zur Wanderschaft erwacht, so fühlen ihn auch die Eingesperrten; selbst die, die von ihrer Jugend an die Süßigkeit der Freyheit nie kennen gelernt haben. Man bemerkt im April und September an ihnen den Tag über Niedergeschlagenheit und Traurigkeit, eine Stunde vor Sonnenuntergang aber die heftigste Unruhe. Nächtlicher Weile wandern die Wachteln. Ein Umstand, der zuverläßiger ist, als was Plinius erzählt, ein Schwarm Wachteln habe sich auf ein Schiff gesetzt und durch sein Gewicht es versenkt. Nicht die Kälte scheint der Grund ihres

Fortziehens zu seyn, denn sie können auch im rauhesten Norden leben, und haben so viel natürliche Hitze, daß man in China sie in der Hand zu tragen pflegt, um sich daran zu wärmen. Wohl aber die Sorge für ihre Nahrung nöthigt sie Pilgrimme zu werden. In unermeßlichen Scharen, so daß sie wie eine große Wolke aussehen, ziehen sie und lassen sich da nieder, wo sie einen vollgedeckten Tisch zu finden glauben. So hoch ihr Flug ist, so kann man sie doch in stillen Frühlingsnächten an ihrem Geplapper unter einander über sich wegziehen hören. Ihr Flug ist um desto bewunderungswürdiger, da ihre außerordentliche Fettigkeit sie noch 3 Tage vor der Abreise so schwer macht, daß sie kaum zwo Ackerbreiten fliegen können. Ueberhaupt brauchen sie außer der Wanderzeit ihre Flügel zur Flucht weit seltner, als ihre hurtigen Füße. Bey Neapel scheinen sie auf ihrer Reise eine Station zu haben. Um Nettuno fieng man in einer Strecke von 4—5 Ital. Meilen ihrer 100,000, und der Bischoff von Ostia hat von ihrem Hin- und Rückstrich ein Einkommen von 4000 Ducaten; eine Summe, für die er sich den Titel Wachtelbischoff ganz wohl gefallen lassen kann. Ehe sie über das Meer fliegen, warten sie auf günstigen Wind; ändert er sich schnell

im Zuge, so verunglücken viele. Ob sich dann die ganze Wolke aufs Wasser niederlasse, und einen Flügel als Segel aufspanne, ist ungewiß. Ueberhaupt hat die weite Reise solcher sonst zum Fluge ungeschickten Vögel auf seltsame Grillen geführt, und mancher lieh ihnen so viel Witz und Klugheit, daß man seinen Erzählungen deutlich ansah, er habe den Wachteln alles gegeben, und für sich nichts davon behalten. Der Eine ließ sie ein Stückchen Holz mitnehmen, um darauf, wie auf einem Floße, ausruhen zu können; ein Anderer gab ihnen 3 Steine in den Schnabel, damit sie durch ihr vermehrtes Gewicht dem Winde besser widerstehen könnten; wieder Einer behauptete, diese listigen Thiere wählen sich den Wachtelkönig, einen Vogel von einer andern Gattung, zum Anführer, weil sie wohl wüßten, daß der erste Ankömmling allemal ein Raub des Habichts würde.

Nach ihrer Ankunft bey uns paaren sie sich. Ein Mann macht mehreren Weibchen den Hof. Diese legen in eine kleine Höhlung auf Halmen und Blätter 10—14 grünliche, braungefleckte Eyer, die wie mit Firniß überzogen, und für so kleine Vögel ziemlich groß sind. Die Natur wollte, daß die Jungen schon im Ey eine hinlängliche Größe und ein etwas dich-

teres Kleid bekämen, um des Beystandes ihrer minder zärtlichen Eltern früher entbehren, und in 4 Monaten die große Reise, von der nur Spätlinge und allzudicke Fettwänste ausgeschlossen sind, antreten zu können. Die Fruchtbarkeit der Wachteln ist so groß, daß man von Einem Paare in 4 Jahren 32000 Nachkommen berechnet hat. Tausenden mag die Seereise das Leben kosten. Püpü ruft das Weibchen, kurz und laconisch, in 3 Schlägen antwortet der Mann. In Thüringen muntern sich die Landleute damit zum Fleiße auf, daß sie sagen, sie singe: Bück den Rück! und ein würdiger Schulmann versicherte seine Schüler, sie rufe: Dic cur hic?

Die wüthenden Kämpfe der Männchen, wozu man sie nur mit etwas Hirse, den man zwischen sie streut, reizen darf, dienen in China zu einem Schau- und Wettspiel. Bringt man sie nicht auseinander, so gehts auf Leben und Tod. Augustus ließ einst seinen Statthalter in Aegypten, Erotes, hinrichten, weil er eine berühmte Kampfwachtel aß. Denn auch die Raserey herrschte einmal, daß man einen hohen Werth darauf setzte, Vögel, die durch ihre Fertigkeiten einen Nahmen erlangt hatten, zu essen. Die Athenienser verurtheilten einen jungen Menschen zum

zum Tode, weil er die Bosheit hatte, allen Wachteln, die er antraf, die Augen auszustechen. Vielleicht rettete diese Strenge manchem das Leben, den dieser künftige Tyrann kaltblütig getödtet haben würde.

Ihr sehr gutes und gesundes Fleisch hat nur ein Vorurtheil verdächtig gemacht. In einer vor einem Spiegel hängenden Schlinge fängt sich das eifersüchtige Thier selbst. Alles an ihnen, vom Schnabel bis zur Schwanzspitze, soll für etwas gut seyn.

# Tab. XIV — XVII.

## Die Taube.

### Columba, *le Pigeon.*

Die wilde (44) Die Feld- (45) Die Kropf- (46) Die Trommel- (47) Die Mon- (48) Die Post- (49) Die Mövchen- (50) Die Purzel- (51) Die Perücken- (52) Die Pfauen- (53) Die Ringel- (54) Die Turtel- (55) Die Lach- (56) Die Pompadour- (57) Die Kron- (58) Die Guineische- (59) Die schwarzgehaubte- (60) Die Sperlings-Taube. (61)

Wenn Schönheit und Mannigfaltigkeit der Gestalt und des Gefieders, wenn Anmuth und sanfte Sitten,

ten, wenn große Ausbreitung und Nutzbarkeit irgend einer Vogelgattung Ansprüche auf eine liebreiche Aufnahme in unsere Häuser gaben; so hatten wohl vorzüglich die Tauben das Recht, eine solche zu erwarten. Ihr leichter Flug machte es freylich weniger wahrscheinlich, daß sie freywillig den eingeschränkten häuslichen Zustand der Freyheit vorziehen würden. Allein man wußte dadurch, daß man ihnen ihren Aufenthalt durch alle Bequemlichkeiten und reichen Ueberfluß versüßte, und so ihre Ketten vergoldete, sie so zu fesseln, daß sie nun eben so gern bey uns bleiben, als das Pferd, das seine Halfter, und das Huhn, das sein schwerer Flug zurückhält. Wir würden uns Vorwürfe von allen Taubenfreunden zuziehen, — und wer liebt diese guten Vögel nicht? — wenn wir ihre Geschichte nicht so vollständig, als es der Raum unsrer Blätter erlaubt, beschreiben wollten.

Ein hornartiger, gerader, an der Spitze unterwärts gekrümmter Schnabel, längliche Nasenlöcher, die mit einer weichen, aufgetriebnen Haut umgeben sind, und eine ganze, ungespaltne Zunge ist das allgemeine Kennzeichen, das allen Tauben eigen ist, so verschieden sie sonst sind. Die ganze Gattung besteht aus 72 Arten, zahllose Spielarten, die man

nach Willkür vermehren kann, ungerechnet. Vielfältig sind die Dienste, die den Tauben ihr Schnabel thut. Er ist der Löffel, mit dem sie ihren Unterhalt schöpfen, die Hand, die sich das liebende Paar zur Versichrung des ehelichen Bundes reicht. Mit ihm bauen sie ihr Nest, äzen ihre Jungen, und putzen sich, indem sie die verwirrten Federn in Ordnung legen. Mit ihm reinigen sie sich von Insecten, und wehren sich gegen ihre Feinde. Der runde Kopf ist bald glatt, bald mit einer Schneppe, bald mit einem Schleyer oder einer Perücke geschmückt. Die Augen sind platt und mit einem dünnen Häutchen versehen, womit die Tauben, ohne die Augenlieder zuzuschließen, das Auge bedecken können. Der Hals und die Brust haben gemeiniglich kostbare Farbenspielungen, wenn das Gepräge der Natur noch nicht verwischt worden ist. Die Tauber haben kürzere Hälse und längere Füße, als die Täubinnen. Von außerordentlicher Beweglichkeit ist der aufwärtsgehende Bürzel. Immer werden die Tauben, wenn sie baden, erst ihre Federn in Ordnung bringen und dann aus ihrem Oehlmagazin etwas hohlen, um ihr Gefieder dadurch gleichsam zusammen zu leimen, und ihm die nöthige Schlüpfrigkeit zu geben. Andere

halten jenes Oehl für eine sich absondernde Unreinigkeit, der die Taube bloß darum Luft machen soll, um die nachtheiligen Folgen der Verstopfung dieser Drüse zu vermeiden. Daß sie hernach den Schnabel abwische, verstehe sich von selbst. Der Schwanz der Tauben besteht aus 12 Ruderfedern, und ihre Flügel sind ziemlich lang, zumahl bey den wilden Arten, bey denen sie oft über den Schwanz hinausgehen. Die Füße sind bald nackt, bald rauh; gemeiniglich roth, und immer ziemlich kurz. Von den innerlichen Theilen der Tauben berühren wir bloß die Galle. Allgemein ist der Irrthum, sie haben keine. Wahr ists, eine Gallenblase fehlt ihnen; aber demungeachtet sondert die Leber Galle vom Geblüte ab, und immer findet man die Gallengänge angefüllt. Auch können sie so gut wie andere Thiere zornig werden. Bechstein erzählt von einer brütenden Täubinn, die den Tauber, der sie mit Girren unterhalten wollte, sehr oft mit ihren Flügeln im Schlage herumprügelte. Vergaß der unter dem Pantoffel stehende Gatte seiner Prügel wieder, so war er sicher, eine neue Tracht zu erhalten.

Um in der Hoffnung, eine zahlreiche Nachkommenschaft in seinem Taubenschlage zu sehen, nicht

getäuscht zu werden, was dann immer geschehen wird, wenn man ein Paar von gleichem Geschlechte zusammensperrt, muß man, außer dem schon angeführten Geschlechtsunterschiede, auf das dem Tauber eigne Trommeln merken. Auch wird dieser, wenn man ihn auf der Hand hält, und mit angedrückten Flügeln sanft auf- und niederschwingt, den Schwanz immer nach unten senken, da hingegen bey eben diesem Versuche die Täubinn ihn aufwärts hält. Ueberdas muß der Taubenfreund, um eine gute Zucht zu bekommen, keine zu alte und noch weniger solche, die in der Nähe geflogen sind, kaufen. Jene taugen wenig oder nichts; und diese fliegen ihm mit erster Gelegenheit davon. Ob sie gleich länger brutfähig sind, so dienen sie doch nur 4 Jahre zu schönen Zuchttauben. Man merkt sich ihr Alter damit, daß man alle Jahre eine ihrer Klauen verkürzt. Sobalds an die vierte geht, so haben sie im nächsten Jahre ausgedient. Gleichviele von jedem Geschlechte müssen immer im Schlage seyn.

Was diejenigen Tauben betrifft, die in voller Freyheit leben, so pflegen sie ihr Nest aus Birken- und andern schlanken Reisern, Federn u. d. kreisförmig zu bauen, ohne etwas Weiches hineinzulegen. Sorgfältig

fältig wird von den Reisern und Federn im Hintragen zum Neste der Staub abgeschüttelt, ja sie untersuchen wohl auch, ob sie zu der bogenförmigen Krümmung des Nestes elastisch genug sind. Nur Ein Mal benützen sie es, und bauen immer wieder aufs Neue. Meistens gegen Morgen, und oft unter manchem Seufzer, legt die Täubinn zuerst ein stumpfrundes Ey, das einen Tauber, und nach einer Ruhezeit von 3 Tagen, abermal Morgens, ein kleineres etwas spitzigeres, das eine Täubinn enthält. Was sie zu andern Tagszeiten legt, taugt gemeiniglich eben so wenig, als ein Ey, das am 8 Tage noch durchsichtig ist. Mehr nicht als zwey Junge legte ihr die weise, mütterliche Natur für Eine Brut auf. Die große Gefräßigkeit und schnelle Verdauung der Jungen würde die Eltern, wenn sie mehrere erziehen sollten, ganz entkräften und aufreiben. Durch wiederhohlte Bruten ersetzte sie reichlich, was auf einer Seite zu mangeln scheint. Wer kann Weisheit und Güte hierin verkennen?

Blind, mit ungestalten Köpfen und ungeheuren Gedärmen, kommen die Jungen, in gelbe, nasse Milchfedern gehüllt, am 18 oder 19 Brüttage aus dem Ey. Am ersten Tage werden sie von ihren El-

tern bloß abgetrocknet, und müssen fasten. Den andern Tag blasen sie ihnen den Kropf auf, und schütten ihnen den aus Körnern in ihrem Kropfe bereiteten Milchsaft so ein, daß sie den Schnabel ihrer Kleinen zwischen den ihrigen fassen. Noch können die Jungen keine stärkere Speise ertragen, auch sind sie so empfindlich, daß heftiges Geräusche und starke Donnerschläge ihnen tödtlich werden können. Willig und friedlich theilen die Eltern die Beschwerden der Aezung. Am neunten Tage stellt sich das Gesicht ein; die größern Kiele der Schwung- und Ruderfedern erscheinen; das Unförmliche, Häßliche verschwindet allmählich; Kopf und Schnabel werden verhältnißmäßiger; die Kleinen erheben sich aus der Tiefe des Nestes auf den höhern Theil desselben. Schon treffen die Eltern wieder Anstalten zu einer neuen Hecke, ohne jedoch der Pflege und Wartung, die sie ihren ältern Kindern schuldig sind, darüber zu vergessen. Mit 5—6 Wochen sind diese ausgewachsen, nur verräth noch die pipende Stimme ihre zarte Jugend. In dem fünften Monate findet sich alles ein, um selbst Ehebündnisse zu schließen. Eine so schnelle Reife läßt ein kurzes Leben vermuthen. Indessen bringen sie es doch auf 10—12 Jahre, und auch unter ihnen gibt es zuweilen Greise.

Die

Die Tauben sind sanfte, gesellige Thiere, die gern und friedlich untereinander leben. Mit Anbruch des Tages stürzt die ganze Gesellschaft aus ihrem Hause heraus. Sie leben so gern in größerer Anzahl untereinander, daß ganz wenige Paare zumal ein etwas großes Taubenhaus wohl gar aus Langeweile verlassen. Man hat eine Menge zum Theil lächerlicher Mittel, sie an ihren Aufenthalt zu fesseln, erfunden; worunter man besonders das Bestreichen der Flügel mit Anisöhl rechnet. Das Sicherste ist immer, daß man ihnen durch reichliches Futter und Sicherheit vor ihren Feinden das Leben recht angenehm mache — und eine redliche Nachbarschaft habe. Wenn die Tauben gemeinschaftlich fressen, so sieht man keine Spur von Neid und Zänkerey. Liebreich nehmen sie verirrte oder verstoßene Fremdlinge bey sich auf, und theilen mit ihnen Brod und Wohnung. Selbst Hühner und Sperlinge dürfen ungestraft zu ihrer offenen Tafel kommen. Nur dann, wenn man ihnen in ihrem Brütungsgeschäfte Hindernisse in den Weg legt, gibt ihnen die Wichtigkeit ihres Berufes Muth und Eifer, mit Schnabelhieben und Flügelschlägen die ihnen so theuren Eyer zu beschützen. An ihrer sonstigen Sanftmuth mag immer Feigherzigkeit

einiger-

einiger Maßen schuld seyn. Immer schwebt den zahmen Tauben der Raubvogel vor den Augen, daher sie sich nicht gern auf einen Baum setzen, und aus keiner trüben Pfütze leicht trinken werden, um, so sagt man wenigstens, im Spiegel des klaren Wassers, den über ihrem Haupte schwebenden Mörder sogleich wahrzunehmen. Nächtlicher Weile sollen sie Schildwachen ausstellen. Ihr Wohnhaus ist ihnen so theuer, daß sie aus einer Entfernung von mehreren Meilen dahin zurückkehren, ja, wenn Flammen es ergreifen, sich in dieselben stürzen, um ihre geliebte Hütte nicht zu überleben. Nur heftiger Gestank in dieser, oder eine Liebschaft in der Ferne, und ihre natürlichen Feinde, der Marder, das Iltiß, die Katze, können sie daraus vertreiben. In diesem Falle wird alles im Stiche gelassen, und selbst auf einem Dache lieber übernachtet. Doch erwacht die Liebe zur alten Herberge bald wieder; sie legen sich auf Kundschaft in der Nähe, und ziehen, sobald sie sich sicher glauben, mit Sack und Pack aufs Neue ein. Einige, etwas Mißtrauischere, bleiben aber doch für immer weg, und suchen ihr Glück wo anders. So schmerzhaft es ihnen seyn mag, wenn sie einmal übers andre um ihre Jungen kommen, so vergessen sie es doch bald,

und

und brüten da immer fort, wo ein anderer Vogel gewiß in seinem Leben kein Nest mehr bauen würde. Ihre gerühmte Keuschheit ist nicht weit her. Die in der Freyheit bleiben sich zwar treu; wenn man aber eine zahme Täubinn mit einem fremden Tauber, und neben ihr ihren Gatten, einsperrt, so wird jene in seiner Gegenwart die Treue brechen, wozu freylich der arme Gefangne gar saure Gesichter macht. Ja ihre Enthaltsamkeit ist so groß, daß lauter Täubinnen untereinander sich widernatürlich paaren. Da man nun in Aegypten eine schwarze Taube zum Sinnbild einer Wittwe wählte, die eine freudenlose Einsamkeit der zweyten Heurath vorzog, so müssen dort die Täubinnen eingezogner gelebt haben. Desto mehr müssen wir der Reinlichkeit der Tauben Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie putzen sich beständig, baden fleißig, und pflegen im Neste, rückwärts wie ein Krebs, gegen den Rand desselben zu kriechen, damit ihr Unrath hinaus auf den Boden falle. Der Gestank von Mist, Aas, faulen Eyern, besonders aber vom Teufelsdreck ist ihnen in den Tod zuwider. Schon mancher muthwillige Junge und Taubendieb fieng daher eine Taube, deren Besitzer er einen Streich spielen wollte, und schickte sie mit

jenem Harz bestrichen zurück, worauf die ganze Gesellschaft auswanderte. So wenig man die Klugheit der Tauben rühmen kann, so hat man doch schon abgerichtete einen Spielwagen ziehen, ja aus den Ohren eines berüchtigten Propheten fressen sehen. Mustermäßig ist ihre eheliche Zärtlichkeit. Nie werden sie einander überdrüßig; nie stört üble Laune die süße Harmonie. Liebe und Sorge für die Nachkommenschaft beschäftigen sie beständig, und alle Lasten des Hausstandes werden gemeinschaftlich getragen. Kein Thier thut seine Liebeserklärungen mit mehr Umständen. Mit blitzendem Auge und unter allerley Beugungen naht sich der Tauber seiner Gattinn. Er macht Kreise um sie, die immer enger werden. Dann schnäbeln sie sich, und theilen eins dem andern von den Körnern mit, die sie in ihrem Kropfe haben. Der Mann lauft oft zum Wasser, um die trocknen Körner in seinem Kropfe desto eher zum Heraufsteigen zu bringen. Schleicht zuweilen ein Mißverstand in den Taubenehen ein, so tauschen, wie man sicher bemerkt hat, die Männer ihre Weiber untereinander, und der Friede ist wieder hergestellt. Trennt aber der Tod das eheliche Band, so betrauert eins das andere einige Tage, und geht dann in der Taubenre-

publik wieder aufs Freyen aus. Ihre Fruchtbarkeit ist sehr groß.

Die liebste Nahrung der Tauben besteht in Weizen, Hirse, Erbsen, Wicken. Doch verschmähen sie Linsen, Gerste, Bohnen, Eicheln, Hafer und Rocken auch nicht. Letzterer, ohne Abwechslung, soll ihnen schädlich seyn. Was nach Salz und Salpeter schmeckt, ist ihnen sehr angenehm, daher sie oft an alten Wänden picken. Reines Wasser ist ihr Trank; zuweilen, vielleicht als Arzney, Mistjauche. In der Bestellungszeit der Felder, in der Nähe von großen Fruchtmärkten und Meyerhöfen, dürfen sie wenig gefüttert werden. Sie versorgen sich dann selbst. Verschieden sind die Wohnhäuser der Tauben. Man hat Taubenschläge, die in eignen mit Brettern verschlagnen Behältnissen im Hause selbst bestehen; oder Röten, die man außen an die Häuser hängen kann, oder auch mitten im Hofraume zuweilen auf einer Säule ruhende Taubenhäuser. Man wähle von diesen, was nach den Umständen einem am Besten däucht, nur gilt allgemein, daß der Stall immer etwas dunkel, warm und vor Taubenfeinden wohlverwahrt seyn muß. Freye Aussicht gegen Morgen, um die ersten Strahlen der Sonne zu ge-

nießen, und Ruhe und Stille ist ihnen immer werth. In der Höhe, wo reinere Luft ist, gerathen sie besser, als in der Tiefe. Graf Büffon konnte in seinem am höchsten liegenden Taubenschlage immer 400 junge Paare ausnehmen lassen, wenn er aus seinen niedriger liegenden Schlägen nur 130 erhielt. Man erstaune nicht über die Menge, die man bey keinem Taubenhändler suchen würde! Es war ein Vorrecht des französischen Adels, Taubenhäuser zu halten. Schönere und prächtigere Taubenschläge gibt es wohl nirgends, als in Persien. Um Ispahan allein zählt man ihrer über 3000. Man liebt dort sie darum sehr, weil ihr Mist die Melonen-Felder trefflich düngt. In großer Menge schwärmen die wilden Tauben herum, die von verräthrischen zahmen in die Schläge gelockt werden.

Die armen, wehrlosen Tauben haben außerordentlich viele Feinde. Der blutgierige Marder mordet im Schlage, so lange etwas Lebendiges darin ist, und beißt allen die Köpfe ab; die etwas bescheidnere Katze begnügt sich, einige rein aufzufressen. Wiesel, Ratten, Mäuse, Schlangen saufen die Eyer aus, oder beissen auch die Jungen todt. Der Adler, der Geyer, der Falke, der Habicht stürzt aus der

Höhe plötzlich auf die Taube herab und schleppt sie in seinen Horst. Denn noch immer fehlt es der innigen Freundschaft des Rüttelgeyers gegen sie, der sich sogar zu ihrem Beschützer aufwerfen soll, an hinlänglichen Beweisen. Auch die menschenscheue Eule stellt ihr nach, und Wanzen und Flöhe plagen sie, trotz ihres Badens und Wälzens im Staube, entsetzlich. Von Krankheiten sind die Tauben auch nicht frey. Außer dem kränkelnden Zustande, in dem sie, während der Mauserzeit gegen den Herbst zu, sich befinden, verstopft sich oft, zumal bey großer Hitze und Wassermangel, die Bürzeldrüse. Sie zehren dann ab, und müßen, wenn ihnen nicht durch ihren eignen Schnabel oder durch andre Hülfe geschafft wird, elend verschmachten. Oft macht sie ihr dickes, schwarzes Geblüt, ohne ein eigentliches körperliches Leiden, hypochondrisch. Traurig und in sich gekehrt sitzen sie da, legen den Kopf auf den Rücken, und werden nicht eher wieder heiter, bis eine junge Gattinn die Grillen verscheucht. Auch werden die Alten mit der Krätze, die Jungen mit den Pocken oder gewissen eiternden Blattern oft behaftet. Das Erstere ist die Folge von unreinem Wasser, das Andre von großer Sommerhitze.

Eine sehr alte Sache ist die Taubenliebhaberey. Schon Plinius eifert gegen die Taubenwuth, die so weit gieng, daß man zu Pompejus Zeiten 30 Fl. für ein vorzügliches Paar bezahlte. In neuern Zeiten wurden seltene Tauben noch ungleich theurer gekauft. Will der Taubenfreund von einem besonders schönen Paare viele Jungen bekommen, so darf er nur der Täubinn ihre Eyer gleich nach dem Legen nehmen, und sie einer schlechtern zum Ausbrüten geben. Dadurch legt die schöne Taube weit öfter, als es geschehen seyn würde, wenn sie ihre Zeit mit Brüten hingebracht hätte.

Wenn wir jetzt einige vorzüglich merkwürdige Taubenarten näher beschreiben, so sind unsre Leser selbst so billig, nicht alle, ja nicht einmal alle Nahmen derselben hier zu erwarten. Wir haben 340 verschiedne Taubennahmen gezählt, deren Aufzeichnung schon allein eine, wahrscheinlich sehr ungenießbare, Lieferung unsrer Wochenblätter ausmachen würde. Zuerst beschäftigen wir uns mit der gemeinen Taube, die schon für sich eine große Familie in der Taubengattung ausmacht.

Als Stammutter aller gemeinen Tauben kann man die wilde Taube (C. Oenas fera, livia,

via, *le Biset* 44) ansehen. Sie ist so groß, wie die Feldtaube, und wohnt in den Wald- und Felsengegenden von Europa und Asien. Doch vertauscht sie zuweilen die Einsamkeit der Wälder mit dem lebhaften Gewühl der Taubenhäuser, kommt mit Haustauben zurück, lebt den Winter über mit ihnen friedlich und paart sich wohl mit ihnen. Auf dem Felde hält sie sich gern zu den Raben. Ihr Instinct scheint ihr zu sagen, daß der Raubvogel, um der schwarzen Gesellschaft willen, sie dann verschone. Auch verräth das eine Art von Witz, daß sie, wenn der Habicht auf sie stoßt, sich bald rechts, bald links, bald in die Höhe, bald in die Tiefe, schwingt, um ihn zu ermüden und zu verwirren. Eben darum wird auch der Habicht unter einem Fluge von wilden und zahmen Tauben immer erst auf die Letztern Jagd machen, die ihr Hausstand schon etwas gelähmt hat. Dunkel aschgrau, ins blauliche spielend ist der Leib der wilden Taube; der Rücken hat einen bräunlichen Anstrich; Hals und Brust haben den Schimmer von Grün, Purpur und Kupferroth, der dem Taubenhalse eigen, allein bey vielen Spielarten ganz erloschen ist. Auf den Flügeln sind zwo Binden von schwarzer Farbe, die Füße aber und der

Schna-

Schnabel roth. Merkwürdig ist es, daß bey den wilden Tauben der Unterschied zwischen Männchen und Weibchen auffallender ist, als bey den Zahmen. Diese bedürfen, da ihre Stimme, Sitten u. d. sie kenntlich genug machen, indem sie immer unter unsern Augen sind, keines äußerlichen Unterscheidungszeichens; jene hingegen führt oft nur ein schneller Augenblick dem Jäger vors Gesicht, der nun die brütende Mutter schonen kann. In hohle Bäume, Felsenlöcher und Thürme machen die wilden Tauben ihr Nest. Zweymal im Jahre legen sie 2 auch 3 Eyer, doch kommen immer nur zwey Junge auf, deren Fleisch von auserlesenem Geschmacke ist. Vergleicht man diese Fruchtbarkeit mit der unsrer Haustauben, so erstaunt man über die Veränderungen, die der Mensch in der Natur und ihren Gesetzen hervorzubringen wußte. Wahrscheinlich bringen die wilden Tauben den Winter in Africa zu, von woher sie im Frühjahre wieder zu uns kommen.

Fast so wie die wilde Taube, nur etwas schlanker und sanfter, sieht die Feldtaube (C. Oenas vinago, *le Pigeon de nos Colombiers*, Haustaube, Holztaube, Feldflüchter 45) aus. Sie ist zwar

eine

eine zahme Haustaube, liebt aber doch die Freyheit so sehr, daß sie oft entwischt, und Baumhöhlen und Felsenlöcher zum Aufenthalt wählt. Eine blaugraue Farbe, schöne Spielungen am Halse und zwo Bänder auf den Flügeln machen sie der vorigen ziemlich ähnlich. Da sie in einem Jahre wohl zwölfmal brütet, so kann man daraus ihre starke Vermehrung in einigen Jahren abnehmen. In vier Jahren kann Ein Paar 14762 Kinder und Enkel haben. Dieser Fleiß macht sie dem Landmanne sehr werth. Sie scheint ihn wenig zu kosten, weil sie sich ihr Futter auf dem Felde selbst hohlt, was denn doch mit auf seine Rechnung geht. Ihr schneller Flug macht, daß der auf sie stoßende Raubvogel oft mit leeren Klauen abziehen muß.

Von diesen wilden Tauben und Feldflüchtern nun werden eine Menge Abarten hergeleitet; ob aber nicht doch manche darunter eine für sich bestehende Art sey, wollen wir nicht entscheiden.

Eine äußerst seltsame Gestalt hat die Kropftaube (C. Gutturosa, *le Pigeon à grosse gorge* 46), die man von allen Farben findet. Zwar können alle Tauben ihre Kröpfe aufblasen, aber keine in dem hohen Grade, wie sie. Da der Kropf nun dadurch

fast so dick, wie der übrige Körper wird, so ist sie genöthigt, den Kopf zurückzubiegen und kann sich kaum stehend erhalten. Aber eben darum kann sie nicht gut um sich sehen, und geräth einem ihrer Feinde leicht in die Klauen. Man hält sie mehr der Seltsamkeit als des Nutzens wegen.

Mit stark befiederten Füßen versehen ist die **Trommeltaube** (C. Dasypus, *le Pigeon tambour* 47). Sie drückt ihre Leidenschaften, besonders Liebe und Zorn, durch eine Art von Trommeln aus, und begrüßt mit ihrer Baßstimme die aufgehende Sonne. Auf ihrem Kopfe sitzt eine Muschelhaube und an der Schnabelwurzel beugt sich eine Art Schneppe vorwärts. Mit ihr viel Aehnliches hat die **Montaube** (C. cristata, *le Pigeon patu, huppé* 48), die ihren Nahmen daher haben soll, weil sie alle Monate brütet. Sie hat eine Haube und Federfüße. Zur Zucht ist sie vortrefflich, doch sollen zu viele Paare in Einem Stalle leicht Händel anfangen. Zween Tage nach der Begattung, wenn es im Sommer ist, legt die Täubinn ihr erstes Ey, und hält es, bis das andere nachkommt, warm, ohne es zu bebrüten. Sie sitzt 17, 18 Tage, im Winter aber etwas länger. Ihre Eyer liebt sie so, daß auch Martern sie nicht davon

trennen. Man sah eine, deren Zehen, weil ihr Nest an der Oeffnung des Taubenschlages war, völlig erfroren, und die doch ihre Eyer nicht verließ. In der Nähe der guten Mutter sitzt der Tauber und gurrt ihr eins vor. Wenn Hunger oder Durst sich bey ihr melden, so ermuntert sie ihn durch liebreiches Girren ihre Stelle einzunehmen, was er gewöhnlich zweymal des Tages zwo Stunden lang thut, klagt auch wohl bitter, wenn er zu träge seyn will, und treibt ihn gar mit Püffen zu seiner Schuldigkeit an.

Berühmt durch ihre Geschicklichkeit im Bestellen der Briefe ist die Posttaube (C. Tabellaria, *le Pigeon messager*, Brief- türkische Taube 49). Doch dürfen unsre Leser nicht glauben, daß dieß besonders abgerichtete Tauben, oder daß sonst keine andere zu diesem Geschäfte tüchtig seyen. Die ganze Sache gründet sich auf die Vorliebe der Tauben für ihre Häuser und Familien. Man nimmt sie aus ihrem Kobel mit sich in die Ferne, füttert sie gut, und taucht ihre Füße in Essig; jenes, damit der Hunger, dieses, damit die Lust zum Baden sie nicht anwandle, und bindet ihnen das Billet, das man an den Ort ihres gewöhnlichen Aufenthalts bestellt haben will, unter die Flügel. Wenn sie nun unter-

wegs nicht von Straſſenräubern, deren es auch in der Luft gibt, angefallen wird, ſo beſtellt ſie das Billet richtig — in ihr Neſt, wo es der andre abgeredeter Maßen hohlt. Will man daher von etwas, z.B. von der Ankunft eines Schiffes, ſchnell Nachricht haben, ſo ſendet man die Taube durch einen Bothen mit der Anfrage an die Behörde. Mit der Antwort macht nun die Taube den Weg in einem Tage zurück, wozu der Bothe 6 Tage gebraucht haben würde. Um Aleppo und überhaupt im Orient iſt dieſes gebräuchlich. Nicht ohne den beſten Erfolg haben ſich Hirtius und Brutus, ſo wie auch die Leidner und die Harlemer, der Poſttauben bey Belagerungen bedient. Auch mit Schwalben und Krähen iſt ſchon das Nähmliche gelungen. Jetzt haben wir Fernſchreiber oder Telegraphen, die noch geſchwinder ſind, und denen der Habicht nichts anhaben kann. Die Poſttaube iſt gehäubt, hat an der Schnabelwurzel eine ſehr höckerige Naſenhaut, die wie gepudert iſt, und rothe, warzige Stellen um das Auge, faſt wie die türkiſchen Enten. Ihr Gefieder iſt dunkel, ihre Größe anſehnlicher, als der vorigen, und ihr Vaterland Arabien, Perſien, die Türkey. Sie entfernt ſich von ihrem Stalle höchſt ungern, und

wird,

wird, da sie im Locken sehr geschickt ist, gern als Gelegenheitsmacherinn gebraucht.

Ein liebes niedliches Geschöpf ist das Mövchen (C. Turbita, *le Pigeon cravate* 50). Außer dem kleinen Wuchs zeichnen es die krausen Federn an der Brust aus, die ihm ein allerliebstes Ansehen geben. Auf seinen Flügeln trifft man mehrmals einen rothen, oder blauen Schild an. Nicht gern vermischt es sich mit andern. Gleichfalls klein und glatt am Kopfe ist die **Purzeltaube** (C. gyratrix, *le Pigeon culbutant*, der Tümmler 51). Ihre Augen umgibt ein rother nackter Ring. Sie fliegt sehr hoch und stürzt unter lauter Purzelbäumen herab. Der geübteste Raubvogel wird an ihr zu Schanden. Indem er schnappen will, macht sie einen Purzler, der sie rettet. Größer und von gravitätischem Ansehen ist die **Perückentaube** (C. Cucculata, *le Pigeon nonain*, Schleyer- Nonnen- Jacobinertaube 52). Ihr Gefieder lauft von der Muschelhaube, wie ein stehender Halskragen oder Schleyer, nach der Brust zu. Diese Federn stehen verkehrt. Ganz sonderbar sieht die **Pfauentaube** (C. laticauda, *le Pigeon paon* 53) mit ihrem fächerförmigen Schwanze aus, den sie, wenn sie verliebt ist, unter manchen poßierlichen Gebehrden,

wie mehrere sogenannte Zittertauben zu machen pflegen, entfaltet.

Eine eigne für sich bestehende Art, nicht Spielart der Haustaube, wie alle bisherigen, ist die Ringeltaube (C. Palumbus, *le Pigeon ramier*, Holz- Schlag- Ploch- Kohltaube 54), die sich mit jenen freywillig nicht vermischt. Sie liebt volle Freyheit, und lebt von Fichten- Tannen- und Kiefernsamen, Getreide, Beeren, Bohnen, Eicheln und kleinen Schnecken. Nach Gaudelouppe haben die reifen Körner des Campechebaumes eine ungeheure Menge Ringeltauben gelockt, deren Fleisch von dieser Speise sehr fett und gewürzhaft wird. Wenn sie satt sind, so kann man unter die dichten Haufen so oft schießen, als man will. Sie hüpfen bloß von Zweig zu Zweig, und schreyen bey dem Falle eines ihrer Brüder laut auf. Unter den einheimischen Tauben ist die Ringeltaube die größte, und hat einen etwas wilden Blick. Ein weißer, an der Kehle offner Halbmond um den Hals, den goldgrüne Federn umgeben, ein blaues, mit Aschgrau gemischtes Gefieder, eine zumal bey dem Tauber hochrothe Brust, ein schmutzig weißer Unterleib, Flügel und Schwanz mit weißen, blaulichen und

schwarzen Federn, ein bräunlicher Schnabel, mit röthlichen weißen Höckern, undsch mutzig rothe, fast ganz befiederte Füße, sind ihr eigen. Sie kommt im Frühjahre zu uns und eilt im Herbste wärmern Gegenden zu. In sehr warmen Ländern ist sie ein Standvogel. Zweymal im Jahre baut sie auf die höchsten Bäume, am Liebsten auf Nadelholz, ein kunstloses Nest, dessen Fläche dazu sehr bequem ist, damit die unersättlichen Jungen den Unrath leichter hinauswerfen können. Sie legt 2 auch 3 Eyer. An heitern Tagen girrt sie sehr stark, schweigt aber an trüben. Junge gemästete schmecken vortrefflich. Aber eben der Umstand macht diese ohnehin nicht fruchtbare Art immer seltner.

Sehr beliebt, und um ein merkliches kleiner, ist die Turteltaube (C. Turtur, *la Tourterelle*, Wegetaube 55). Ihre Scheitel und ein Theil des Oberhalses ist blaulich, nach unten zu dunkler und schmutziger. An den Seiten des Halses ist ein schwarzer Fleck mit weißen Strichen. Die Brust ist fleischroth; die schwärzlichen Deckfedern sind bey dem Tauber roth- bey der Täubinn rostbraun eingefaßt. Die obern Schwungfedern sind blaulich, die längern so wie der Schwanz schwarz; letzterer weiß eingefaßt.

Ueberall

Ueberall wohnt dieses freundliche Thier und lebt von Fichtensamen, Getreide und Gesäme. Auf den Südsee-Insuln fand man sie so zahm, daß sie sich auf Menschen, als auf Baumzweige setzten, und mit einem Stocke in Einem Nachmittage wohl 6 Dutzend erlegen konnte. In Deutschland hat man sie und die Lachtaube, die oft fälschlich ihren Nahmen führt, gern als Stubenvogel, und bekommt von beyden eine Bastardart. Sie ist äußerst zahm, umgänglich und verliebt. Noch mehr Grimacen als der gemeine macht dieser Tauber, bückt sich unter herzbrechenden Seufzern wohl 18—20 Male vor seiner Täubinn, und berührt dabey mit seinem Schnabel die Erde oder den Baumzweig. Erst thut sie spröde. Aber bald verrathen einige sanfte Töne, was in ihr vorgeht. Hat sie einmal eingewilligt, so scheint sie nun durch zuvorkommende Liebe ihren Gatten für ihre vorige Kälte entschädigen zu wollen, bis die Sorge für ihre Familie sie zu wichtigern Beschäftigungen abruft. Ihre Keuschheit ist erdichtet, und ihre Treue verdächtig, da ihr jeder Tauber willkommen ist. Ihre Rückkehr zu uns ist ein sichres Zeichen, daß der Winter ganz zu Ende ist. Sie sucht kühle, dicke Wälder und macht auf niedrige Bäume

und Gesträuche ein Nest von Reisig, das der Wind gar oft zerstört. In den 5 Monaten, die sie bey uns sind, paaren sie sich, nisten, brüten und erziehen ihre Jungen so weit, daß sie schon im August die große Reise mit ihnen antreten können.

Eher kleiner als sie, ist die aus Indien stammende **Lachtaube** (C. risoria; *la Tourterelle à collier* 56), die oft ein schallendes Gelächter aufschlägt. Sie ist weiß, bläulich auch semmelfarb, meist einfärbig und zeichnet sich durch einen schwarzen, halbmondförmigen Flecken um den Hals aus. Ihre Reinlichkeit und Verträglichkeit macht sie dem Menschen werth, dessen Krankheiten sie zwar erbt, aber — nicht heilt. — Und nun noch einige Blicke auf ausländische Tauben, unter denen sich die kleine **Pompadourtaube** (C. Pompadora, *Pompadour Pigeon* 57) in Ceylon auszeichnet. Sie hat eine hellblaue Scheitel, graulich blauen Schnabel, den ein hochgelber Kreis umgibt, einen blaßgrünen Rücken und Unterleib. Die Flügel sind hoch Pompadourfarbe, und die vordern, schwarzen Schwungfedern haben eine schöngelbe Einfassung; die Füße sind hellröthlich. Auf einer Art von Feigenbäumen, deren Früch-

te ihre Nahrung sind, nie auf der Erde, halten sich diese Tauben auf. Um ihres schmackhaften Fleisches willen fängt man sie häufig auf Leimruthen.

Fast so groß wie ein Truthuhn ist die auf Banda einheimische Kronentaube (C. coronata, *le Pigeon couronné* 58). Vom schwarzen Schnabel lauft ein dunkler Zügel durch die Augen nach der Scheitel hin. Die immer aufgerichtete Krone besteht aus einem Federngewebe von lauter abgesonderten gekränselten Bartfasern. Die Hauptfarbe des ganzen Vogels ist blaulich aschgrau; der Rücken und die obern Flügeldeckfedern sind rothbraun; einige unter ihnen stehende sind weiß mit rothbraunen Flecken; die übrigen wie die Hauptfarbe. Die Füße sind weiß mit rothen Flecken. Wenn der Tauber sich seiner Täubinn naht, so soll er ein Blöcken hören lassen, und den Kopf gegen die Brust ziehen. Schon zum öftern hat man diese Vögel nach Europa gebracht. Sie bauen auf Bäume, und legen weiße Eyer. In Ostindien hält man sie als Hausvögel. Auch die guineische Taube (C. guinea, *le Pigeon à taches triangulaires* 59), die sich durch weiße, dreyeckige Flecken auf den Flügeln, eine rothe Haut um die Augen, goldähnliche Augenringe, ein schö-

nes Blaugrau, sonderbare Spitzen der Federn am Halse, röthlichbraune Rücken- und Deckfedern so sehr auszeichnet, verdient Erwähnung.

Auch grüne Tauben gibt es. Unter diese gehört die schwarzgehaubte Javanische (C. Melanocephala, *le Pigeon à calotte noire* 60). Sie ist vorn am Kopf und an der Kehle weiß, hat aber auf dem Hinterkopf eine schwarze Platte. Ein angenehmes Grün ist die Farbe ihres Gefieders, die großen Schwungfedern sind dunkel purpurroth. Der hintere Unterleib ist gelb.

Die kleinste aller Tauben soll den Beschluß machen. Nicht viel größer, als eine Lerche, ist die Sperlingstaube (C. Passerina, *le Kokozin, la petite Tourterelle*, die Jalousietaube 61). Ihre Farbe ist am Kopf, dem Leibe und den Flügeln aschgrau braun, die Brust schillert purpurfarbig, der Schwanz ist braun, die beyden mittelsten grauen Federn ausgenommen. Sie leben von Beeren, gehen immer paarweise, und sind gar nicht schüchtern und leicht zu zähmen. Das Fleisch der Jungen schmeckt sehr gut, und soll die Kraft haben, den Frauenzimmern, die ohne ihr Wissen davon essen, die Eifersucht zu vertreiben. Wäre dieses lächerliche Vorgeben so ge-

gründet, als man im gemäßigten und heißen Amerika, der Heimath dieser Vögel, es glaubt, so hätte man sicher dieses nützliche Vögelchen auch in Europa einheimisch zu machen gesucht.

Ueberſehen wir nun noch am Schluße dieſer merkwürdigen Vogelgattung ihren Nutzen oder Schaden; ſo können wir zwar nicht läugnen, daß ſie zuweilen ganze Stellen auf dem Saatfelde kahl freſſen, reife Aehren aufbrechen, Strohdächer zerwühlen. Doch freſſen ſie gemeiniglich nur die freyliegenden Körner, die ohnehin nicht gewurzelt haben würden. Ueberdieß ziehen ſie den Samen eines gewiſſen, ſehr verderblichen Unkrauts dem Getreide vor, und befreyen die Aecker davon. Auf den Leinfeldern ſind ſie vollends unſchuldig. Sie freſſen freyliegenden Leinſamen, aber weniger zum Schaden der Menſchen, als zu ihrem eignen. Der keimende Leinſame ballet ſich in ihrem Halſe zuſammen, woran ſehr viele ſterben. Die Felder ſelbſt leiden ſo wenig dabey, daß Zorn gerade auf denen den ſchönſten, längſten Flachs fand, wo die Tauben ſich einzufinden pflegten. In der That erſetzen ſie den Schaden, den man durch Einſperren zur Saat- und Erntezeit verhüten kann, reichlich. Der Taubenſchlag iſt auf dem Lande, wo fri-

sches Fleisch im Sommer so schwer zu bekommen und aufzubewahren ist, ein ergiebiges Speisegewölbe. Das Fleisch der Jungen ist, obgleich schwarz, doch zart und saftig, und wird fast von allen Nationen gern gegessen. Für uns ist es zwar unter so vielen Speisen nur Eine mehr. Aber z. B. für die Bewohner der Bahamischen Insuln, denen ihre nackten Felsen so wenig nahrhafte Speisen anbiethen, ist es wahres Bedürfniß. Nur die Russen essen es nicht. Dieß erfuhr ein Reisender auf folgende Art. Er befahl seinem Bedienten, ihm zum Essen Tauben zuzurichten. Wie versteinert stand der Kerl da. Dreymal wiederhohlte der Herr seinen Befehl. Wie? Tauben — Tauben wollen sie essen? rief der Bediente. Ja Tauben will ich. Jetzt machte der arme Mensch drey Kreuze, segnete sich aus allen Kräften und rief mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzens — Sie wollen den heiligen Geist essen? Er gieng nun hinaus, und brachte keine Tauben, da man sie um jenes Symbols willen durchaus nicht essen darf.

Sehr wirksam ist der ungemein hitzige Taubenmist, wenn er dünn aufgestreut wird. Halb abgestorbne Bäume kann man durch reichliche Bedüngung mit demselben wieder ins Leben zurückbrin-

gen. In Frankreich wissen die Bäcker aus diesem Mist eine Lauge zu Einmachung des Semmelnteiges zu bereiten, wodurch die Semmeln vorzüglich schmackhaft werden. Er steht daselbst in Einem Preise mit der Gerste. In Holland wird er zum Tobacksbau sehr gesucht, und der Scheffel mit 1 Thlr. bezahlt. Nur muß man, wenn der Mist wirksam seyn soll, ihn vor Wind, Regen und Sonne bewahren. Auch Vorsichtigkeit ist nöthig, daß nicht brennbare Sachen in der Nähe liegen, sonst entzündet er sie. So brannte ein vortrefflicher, hoher Thurm vom Castell der Japanischen Stadt Surunga bloß durch die Menge des sich auf demselben anhäufenden Taubenmistes ab.

Ein sehr gemeines Opfer bey den Juden waren Tauben. Hiebey sah der Gesetzgeber wohl mehr auf ihre Wohlfeilheit, als ihre gepriesenen Tugenden. Keinem Thiere widerfuhr in der Kirche so viel Ehre, als der Taube. Von Gold und Silber wurde ihr Ebenbild verfertigt, um zum Behältnisse gewisser Heiligthümer zu dienen. Ueber Altären, Taufsteinen, Kanzeln, über den Grabstätten der Märtyrer und selbst in den Häusern hängte die Andacht ihr Bildniß auf. Auch die Medicin hat sich, wie leicht zu erachten, dieses Vogels bemächtigt, und in ihm

eine Menge kräftiger Heilmittel entdeckt, die unsre Aerzte, Gottlob! nicht mehr aus Taubenschlägen hohlen.

Doch genug von den uns so nützlichen und werthen Hausvögeln, vom stolzen Pfaue, bis zur bescheidnen Taube herab. Dürften wir am Schlusse dieser Ordnung, aus der so viele Tausende, ja Millionen jährlich geschlachtet werden, noch ein Vorwort für diese Geschöpfe einlegen, so wäre es, ihre Todesart so wenig als möglich grausam zu machen, und ihnen die Angst, die jedes lebende Wesen in den letzten Augenblicken anwandelt, zu verkürzen. Man spotte darüber nicht, als über eine zu weit getriebene Empfindsamkeit! Es ist ein für allemal eines vernünftigen, denkenden Menschen höchst unwürdig, irgend einem Geschöpfe zwecklos auch nur eine Secunde Leiden zu verursachen. Genießen dürfen wir im Reiche der Natur, aber nie unnütz quälen.

---

# Tab. XVIII.

Der Ochsenhacker (62) Der Madenfresser (63)
Der Cucurucuru (64) Das Blauauge (65)

Eine neue Ordnung von Vögeln, nähmlich die rabenartigen (Coraces), fangen wir jetzt zu beschrei-

schreiben an. Einen starken, oben erhabnen Schnabel von mittelmäßiger Größe und kurze Füße haben alle gemein. Ihre Nahrung besteht in Getreide, Pflanzen, Samen, Insecten und Aas. Die Meisten haben ein unschmackhaftes, wilderndes Fleisch. Auch in dieser Ordnung werden unsre Leser Vögel kennen lernen, die die Schönheit des Gefieders, Kunsttriebe und Sitten merkwürdig genug machen, und mancher höchst verschrieene Räuber wird ihnen als ein Wohlthäter der Menschheit erscheinen.

Eine Gattung für sich macht der africanische Ochsenhacker (Buphaga africana, *le pic boeuf* 62) aus, die der fast vierkantige Schnabel mit den nach außen zu erhöhten Kinnladen kenntlich genug macht. Er ist ungefehr so groß als eine Lerche und hat Laufsüße. Sein Schnabel ist von der Wurzel an gelb, vorn aber roth, zuweilen schwarz. Der ganze Oberleib ist graubraun, der Unterleib gelb. Die Federn des keilförmigen Schwanzes sind alle etwas zugespitzt, die Füße braun. Er wohnt am Fluße Senegal. Hier wird er ein Wohlthäter des Rindviehes. Da er die Larve der Ochsenbremse vorzüglich liebt, so setzt er sich auf den Rücken der Ochsen, und hohlt die Larven jenes Quälgeistes aus der Haut hervor, in

in die die sorgfältige Mutter das Ey versteckt hatte, um ihren Nachkommen ein gutes Lager zu bereiten. Sie dachte wohl nicht, daß sie hier einem Vogel, den sein Instinct hinführen würde, eine angenehme Speise hinlege.

Ganz anders als der Ochsenhacker sehen die drey **Madenfresser-Arten** aus, deren Charaktere ein zusammengedrückter, halb eyrunder, stark gebogner, am Rücken messerförmiger Schnabel, durchausgehende Nasenlöcher und Kletterfüße sind.

So groß wie eine Drossel ist der **africanische Madenfresser** (Crotophaga ani, *le Bout de petun* 63), der in Africa und America angetroffen wird. Ganz schwarz ist sein Gefieder, nur hat es hie und da eine violette, am Halse aber eine grünliche Spielung. Um die Augen und die Schnabelwurzel bemerkt man starke Borsten und sehr lang ist der keilförmige Schwanz.

In Absicht ihrer Fortpflanzung und Nachkommenschaft leben die Madenfresser in einer Art von Republik, was bey Vögeln etwas Seltnes ist. Die ganze Schar, von oft mehr als 50 Paaren, die sich zusammenhalten, baut ein großes Nest in Hecken und Gebüsche. In dieses legen alle Weibchen, und

zwar zwey- auch dreymal im Jahre, ihre meergrünen, am Ende gefleckten Eyer, setzen sich dann nebeneinander, und leben so in ihrer großen Wochenstube ganz friedlich beysammen. Müßen sie des Futters wegen die Eyer verlassen, so werden diese sorgfältig mit Blättern bedeckt. Sobald die Brut ausgeschlossen ist, so haben die Alten die Hände voll zu thun, um in eine so bevölkerte Kinderstube Futter genug zu liefern. Früchte, Körner, Würmer, Insecten, besonders aber die Milben, die sich in die Ochsenhaut einfressen, sind ihre Nahrung. Wirklich sollen auch die Ochsen, wenn sie **Madenfresser** sehen, sich niederlegen, damit diese recht gemächlich die Milben heraushohlen können. Ohne eben schüchtern zu seyn, werden sie doch sehr laut, wenn sie Menschen sehen. Durch diese unnütze Geschwätzigkeit verscheuchen sie die Thiere, denen der Jäger nachschleicht; denn sie selbst sind um ihres stinkenden und schlechten Fleisches willen keinen Schuß werth.

Alle **Curucucuru**, oder **Baumhacker**, deren Nahme ihrem Geschrey gleicht, haben einen kurzen, dicken, am Rande gezähnelten Schnabel und Kletterfüße. Bisher sind 9 **Arten** dieser **Gattung** entdeckt. Sie sind einsiedlerische Vögel, die in di-

cken, feuchten Wäldern den Insecten nachgehen. Auf etwas niedrigen, dickbelaubten Aesten sitzt das Männchen in einer gewissen Entfernung von seinem Weibchen, und immer hört man ihr melancholisches Geschrey, ohne sie selbst gewahr zu werden. Ihr dickes Gefieder, das nach dem Alter sehr verschieden ist, macht sie größer, als sie wirklich sind. Sonderbar ists, daß die Federn gar nicht tief in der Haut stecken, und sehr leicht ausfallen. Daher ist es schwer, diese Vögel auszustopfen. Ganz artige Gemälde, auch Putz verfertigen die Mexicaner aus diesen Federn.

Nur den **Curucucuru mit gelbem Bauche** (Trogon viridis, *le Couroucou verd, à ventre jaune de Cayenne* 64) können wir etwas näher beschreiben. Er ist in Cayenne zu Hause, und wird, um einiger Aehnlichkeit mit dem Kukuk willen, auch der gelbbäuchige Kukuk genannt. Er hat ein schönes Gefieder. Eine violette Scheitel mit etwas Goldgrün, eine schwarze Larve mit einem ziemlichen Bart um den graulichen Schnabel, ein goldgrüner Rücken, von dem aus um die Brust ein solches Band geht, unter welchem die den Unterleib bedeckende Orangefarbe anfängt, ein langer schwarz und weiß gefleck-

ter Schwanz, die zwo grünen Mittelfedern mit schwarzen Enden ausgenommen, schwärzliche Flügel, und eben solche bis an die Zehen befiederten Kletterfüße, das ist es, was dieses niedliche Geschöpf auszeichnet. In der Größe gleicht es der Schwarzdrossel und seine Nahrung sind Insecten.

Nur Eine Art hat die Gattung, die das **Blauauge** (glaucopis cinerea, 65) heißt. Sein Schnabel ist gewölbt, die obere Kinnlade länger als die untere. Unter dieser entspringt ein orangerother Fleischlappen. Die Nasenlöcher bedeckt zur Hälfte eine knorpelartige Haut wie ein Deckel. Aeußerst sonderbar ist die mit Härchen besetzte Zunge. Sie ist wie ein Knorpel, und hat vorn die Figur ♔ fast wie eine Säge. Das Blauauge hat Gangfüße; in der Größe kommt es der Aelster gleich. Das ganze Gefieder ist schwärzlich grau, am Kopfe etwas dunkler, der Augenring schön blau, die Hinterklaue länger als die vordere. Dieser Vogel lebt mehr auf der Erde als auf den Bäumen, und frißt Beeren, Insecten, auch kleine Vögel. Seine Stimme ist bald ein Gezisch, bald ein Murren, das Forster nicht unangenehm fand, sein Fleisch schmackhaft, Neuseeland seine Heimath.

# Tab. XIX. & XX.

# Der Rabe.

## Corvus, *le Corbeau.*

Der Kolkrabe. (66) Die Rabenkrähe. (67)
Die Saatkrähe. (68) Die Nebelkrähe. (69)
Die Dohle. (70) Die Bartdohle. (71)
Der Holzheher. (72) Der Nußheher. (73)

Weit und breit berüchtigt ist die an Arten so zahlreiche Gattung von Vögeln, die zum Geschlechte der Raben gehören. Man betrachtet sie als eckelhafte, diebische Geschöpfe, die die Welt leicht missen könnte. Ihre nicht zu läugnenden Räubereyen auf Feldern und ihre gierige Gefräßigkeit auf Hochgerichten hat ein solches Vorurtheil gegen sie erzeugt, daß man den unübersehbaren Nutzen, den sie durch Vertilgung des Aases und tausend schädlicher Thiere stiften, in gar keinen Anschlag brachte, und sie den schädlichsten Raubthieren gleich behandelte. Es ist um so mehr der Mühe werth, diese Vogelgattung nach den hauptsächlichsten Arten näher kennen zu lernen, da man, zumahl in unsern Gegenden, fast jeden schwarzen Vogel, den man auf einem Felde be-

merkt, einen Raben nennt. Alle die 45 Arten, die zu ihr gehören, haben einen erhabnen, runden, messerförmigen Schnabel, dessen Wurzel mit vorwärts liegenden Borsten besetzt ist, eine knorpelartige gespaltne Zunge und Gangfüße.

Fast in der ganzen Welt, vom Nord- bis zum Südpole wohnt der **Kolk- oder gemeine Rabe** (Corvus Corax 66), den seine Größe, in der er, die kurzen Füße ausgenommen, dem Kapaun gleicht, unter seiner Gattung hinlänglich auszeichnet. Sein ganzes Gefieder sammt dem Schnabel und den Füßen ist dunkelschwarz, nur zeigen sich hie und da auf dem Rücken blaue und grüne Spielungen. Auch weiße und graue **Raben** hat man schon öfters, besonders in nördlichen Gegenden, angetroffen. Im Jahre 1739 schoß ein Pole einen schneeweißen, den man als eine Seltenheit einbalsamirte. Je weiter nach Süden zu, desto dunkler scheint auch das Gefieder des Raben zu werden. Sein Geruch ist außerordentlich scharf und wittert das Aas meilenweit. Hinten walzenförmig, vorn aber glatt und gespalten und an den Seiten stachlig ist seine Zunge. Lang, stark und mit 20 Schwungfedern versehen sind seine Flügel; die Füße kurz. Er hüpft nie, sondern geht immer.

immer. Sein Flug ist hoch und kühn. Stürme und Ungewitter hindern ihn darin nicht. Der aus 12 Federn bestehende Schwanz ist keilförmig, und von der mittelsten stufenweise abnehmend. In der Hitze des Sommers lieben die Raben waldige Gegenden, im Winter aber kommen sie in freye Ebnen. Sie haben auf Bäumen und in Felsenhöhlen ihre Ruheplätze, und leben in ziemlich zahlreichen Gesellschaften. Wo sie einmal ihr Fortkommen finden, da bleiben sie immer. Ihre Ehe soll sehr zärtlich und treu seyn. Auf die höchsten Bäume bauen sie ihr Nest, das aus Reisern, mit Wolle, Haaren und Wurzelfasern ausgefüttert, besteht, und oft mehrere Jahre Dienste thun muß. In dieses legen die Weibchen im März 3—5 schmutzig blaßgrüne, dunkelgefleckte und gestrichelte Eyer, fast so groß wie die von gemeinen Hennen. Diese bebrüten sie, mit ihren Männern abwechselnd, ungefähr 20 Tage, während welcher Zeit die letztern reichlich für Futter sorgen. Die Jungen sind zuerst weißlich, und werden aus dem Kropfe ihrer Eltern im Anfange mit Insecten und Würmern, und dann mit Eyern, Vögeln und Mäusen gefüttert. Muthig gehen die Raben den ihrem Neste drohenden Weihen zu Leibe. In 14 Tagen

sind

sind die Jungen flügge. Ihre erstaunliche Gefräßigkeit macht den Alten viel Mühe. Und doch, so treu diese das Ihrige thun, schreyen sie immer heißhungrig. Eben darum werden sie sehr bald im Fliegen unterrichtet, und ihrem Schicksale überlassen. Sie erreichen ein hohes Alter, und dann soll das Schwarz ihres Gefieders etwas gelblich werden. Man weiß ganz zuverläßig von Raben, die über hundert Jahre alt wurden, und ohnweit Ronda in Spanien fand sich dreyhundert Jahre hintereinander immer derselbe Rabe ein. Er war an einigen weißen Federn kenntlich genug.

Alles nur ersinnliche Böse hat man dem Raben nachgesagt. Man sah ihn für den schändlichsten Raubvogel an, der in Schindgruben und bey Aesern am Liebsten seine Nahrung suche, und beschuldigte ihn sogar, er falle Ochsen an, daher das Rindvieh sein natürlicher Feind seyn soll. Möglich ists, daß sein Geschmack an Insecten ihn auf den Rücken eines Ochsen geführt, wo er dann etwas unsanft gehauen haben kann; möglich, daß seine Sucht, nach glänzenden Dingen zu hacken, ihn verleitet hat, Ochsen und Schafen nach den Augen zu schnappen; daß er sie aber absichtlich anfresse, ist nicht zu glau-

ben. Ein unverschämter Freybeuter ist er allerdings. Er stiehlt Fische, Krebse, Hasen, Enten, ohne daß eigentliches Bedürfniß ihn zum Blutvergießen nöthigte, denn er kann auch Insecten, Samen, Getreide und Früchte genießen. Man will zween Raben, die sich zu verstehen schienen, gemeinschaftlich auf einen Hasen Jagd machen gesehen haben, ja man versichert, sie fallen die mit Wunden bedeckten Pferde auf dem Felde an. In Island stiehlt der dreiste Rabe dem Geflügel sein Futter, hackt neugebornen Lämmern, ehe sie noch ganz aus Mutterleibe sind, nach den Augen, und plündert das Nest des Eidervogels. Oft frißt er seine eignen Eyer, ja wohl die aus dem Neste gefallnen Jungen, verzehrt in einem harten Winter seine Brüder, die ein Schuß oder sonst ein Zufall wehrlos machte, und zerreißt Papiere, ja ganze Bücher, deren er habhaft werden kann. Schalthiere läßt er auf einen Felsen fallen, um das Thier heraus zu bekommen, und einst sah ein glaubwürdiger Beobachter, wie ein Rabe eine Nuß wohl zwanzigmal hintereinander herabfallen ließ, um die Schale zu zerbrechen; was aber dem einfältigen Thiere nicht gelang, weil es den Versuch über einem Acker machte. Er zerbricht Fensterscheiben, löst das

Bley ab, zerreißt Vorhänge und bricht Blumen ab. Er soll, wie der Eisvogel, Gräthe, Knochen, Kirschkerne und Stiele nach der Mahlzeit wieder von sich geben. Oft errettet er die schüchterne Taube von der Verfolgung des Habichts und — frißt sie selber. Oft aber verschafft er ihr dadurch, daß er den Habicht beschäftigt, Gelegenheit zur Flucht. Gegen den Adler bleiben die Raben immer in einem gewissen Respect, und schließen oft einen Kreis um ihn. Furcht scheint aber der Rabe nicht zu kennen; wenigstens war einst bey einer französischen Armee einer, der beständig auf den Canonen, während dem Abfeuren derselben, saß.

Die breite Zunge macht den Raben geschickt, die Sprache des Menschen nachzuahmen, was man durch Lösung des Zungenbandes noch zu befördern glaubte. Bekannt ist der Rabe im ehemaligen Rom, der dem siegreich zurückkommenden Kaiser zurief: Ave Cæsar, Victor, Imperator. Ein anderer war daselbst, der den Tiberius, Germanicus, Drusus und das römische Volk nahmentlich grüßte. Einst bewarf er einem Schuster die Schuhe, die er in der Hand trug, mit Koth. Der erzürnte Schuster tödtete den Virtuosen. Jetzt brachte das Volk den

Schus

Schuster um, und hielt dem Raben ein prächtiges Leichenbegängniß. In Sachsen wird man nicht selten mit dem Zuruf: Dieb und Spitzbub, von den Raben empfangen, die man in Wirthshäusern zur Lust hält. Ein hungriger Rabe pflegte dem Koch im Hause immer bey seinem Nahmen Conrad zu rufen, wenn er ihn füttern sollte, und ein andrer Rabe antwortete auf die Frage, wer bist du? immer: Herr Rab. Von einem possierlichen Auftritte war einst Göze Zeuge. Ein Rabe, der „wacker Rabe, wer bist du?" sagen konnte, spazirte einst im hohen Grase im Garten des Hauses. Ein Hühnerhund schlich hinzu, und stand, als ob er ein Volk Feldhühner vor sich hätte. Plötzlich sagt der Rabe zum Hunde: Wer bist du? Eiligst ergriff der Hund die Flucht.

In einigen Ländern nehmen die Gesetze den Raben in Schutz, weil er das Aas fortschaft; in andern erklären sie ihn, um seiner Raubsucht willen, für vogelfrey. Man hält ihn, besonders dann, wenn er so schluchzt, als ob ihm die Kehle zugeschnürt würde, für einen Unglück verkündenden Vogel, der auch, wie die Sage geht, dem Cicero und Alexander, den nahen Tod verkündigt haben soll. Sein melancholisches Cras, Cras-Schreyen zeigt entweder die Nähe

eines Aases, oder die Aenderung des Wetters an. Die, die ihn für einen Zukunftspropheten hielten, haben sich die unselige Mühe gegeben, seine Stimme so genau zu beobachten, daß sie 64 verschiedne Arten des Krächzens, deren jede ihre eigne Deutung hatte, zu entdecken glaubten. Ja es gab Menschen, die, um Propheten zu werden, das Herz und die Eingeweide der Raben aßen.

Die Grönländer fangen die Raben mit den Händen. In eine Schneehöhle versteckt, deren Oeffnung nur so leicht mit Schnee bedeckt ist, daß sie hineinsinken, lauern sie auf den nach der Lockspeise gehenden Vogel. Rabenfleisch essen selbst die Wilden nicht. Nur der äußerste Mangel kann sie dazu bringen. In diesem Falle wird die lederartige Haut abgezogen. Die stärkern Federn benützt man zum Schreiben, Zeichnen und zum Bekielen musicalischer Instrumente.

Kleiner und von etwas andern Sitten, ist die **Rabenkrähe** (C. Corone, *la Corbine*, *Corneille*, schwarze, gemeine Krähe 67), übrigens aber, die mehr braunen als schwarzen Flügel und den ganz zugerundeten Schwanz ausgenommen, dem Kolkraben sehr ähnlich. Das Weibchen, das überhaupt bey dieser Gattung schwer zu kennen ist, unterscheidet sich von

Ihrem Manne bloß durch den mindern Glanz des Gefieders. In großen Wäldern sind die Rabenkrähen Standvögel, in kleinern Strichvögel; als solche ziehen sie mit den Dohlen und Saatkrähen ihrer Nahrung nach. Sie sind so gesellig, daß man auf Einem Baume oft mehr als 20 Nester antrifft. Alles können sie fressen: Fische, Vögel, Insecten, Würmer, Eyer, Unrath, Aas, Samen, Früchte. Sie verscharren die Ueberbleibsel ihres Raubes, sehen dabey sorgfältig um, ob Niemand zusieht, und legen, wenn sie im Wegfliegen bemerkt haben, daß noch etwas aus der Erde hervorrage, noch mehr Blätter, Moos u. d. darauf. Unzählige Krebse tragen sie in ihre Nester, und oft sucht der Jäger die angeschoßnen Enten umsonst, weil ihm die listigen Krähen zuvorgekommen sind. Ihre Einigkeit im Theilen des Raubes mag das Sprichwort: Keine Krähe hackt der Andern die Augen aus, veranlaßt haben. Sie folgen dem Pflüger auf dem Fuße nach, lesen Würmer und Erdmaden auf, zerstören eine Menge Feldmäuse, denen sie aufpassen, fressen Grillen und Heuschrecken, und ersetzen dadurch den Schaden, den sie durch den Raub so vieler Rebhühner-Eyer, die sie äußerst geschickt zu spießen und fortzutragen verstehen, anrichten. Sie sind fast

überall, im Norden etwas seltner, in Süden allgemein verbreitet. Ihre Ehebündnisse sollen sie auf Zeitlebens schließen und im Falle der Trennung im Wittibstande bleiben. Ihr Nest ist aus Dornen und Zweigen sorgfältig geflochten, mit Erde und Pferdmist verkittet, und mit Wurzelfasern ausgefüttert. Sie legen 5—6 gefleckte Eyer. Reichlich nährt das gute Ehepaar die Jungen und vertheidigt sie muthig. Oft bezahlt die Weihe ihren Angriff auf sie mit dem Leben; aber noch öfter bemächtigt sich der kleinere doch kühnere Würger derselben. Auch die Krähe lernt sprechen. So wie die vornehmern Türken mit Falken und Sperbern Vögel fangen, so bedienen sich die geringern hiezu abgerichteter Krähen. Ihre Schlauigkeit und ihr scharfer Geruch macht es schwer, sie zu fangen. Allein welches Thier kann sich vor dem Scharfsinne der Menschen retten? Man lockt sie durch einen Uhu, mit dem sie gern ihren Spaß haben, auf mit Vogelleim bestrichne Zweige, oder in den Schuß; man wirft ihnen Sumpfbohnen hin, in denen ein Stück einer verrosteten Nadel versteckt ist, oder man bestreicht den Rand von Papierduten, in denen etwas Fleisch zu liegen pflegt, mit Vogelleim. Indem sie

nach dem Fleische schnappen, bleibt die Kappe an ihrem Kopfe kleben. Sie steigen damit in die Höhe, wo sie bald schwindlig werden und herabstürzen. Am seltsamsten ist folgende Art, eine Krähe lebendig durch eine ihrer Schwestern zu fangen. Man befestigt eine lebendige Rabenkrähe mit zween halbcirkelförmigen Hacken so an die Erde, daß sie auf dem Rücken liegt. Ihr erbärmliches Geschrey lockt nun eine Menge herbey, die ihr helfen wollen. Die Gefangne ergreift mit dem Schnabel und den Füßen die, die ihr am nächsten kommt, hält im Drange sich loszumachen sie fest, und liefert sie so dem Vogelfänger in die Hände. Solche Kunstgriffe, Thiere zu fangen, müßen nothwendig den geselligen Tugenden derselben Abbruch thun, und sie beym Hülferufen der Geschöpfe ihrer Art mißtrauisch machen.

Ihr sehr ähnlich an Gestalt, Farbe und Größe ist die **Saatkrähe** (C. Frugilegus, *le Freux*, *la Frayonne*, Ruck= Nacktschnabel 68), nur hat sie einen längern und dünnern Schnabel. Diesen umgibt an der Wurzel eine schuppige, weißliche Haut, die bis an die Kehle herabgeht. In ihr entdeckt man kleine, unvollkommene Kiele, die fast auf die Vermuthung führen, auch diese Rabenart habe, wie die übrigen

Mit=

Mitglieder dieser Gattung, einen am Ende befiederten Schnabel gehabt, diese Federn aber durch Futtersuchen so abgestumpft, daß dieß nun ein Erbfehler aller geworden.

In ungeheuren Gesellschaften, wahrscheinlich um dem Raubvogel Respect einzuflößen, halten sich die Saatkrähen zusammen. Wenn ein Flug solcher unbestellten Schnitter auf einen Acker fällt, so kann man sich vorstellen, daß es ohne beträchtlichen Schaden nicht abgehe. Inzwischen nehmen einige sie gegen den Vorwurf der Schädlichkeit in Schutz, und behaupten, sie seyen durch Vertilgung vieler Millionen Insecten, Larven, Würmer, und der so verderblichen Kornmaden höchst nützlich. Wirklich gehen auch sie fleißig hinter dem Pfluge her, und lesen diese auf. Sie setzen sich auf den Rücken der Schweine, und fressen die Feldmäuse, die sie aufwühlen. Außer dem schon genannten, dienen ihnen alle Getreidearten, auch Erbsen und Kohlpflanzen, im Winter aber Aas und das, was sie im Miste finden, zur Nahrung. Höchst merkwürdig ist es, daß wenn irgendwo sich schädliche Raupen in so ungeheurer Menge sehen lassen, daß sie ganze Wiesen kahl zu fressen drohen, und der Aberglaube schon von Zornruthen des Ewigen

spricht, alsobald zahllose Schwärme von Saatkrähen erscheinen, als hätte ihnen Jemand Nachricht davon ertheilt. Ob das wohl auch der Zorn Gottes thut?

Gern in der Nähe bewohnter Gegenden wohnen die Saatkrähen und lärmen abscheulich. Auf Einem Baume, der wenig Unterholz hat, zuweilen auch an den Giebeln alter Gothischer Häuser, nisten oft 16—20 Paare gemeinschaftlich. Unter vielen Zänkereyen flechten diese die Grundlage aus Zweigen, Dornen, Geniste, so daß die Nester zusammenhängen und oft sich auf den benachbarten Baum hinüber erstrecken. Auf dieser allgemeinen Grundlage behauptet jedes Paar seinen eignen Platz. Eins davon hält immer Wache, indeß das Andere die Materialien zum eigentlichen Neste hohlt. Ohne diese Vorsicht würde ein Nachbar dem andern das bereits Eingelieferte stehlen. Hier ist nicht die friedliche Geschäftigkeit, die in der Republik der Biber herrscht. Hier ist nur das Zusammenwohnen einer Räuberhorde, die die Furcht vor ihren Feinden verband. Wenn nun jedes Paar sein Nest aus Dornen und Reisern vollendet, und mit Wolle, Moos und Haaren ausgefüttert hat, dann wird Ruhe. Zweymal im Jahre vermehren sie sich, und legen 4—5 dunkel-

gefleckte, grünliche Eyer. Die Jungen, deren Fleisch nicht übel schmeckt, werden aus dem Kropfe der Alten gespeißt, und gern ziehen sie dazu die aufgekeimten Zuckererbsen aus dem Erdreich. Weder der Habicht und die Eule, noch das Schießen unter sie hält sie ab, an dem gewohnten Orte wieder zu bauen; sobald aber ein Rabenpaar sich in ihrer Nähe häuslich niederläßt, so wandert die ganze Colonie aus. Oft stellt die Eule der Saatkrähe auf den Kornböden nach; dafür aber läßt diese ihre ganze Rache die Eule am Tage fühlen, wenn das blendende Sonnenlicht den Nachtvogel wehrlos macht, und geht darin den kleinern Vögeln mit ihrem Beyspiele vor.

Etwas größer als die Vorige ist die Nebelkrähe (C. Cornix, *la Corneille mantelée*, graue Krähe 69). Kopf, Kehle, Flügel und Schwanz sind schwarz mit blaulichem Wiederschein; das Uebrige ist grau. Um dieses grauen Mantels willen hat sie auch den Nahmen Nonne. Nicht selten finden sich unter den Jungen weiße und weißbunte, die aber sich nicht fortpflanzen, und, wenn sie im Hause erzogen werden, diesen Aufenthalt, auch wenn sie volle Freyheit dazu haben, nie wieder verlassen. Sie ist im nördlichen Europa häufiger, und steht da in großer,

nicht

nicht ganz unverdienter Verachtung. Den Winter über bleibt sie oft bey uns, und sucht dann auf Gassen und Miststätten ihre Nahrung. Auch frißt sie Aas sehr gern und besucht die Hochgerichte. Sonst lebt sie von Fröschen, Mäusen, Heuschrecken, Muscheln, Schnecken, und stiehlt auch Fische, Enten, Haus- und Feldhühner, müdgehetzte Hasen u. d. Ihre Vertraulichkeit geht bis zur Unverschämtheit. Sie kommt in die Bauernhöfe, theilt mit den Schweinen und dem Hausgeflügel das Futter, schleppt wohl auch davon mit sich fort, setzt sich den Hausthieren auf den Rücken, bohrt in die Strohdächer, um aus wohlgefüllten Scheunen Getreide herauszuhohlen, stiehlt in Gärten Birnen und Wallnüsse, und läßt oft in die Blumenbeete die Knochen fallen, die sie fand. Der Saat ist sie nicht so gefährlich, als die Saatkrähe, und auch sie vertilgt Insecten und Würmer. Ihr Geschrey ist bald hell, bald dunkel, immer aber unangenehm, und mit Verbeugungen und Grimacen verbunden. Den Sommer über läßt sich keine bey uns sehen. Ihre Ankunft verkündigt den Herbst und Winter, ihr Wegziehen aber, daß nun kein Frost mehr zu besorgen sey. Immer nur

Ein Paar nistet auf einem Eichen- Apfel- oder andern

Bäume in Gärten und Feldhölzern. So treu liebt sie die aus ihren 4—6 hellgrünen und braun gestrichelten Eyern hervorkommenden Jungen, daß man den Baum umhauen kann, ohne daß sie ihr Nest verließe. Der Bandwurm soll die Nebelkrähen sehr quälen.

Nur so groß wie eine Taube ist die Dohle (C. Monedula, *le Choucas* 70), deren Heimath das nordwestliche Europa ist. Ihr Hinterkopf ist etwas lichtgrau, sonst ist sie ganz schwarz, nur am Unterleibe heller. In Sumatra findet man eine gelbliche Dohle, die die Menschenstimme, vollkommner als irgend ein Vogel, nachahmen soll. Auch die Dohle vertilgt Regenwürmer und Erdmaden in Menge, erweist den Schafen den Gefallen, ihnen die Läuse vom Rücken zu hohlen, frißt aber auch Getreide, Hülsenfrüchte und grüne Saat. Alles Glänzende stiehlt sie und trägt es in ihr Nest. Dieß kostete einst einem Unschuldigen in Merseburg das Leben. Ihm wurde der Diebstahl eines Ringes zugeschrieben, den doch eine Dohle begangen hatte. Umsonst betheuerte der arme Kammerdiener seine Unschuld. Die Schmerzen der Folter erpreßten ihm endlich das Geständniß, er sey der Thäter, und brachten ihn aufs Blutgerüste. Bald nachher fand man den Ring in einem Dohlen-

lenneste. So wurden auch erst vor Kurzem in einem solchen Neste auf dem Erfurter Domdache viele römische Münzen gefunden.

Am Ende des Octobers sieht man eine zahllose Menge Raben, Saatkrähen unter Jack-Jack-Rufen, von einem Orte zum andern ziehen. Die verschiedenen Schwärme machen oft Kreise in der Luft, als wollten sie sich etwas aufhalten, damit die Nachkommenden, vielleicht Schwächern, nicht gar zu weit zurückbleiben. Außer Jack rufen die Dohlen auch Tian. Sie nisten Colonienweise. In Schichten bauen sie auf Bäume, alte Thürme und in das Gebälke verlaßner Schlösser ihre Nester übereinander, führen eine treue und keusche Ehe, schnäbeln sich wie die Tauben, plaudern beständig, stehlen einander die Baumaterialien, sinnen dann auf Rache, und zeigen sich in der That als muntere, listige Vögel. Sie legen 5—6 meergrüne, dunkelgefleckte Eyer. Sie lernen leicht reden, aber ihre Dieberey empfiehlt sie eben nicht zu Hausthieren. Seltsam sieht die **Bartdohle** (C. Hottentottus, *le Choucas du Cap de bonne esperance* 71) aus. Zwar sind auch ihre Federn schwarz und schillernd; aber der lange Bart, um den noch viele kurze Borsten herumstehen, und

die struppigen Federn am Halse, die wie eine Mähne aussehen, zeichnen diese Dohle sehr aus. Sie wohnt auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung und ist so groß wie eine Amsel.

Ein niedlicher Vogel ist der Holzheher (C. glandarius, *le Jeais*, Marcolph, Hezle, Herrenvogel u. a. 72), der in den europäischen Waldungen wohnt. Er ist so groß wie eine Dohle. Die Hauptfarbe seines äußerst feinen Gefieders ist blaßröthlich aschgrau. Ein artiger gefleckter Federbusch, ein schwarzer Fleck an beyden Seiten des Schnabels, und prächtig blaue große Flügel-Deckfedern mit weißen und schwarzen Stellen machen ihn kenntlich. Unaufhörlich ist er in Bewegung, versucht alle Stellungen, klemmt sich auch wohl zuweilen den Kopf zwischen zween Zweige, und ahmt das Geschrey der Eulen, Falken und anderer Vögel, die zum Singen nicht mehr Talent als er selbst besitzen, ja wohl die Sprache der Menschen nach, und ganz besonders gelingt ihm das Wort Richard. Beym Anblick eines Raubvogels, schlägt er durch den ganzen Wald Lärm, und bald ist Verstärkung da. Oft verräth sein Geschrey dem Jäger die verlorne Spur des Wildes; aber eben so oft warnt es auch dieses vor der Annäherung

herung des Jägers. Dem Krammetsvogel in der Schlinge hackt er das Gehirn aus, bleibt aber zuweilen selbst hängen; Lebensmittel versteckt er, vergißt aber oft, wo er sie hingethan hat, und manche gewaltige Eiche, mancher schöne Nußbaum verdankt diesem diebischen Vergraben des Holzhehers sein Daseyn. Eicheln, Kastanien, Erbsen, Beeren, Kirschen, kleine Vögel, die er im Fluge und aus den Schlingen raubt, sind seine Nahrung. Nelkensamen ist ihm besonders lieb. Gibt man ihm mehrere Nelken hintereinander, so legt er sie neben sich. Jetzt nimmt er eine nach der andern, tritt mit dem Fuße darauf, entblättert sie Blatt für Blatt, und hohlt den Samen aus dem Kelche. Im May bauen die Holzheher ihre Nester auf Eichen und Tannen, umgeben sie außen mit gröbern Zweigen als einer Brustwehre, und legen 4—7 graugrüne, dunkelpunktirte Eyer. Die Jungen bleiben das Jahr über bey ihren Eltern. Erst im nächsten Frühjahre erscheint der blaue Prachtschild, und mit ihm die Lust selbst Familien zu stiften. Als Hausvögel fressen sie alles, sind aber sehr unruhig und geschwätzig. Auch weiße und fünfzehige Holzheher findet man.

Zwar eben so groß, aber lange nicht so schön ist

der Nußheher (C. Caryocatactes, *le Cassenoix*, 73).

Sein

Sein schwarzbrauner Leib hat weiße Flecken, die theils rund, theils eckig sind. Die Schwung- und Schwanzfedern sind schwarz, letztere mit weißen Enden. Der Schnabel ist bis über die Nasenlöcher mit zurückgeschlagnen, weiß und braun gestreiften Federchen bedeckt. Uebrigens ist er lang, glatt, an den Seiten zusammengedrückt, mit breiten, schneidenden Spitzen. Die obere Kinnlade geht über die untere etwas vor. Er ist ein einfältiger, geschwätziger und dreister Vogel, und wohnt in dicken, gebirgigen Wäldern. Die Alten kann man mit dem Stocke todtschlagen, die Jungen mit den Händen fangen. Nüße, die er bald ganz verschluckt, bald aufbohrt, sind seine vorzüglichste Nahrung. Doch frißt er auch Insecten, z. B. Bienen, Wespen, Käfer, so wie auch Tannensamen, Eicheln und Beeren. In großen Scharen streichen sie von ihren Gebirgen in die Ebnen herab. Sie nisten in Baumhöhlen, hacken wie die Spechte, und verrathen sich dadurch dem Jäger.

## Tab. XXI.

Die Aelster. (74) Die Mandelkrähe. (75)
Der Plauderer. (76) Der Maisdieb. (77)

Noch einen Vogel vom Rabengeschlechte, voll Instinct und Munterkeit, müßen wir beschreiben. Dieß

ist

ist die **Aelster**, (C. Pica, *la Pie*, Azel, Heister 74), die zwar der Rabenkrähe etwas ähnlich ist, sich aber doch durch ihre kleinere Gestalt, ihr schwarz und weißes buntes und, je nachdem man sie hält, schön spielendes Kleid, einen langen, keilförmigen Schwanz, den sie aufgerichtet tragen kann, und etwas lockere, zottige Federn am Unterleibe, hinlänglich auszeichnet. Europa ist ihr Aufenthalt, und sie wohnt gern in der Nähe bewohnter Oerter. Insecten hascht sie im Fluge, Larven gräbt sie aus, Vögel sind weder in der Ruhe noch im Fluge vor ihr sicher; sie besucht die Schlingen des Vogelstellers, und ist dreist genug, selbst in sein Haus zu kommen. Auch über einem Krebse hat man sie ertappt, der ihr aber zuvorkam, und sie mit seinen Scheren erwürgte. Sie fliegt auf den Rücken der Schweine und Schafe, um sie von Insecten zu befreyen, was nur die ersten zu schätzen wissen, die andern aber aus Furcht sich schüttelnd verbitten. Auch sie stiehlt Dinge zusammen, die ihr unnütz sind. Im Winter frißt sie Aas. Sobald sie Futter für sich, oder einen drohenden Raubvogel über sich gewahr wird, so ruft sie mit lautem Schahaha alle Aelstern der Nachbarschaft zusammen. Sehr leicht wird sie zahm und lebt mit Menschen, ja

wohl mit Katzen zusammen. Sie ist eine ewige Schwäzerinn, und ahmt alle Arten von Tönen nach. Sie blöckt wie ein Kalb, meckert wie eine Ziege, bellt wie ein Hund, kräht wie ein Hahn, gluckt wie eine Henne. Ja selbst die Flöte des Schäfers und die Stimme des Menschen macht sie nach, und sagt am Liebsten Margot (Margaretha). Auf der Erde sitzt sie nie ruhig, bald geht, bald hüpft, immer aber wippt sie mit dem Schwanze. Sie ist spöttisch und schalkhaft, und lacht oft höhnisch.

Im Baue ihres Nestes zeigt sie viel Klugheit. Ihr Gewissen, das mancher Nestdiebstahl drücken mag, scheint ihr zu sagen, daß auch sie kein besseres Schicksal verdiene, und eben daher geht sie so sicher als möglich zu Werke. Sie wählt dazu den Platz im Dickig eines hohen Baumes. So klein das eigentliche Nest ist, so macht es doch mit dem, was dazu gehört, ein Ganzes von 2 Fuß aus. Es ist mit einem stachligen Verhau umgeben, der den Eingang in das Nest erschwert, dessen Spur das ewige Plaudern der Aelster allen Waldbewohnern verräth. Mit vereinter Thätigkeit flicht das Aelstern-Paar das Gerippe desselben aus beugsamen, kleinen Zweigen, verküttet alles mit einem aus naßgemachter

Erde

Erde verfertigten Mörtel, und macht darüber sehr geschickt einen Deckel aus Dornenreisern. Die einzige Oeffnung, die in das Nest führt, ist immer an der unzugänglichsten Seite angebracht. Im Grunde desselben ist ein weicher Polster für die Jungen. Immer hält eins Wache und blickt nach allen Gegenden. Die Krähe wird, so wie sie erscheint, verfolgt, um sie von dem theuren Neste zu entfernen. Kommt gar ein Adler oder Falke, so wirft sich auch ihm die Aelster muthig entgegen, und oft weichen jene, wenn auch nicht der Uebermacht, doch aus Mitleid vielleicht; zuweilen aber kommt sie übel davon. Sieht die Aelster einen Menschen in die Hütte gehen, die etwa an den Stamm des Baumes, auf dem sie ihr Nest hat, angebaut ist, so geht sie sicher nicht in dasselbe, bis er wieder heraus ist. Gehen, um sie zu betrügen, zween hinein und nur einer heraus, so wartet sie geduldig auch den andern ab. Eben so macht sie es, wenn 3. 4. und 5. hineingehen. Durchaus müßen alle heraus seyn, bis sie in ihr Nest sich begibt. Aber mit dem sechsten ist ihre Weisheit zu Ende. Der kann in der Hütte bleiben, ohne daß sie es merkt, so daß sie also im eigentlichen Verstande nur fünfe zählen kann. Sie legt 7—8

sehr kleine, grünliche, dunkelgefleckte Eyer, und, wenn man sie wegnimmt, immer weniger. Die blinden Jungen werden von ihren Eltern erst mit Raupen, Schnecken u. d. dann aber mit Vögeln und Eyern gefüttert. Ihr Alter bringt die Aelster auf 20 Jahre. Das Fleisch der Jungen soll nicht ganz übel schmecken. Geschwätzigkeit hat dem Bacchus diesen Vogel heilig gemacht. Denn wen, frägt Horaz, macht der Becher nicht beredt?

Den Rabenarten in Manchem ähnlich, jedoch ausgezeichnet genug, um eine eigne Gattung auszumachen, sind die 18 Racker- oder Birkheherarten (Coracias). Ihr messerförmiger Schnabel hat eine unterwärts gekrümmte Spitze und ist an der Wurzel nackt. Die knorpelige Zunge ist gespalten, und die kurzen Füße sind Gangfüße. Unter ihnen verdient unser Landsmann, die Mandelkrähe (Coracias Garrula, *le Rollier*, Racke, Blauracke, gemeiner Birkheher 75), als einer der schönsten Vögel, wirklich den Nahmen deutscher Papagey. Ein ins Hellblaue spielendes Grün bedeckt fast den ganzen Leib; nur ist der Rücken rostbräunlich und an den Deckfedern des Schwanzes und den kleinern der Flügel entdeckt man ein prächtiges Blau. Die vor-

dern

dern Schwungfedern sind schwarz, unten blau, die Schwanzfedern, deren äußerste etwas länger als die mitteln sind, theils grünlich, theils blau. Die Augen umgibt eine nackte gelbliche Haut, der Schnabel ist braun, die Füße gelblich. Sie ist so groß als eine Dohle, und zieht im Herbst aus den nördlichen in südliche Länder, von wo sie das Frühjahr aber ziemlich spät wieder zurückbringt. Schnecken, Würmer, Frösche, Beeren, Getreide, nicht aber, wie man aus ihrem Nahmen schließen möchte, Mandeln, sind ihre Nahrung. Nur darum heißt sie Mandelkrähe, weil sie gern auf den übereinander gelegten Garben, die man Mandeln nennt, zu oberst sitzt. Zähmen läßt sie sich nicht. Ihre Gefangenschaft überlebt sie nur wenige Tage. Ihre Stimme ist dem unangenehmen Quacken des Laubfrosches ähnlich. Hoch und dauerhaft, so wie es die weite Wanderung erfordert, ist ihr Flug, der dicke, einsame Wald ihr liebster Aufenthalt. Hier macht diese Schwätzerinn in hohle Bäume, besonders faule Eichen, ihr Nest, trägt eine Menge Heu, Gras, Moos und Wurzeln zu, um das Loch, soviel es nöthig ist, auszufüllen, bereitet dann ein Lager von Thierhaaren, Sauborsten und Federn, und legt 4 schneeweiße,

glänzende Eyer, die das unsaubere Thier oft beschmutzt. Den Jungen tragen ihre Eltern die Aezung, Würmer und Körner, nicht im Schnabel, sondern im Rachen zu. Diese kann man leicht fangen. Desto schwerer aber die vorsichtigen Alten, deren Fleisch angenehm schmeckt.

Einen messerförmigen, hinten nackten Schnabel, eine ganze fleischige Zunge und Gangfüße haben alle die 12 Arten, die die Azeln-Gattung (Gracula) ausmachen. Zwey davon, der **Plauderer** und der Maisdieb, verdienen von uns näher gekannt zu werden. Sonderbar genug sieht der **Plauderer** (G. religiosa, *le Mainate*, Mino 76) aus. Sein Gefieder ist schwärzlich, ins Violette spielend, der Schnabel, so wie die Beine, gelb. Eine hellgelbe Binde mit Lappen umgibt den Hinterkopf, und auf den Flügeln zeigt sich ein weißer Fleck. Dieser Vogel, der die Größe einer Dohle hat, besitzt eine ganz vorzügliche Anlage zum Reden, und soll es darin weiter als der Papagey bringen. Den ganzen Tag plaudert er und wird mit seiner Geschicklichkeit, die er immer zeigen will, wirklich lästig. Er lebt in Indien, besonders auf der Insul Borneo. Seine Sitten sind sanft; seine Nahrung Früchte. Noch fehlt es an

genauen

genauen Nachrichten von seiner Lebensart und Fortpflanzung.

Etwas kleiner ist der Maisdieb (G. Quiscula, *la Pie de la Jamaique* 77). Das schwarze Gefieder des Männchens spielt ins Purpurfarbige, der Schnabel und die Füße sind schwarz. Das Weibchen ist braun. In ganz America ist die Menge der Maisdiebe so groß, daß durch ihren Flug zuweilen die Luft verdunkelt wird. Sie fallen auf die Maisfelder, besuchen im Winter die Scheunen, und thun freylich ansehnlichen Schaden. Diesen aber vergüten sie dadurch reichlich, daß sie eine ungeheure Menge Insecten, zumal die Erbsenkäfer, vertilgen. Weil man in Pensylvanien immer nur ihre schlimme, nie ihre gute Seite kannte, so setzte man auf die eingelieferten Köpfe dieser Vögel einen kleinen Preis. Ihrer wurden nun wohl zwar weniger, aber dafür vermehrten sich die Insecten so fürchterlich, daß man recht froh seyn mußte, wie diese nützlichen Vögel sich allmählich wieder vermehrten. So bestraft die Natur die Eingriffe, die überkluge Menschen in ihre weise Insecten-Polizey zu thun versuchen. Außer diesem führt in America eine **Pirolart** (Oriolus phœniceus) den Nahmen **Maisdieb**. Er wird ärger als die Pest

ver-

verabscheut. Die Pächter pflegen den Samen, ehe sie das Feld anbauen, in einem Decoct von Nießwurz einzuweichen. Auf die Bäume einsamer Gegenden nisten die eigentlichen Maisdiebe, und legen 5—6 blauliche, schwarz gestrichelte und gefleckte Eyer.

# Tab. XXII.

## Der gemeine Pirol.

Das Männchen. (78) Das Weibchen. (79)

Der Jupujaba. (80)

Der Bartvogel. (81)

Die so zahlreiche Gattung Vögel, die den gemeinschaftlichen Nahmen **Pirole** (Oriolus) führen, haben alle einen kegelförmigen, erhabnen, runden Schnabel, der bey den meisten sehr spitzig gerade ausgehend und oben etwas länger als unten ist; eine gespaltne, spitzige Zunge, und Schreitfüße. Der größte Theil der 52 **Arten** hat seinen Aufenthalt in America. Nur der **gemeine Pirol** (Oriolus Galbula, *le Loriot*), der in der ganzen alten Welt angetroffen wird, läßt sich auch in Deutschland sehen, und verdient um der Schönheit seines Gefieders und seines kunstvollen Nestes willen unsre Aufmerksamkeit.

Er ist so groß wie die Amsel und hat eine Menge Nahmen, z. B. Kirschvogel, Wiedewall, Pfingstvogel u. a. Ein prächtiges Goldgelb ist die Hauptfarbe des **Männchens** (78). Zügel, Flügel und Schwanz sind schwarz, letzterer ist an der Spitze gelb. Der etwas gekrümmte Schnabel ist blutroth, die Füße sind schwarzblau. Das **Weibchen** (79) ist zeisiggrün und hat schwarzgrauliche Flügel. Erst gegen den Junius hin kommen die **Pirole** aus den wärmern Ländern, wahrscheinlich Africa, wo sie überwintern, bey uns an, bleiben nicht länger als bis ans Ende des Augusts, und widmen die kurze Zeit ihres Aufenthalts bey uns ganz der Sorge für ihre Nachkommenschaft. Auf einem Baume oder Strauche wählt das sich treu ergebne Paar zu seinem Neste die Stelle, wo zween Zweige eines schlanken Astes eine Gabel bilden. An diesen Zacken wird es so angebunden, daß es einem Korbe gleicht, der an Handhaben getragen wird. Stroh und Hanfhalmen sind die Bindfaden, deren sie sich hiezu bedienen. Diese gehen theils außen herum, theils erstrecken sie sich in das Nest selbst hinein, das dreyerley Schichten hat. Die Aussere besteht aus Bast, Wolle, Stroh und Grashalmen; die Mittle wird aus Moos, Baumflechten,

Spinnengeweben und Raupengehäusen verfertiget; die Innere, die den Polster vorstellt, ist ein feines Gewebe aus zarten Grashalmen und Wurzeln. Alles ist trefflich in einander geflochten, und gern umwinden sie die Gabel mit Schafwolle, die sie an Schwarz- und Weißdornbüschen suchen. Damit die schwankende Bewegung des Astes die Eyer nicht herausschleudere, so wird noch um den Rand des Nestes ein eingebogner etwas hoher Saum, wie ein Bollwerk, verfertiget. Mag nun der Wind immer damit spielen. Die Eltern haben es zu gut vor Anker gelegt, besonders da am innern Polster die Jungen sich so anklammern können, daß man Mühe hat, eins herauszunehmen. Sehr wohlthätig pflanzte die Natur diesem schönen Pirole die größte Vorsicht im Baue seines Nestes ein. Denn da er nur einmal im Jahre brütet, so würden die Nachstellungen, die sein prächtiges Gefieder veranlaßt, bald das ganze Geschlecht ausrotten. Mit anhaltendem Eifer brütet das Weibchen 3 Wochen über seinen 5 weißen, schwarzgefleckten Eyern, und muthig setzen sich die Alten den Freybeutern zur Gegenwehre, die ihr Nest plündern wollen. Ja es fehlt nicht an Beyspielen, daß die gute Mutter sich mit dem Neste forttragen ließ, im

Brüten fortfuhr, und endlich auf ihren Eyern starb. Bis die Jungen reif sind, sehen sie wie ihre Mutter aus. Nie zahlreich, immer nur Familienweise, ziehen die Pirole weiter. Sie sind sehr vorsichtig und scheu, verstecken sich immer im dicken Laube, und rufen mit einem leicht nachzuahmenden Flötentone, Püloh, Püloh. Aber dieß ist nur ihr Locken; sonst singen sie auch wie die Drosseln. Aufzuziehen sind sie schwer. Insecten, Raupen, Insecten-Eyer, Würmer, Käfer, Frösche, auch Kirschen, Feigen, Vogelbeeren und Erbsen sind ihre Nahrung. Ein Paar kann in einem Tage mit einem Kirschbaume ziemlich fertig werden. Sonderbar ists, daß der Pirol nur das Fleisch der Kirschen frißt, den Kern aber wegwirft; indessen der Kirschfink das Fleisch wegwirft und den Kern aufknackt.

So groß wie eine Dohle ist der Jupujaba (O. Persicus, *Cassique jaune du Brésil*, Japu 80). Sein schwarzes Gefieder spielt in Purpur, und hat auf den Flügeln einen schöngelben Flecken. Auch der Hinterrücken und der obere Theil des Schwanzes ist goldgelb. Die Augen sind Sapphier-Blau, die Füße schwarz, der Schnabel gelblich.

Sehr merkwürdig ist das Nest dieser Pirolart.

Aus Schilf, Binsen und andern Pflanzentheilen, die man für Haare und Schweineborsten angesehen hat, besonders aus dem in Südamerica sehr gemeinen Gewächse Altmannsbart (Tillandsia usneoides Lin.), das wie Roßhaar aussieht, baut sie ihr künstliches Nest, das wie ein anderthalb Fuß langer Beutel am Ende schwacher Baumzweige hängt, und dadurch vor dem Ueberfalle der Meerkatze u. a. sicher ist. Man hat schon vierhundert solcher Nester an Einem Baume, nahe bey den Wohnungen der Menschen angetroffen. Sehr zahlreich müßen die Jupujabas in Cayenne, Brasilien und den heißen Gegenden von Südamerica seyn, da sie in Einem Jahre dreymal brüten.

Nicht ganz können wir die zur Großmaul- oder Pausbackgattung gehörigen Vögel, die aber schicklicher Bartvögel (Bucco) heißen, übergehen. Sie sind an ihrem Kazenbarte, der oft länger als der starke und gerade Schnabel ist, sehr kenntlich. Die Nasenlöcher sind versteckt, die Schwanzfedern kurz und schwach, die Füße, Kletterfüße. Die 18 Arten dieser Gattung wohnen in Asien, Africa und Südamerica. Unter Faulheit und Unthätigkeit fließt ihr Leben hin, das sie in den von menschlichen Wohnungen weit entlegnen Wäldern, wo sie noch zum Ueberflusse hinter dickbelaubten

Zweigen sich verstecken, ganz in der Stille hinbringen. Gemächlichkeit und Ruhe geht einem solchen Phlegmaticus über alles. Stunden und Tagelang sitzt er mit zwischen die Schultern eingezognem Kopfe, ohne sich von der Stelle zu bewegen, und läßt mehrere Male auf sich schießen, ehe er die Flucht ergreift. Seine Nahrung sind Insecten, besonders große Käfer; sein Fleisch ist unschmackhaft.

Unter diesen **Bartvögeln** nennen wir bloß den **gelbwangigen** (B. Zeylanicus, *le Barbet à joues jaunes* 81), der in Ceylon und Batavia wohnt. Sein Schnabel ist röthlich. An die hellbraune Farbe des Kopfes und Halses schließt sich eine schöne grüne Farbe, die den Rücken, die Flügel und den Schwanz bedeckt. Um die Augen herum ist ein groser, nackter, hellgelber Fleck. Der Bauch ist hellgrün, die Füße sind blaßgelb. Er ist so groß wie ein Stieglitz. Hohe Bäume sind sein Aufenthalt, auf denen er sich wie eine girrende Turteltaube hören läßt. Von diesem Geschrey führt er in Ceylon den Nahmen Kottorea. Sein Leben führt er als ein menschenscheuer Einsiedler in der Einsamkeit. Von seinen Sitten ist noch nichts Merkwürdiges bekannt geworden.

# Tab. XXIII. & XXIV.

# Der Paradiesvogel.

Paradisea, *l'Oiseau de Paradis.*

Der Große. (82) Der Königsparadiesvogel. (83) Der Prächtige. (84) Der Violettkehlige. (85) Der Sechsfädige. (86) Der mit dem Halsbande. (87)

Sehr schöne und merkwürdige Vögel sind es, mit denen wir jetzt unsre Leser bekannt zu machen das Vergnügen haben. Man sah in ihrem Gefieder so viel Eignes, beobachtete so manches Auszeichnende an ihnen, daß man ihnen auch einen ganz besondern Nahmen vom Paradiese zu geben für gut fand. Aber eben dieser Nahme, bey dem sich mancher ohnehin schon etwas entzückt fühlt, schien die Einbildungskraft zu berechtigen, die seltsamsten Dinge von diesem Vogel zu ersinnen. Gewiß ohne betrügerische Absichten schnitten die Indianer, ehe sie die Leichtglaubigkeit der Europäer kannten, den Paradiesvögeln die Füße weg. Denn, wenn sie zu Federbüschen u. d. bestimmt waren, so mußte man ja die festen Theile, besonders die plumpen Füße, wegschneiden, und in den hohlen Leib einen Stab stecken,

so daß der Vogel im eigentlichen Verstande seine Haut bloß an einem Stecken trug. Jetzt geriethen solche Vögel dem nach Merkwürdigkeiten haschenden Europäer in die Hände. Augenblicklich mußte eine Naturgeschichte, so wie sie sich für Vögel ohne Füße schickte, entworfen werden. Beobachtungen waren hiezu nicht nöthig. Nun mußten diese armen Vögel ewig fliegen, und im Fluge schlafen; doch erlaubten ihnen einige aus Mitleiden, sich an ihren langen Schwanzfedern zum Schlummern aufzuhängen. Man ließ sie vom Thau, von der Luft und Dünsten leben, gab ihnen, statt aller Eingeweide, bloß einen Fettklumpen, und wußte, um den Unsinn vollzumachen, selbst ihre Fortpflanzung im Fluge zu veranstalten, indem man vorgab, das Weibchen lege sein Ey in eine Höhle auf den Rücken des Männchens, und setze sich darauf, wobey die beyderseitigen Federn so — klug wären, sich während des ewigen Fluges nestförmig in einander zu flechten. Nur im Tode sollen diese Vögel die Erde berühren. Solche Wunderdinge können wir zwar unsern Lesern nicht versprechen, dafür aber Wahrheit, die immer mehr als solche Ammenmärchen gelten muß.

Alle **Paradiesvögel**, von denen bisher 9 Arten bekannt sind, haben die Wurzel des bey einigen

gen geraden, bey andern etwas gekrümmten Schnabels, mit sammetartigen Federn bedeckt. Sehr lang und gewöhnlich von schönen Farben sind die Federn in den Weichen. Ihr Vaterland ist sehr eingeschränkt; Neuguinea ihre Heimath, von wo aus sie nach den Molukischen und den benachbarten Insuln streichen. Bey den Meisten sind die Augen und Köpfe sehr klein. Ihres guten Fluges wegen heißen sie auch die Schwalben von Ternate.

Meistens nur dem **großen Paradiesvogel** (P. apoda 82) widerfuhr die Ehre, daß man ihm die Füße absprach, weil ihre merkliche Größe, sowohl beym Putze als beym Einpacken, nur das Gewicht vergrößerte, und mehr verunstaltete, als zierte. Dem Körper nach ist dieser Vogel nicht größer als ein Stahr, allein sein Gefieder gibt ihm einen größern Umfang. Blaßgoldfarben ist der obere Theil seines Kopfes und Halses; an den Seiten und der Kehle aber schwarz mit grünlichem Glanze, und die an dieser Stelle gerade aufstehenden, steifen und dichten Federchen bilden einen wahren Sammet. Der Leib ist oben heller, unten dunkler kastanienbraun, und seidenartig fein anzufühlen. Sehr seltsam ist das Gefieder am hintern Theile des Leibes.

Aus

Aus den Weichen, oder aus der Gegend zwischen den Flügeln und Lenden, entspringen auf jeder Seite 40—50 sehr lange Federn, die sich über und unter den Schwanz hinaus sehr weit erstrecken, sich mit diesem vermischen, und eine Art von falschem Schwanz bilden, aus dem der wahre, wie in einem Netze liegend, durchschimmert. Die Fahnen dieser Federn sind sehr dünn und leicht, und machen ein florähnliches durchsichtiges Gewebe. Die längsten darunter sind anderthalb Fuß lang und lichtbraun, die kürzern gelblich, am Ende rothgefleckt. Aus ihrer Mitte hervor, von der Gegend der Fettdrüsen her, kommen noch zwo drittehalb Fuß lange Baßsaiten ähnliche Federn, die, am Ende ausgenommen, ganz bartlos und bey dem Weibchen kürzer sind. Aber eben dieser reiche Schmuck ist den Paradiesvögeln oft im Fluge hinderlich, besonders wenn sich ein Sturm erhebt. Gegen einen schwachen Wind fliegen sie gern und ohne Mühe, ja sie pflegen dieß gewöhnlich zu thun, weil, wenn sie dem Strome des Windes folgten, das Federngewebe vorwärts geschlagen und verwickelt würde. Auch kommen ihnen auf diesem Wege die Schmetterlinge, die lieber mit dem Winde fliegen, entgegen. Bringt ein starker Wind

ihre Federn in Unordnung, so fallen sie zu Boden, wo ihnen das Auffliegen oft sehr schwer, ja unmöglich wird. Uebereilt sie der Sturm nicht zu schnell, so sind sie klug genug, sich pfeilschnell in höhere und stillere Regionen zu erheben, bis die Orcane unter ihnen ausgetobt haben. Die Mauserzeit beraubt sie ihres Schmuckes und dauert mehrere Monate. Sie suchen dann wie beschämt die Verborgenheit. Im August sind sie wieder neugekleidet, und ziehen jetzt wie die Stahre, wobey sie gerade wie diese beständig untereinander schwätzen, und einen Anführer haben, der immer etwas höher fliegt, herum. Ihr gewürzreicher Aufenthalt gibt ihnen vortreffliche Nahrung. Vom Genuße der Muskatennüsse sollen sie, wie berauscht, niederfallen. Sie fressen große Schmetterlinge, und wohnen und nisten in Wäldern. Hier lauern die in Hütten versteckten Indianer auf sie, und schießen sie mit stumpfen Rohrpfeilen, oder fangen sie mit Vogelleim. Sogleich öffnen sie den Leib, schneiden die Eingeweide mit einem Theile des Fleisches und die Füße weg, brennen den Körper mit einem glühenden Eisen etwas aus, und trocknen ihn dann im Rauchfange. Inzwischen ist nicht alles ein Paradiesvogel, was so heißt. So wie diese Waare in Werth kam, so schnitt man an-

dern

dern Vögeln, die sehr schöne Farben und lange Schwanzfedern entweder wirklich hatten, oder bey denen man sie geschickt anbringen konnte, die Füße ab, und schuf so Papageyen, Bienenwölfe, struppige Wiedehöpfe u. a. in Paradiesvögel um. Die Leichtigkeit und der glänzende Schimmer geben den Federn des **Paradiesvogels** einen wahren Werth zum Putze. Der Marktpreis in Aru ist für das Stück ein eiserner Nagel. In Indien achtet man diesen Vogel auch darum hoch, weil ihm die Priester gewisse Wunderkräfte zuschreiben und daher den Nahmen Gottesvogel beylegen. So heißt vorzüglich auch eine andere Art, der **Königsparadiesvogel** (P. Regia, *le Manucode* 83). Ein solcher soll unter dem ganzen Haufen die königliche Würde haben. Ihm gehorche, so versicherte man, alles; er schwebe beständig über seinen Unterthanen, theile die nöthigen Befehle aus, und suche die Quellen auf, aus denen man ohne Gefahr trinken könne, weil die Indianer, um sich des ganzen Fluges zu bemeistern, diese zu vergiften pflegen; ja er soll, was wirklich eine seltne Liebe zu seinen Unterthanen verriethe, die erste Probe jeder Quelle an sich selbst machen. Diese abgeschmackten Fabeln brachten oft die Reisen-

den, statt der nähern Beschreibung der Sitten dieser Geschöpfe, zurück, und treulich erzählten sie uns alles, womit die Indianer ihre Wundersucht zum Besten hatten.

Nur so groß wie eine Feldlerche ist der **Königs-Paradiesvogel.** Auch er hat eine Sammethaube; schwarze Flecken umgeben seine Augen, und wie Atlas glänzt sein Gefieder, das oben hellroth, unten weißlich ist. Ueber die blutrothe Brust geht eine goldgrüne, polirtem Metalle ähnliche Querbinde. Aus seinem Schwanze gehen zween lange. nackte Kiele hervor, die oben röthlich und unten schwärzlich sind. An ihrem Ende haben sie eine Fahne, die wie Smaragd glänzt, und sich schneckenförmig bald ein- bald auswärts rollt. An beyden Seiten unter den Flügeln hängt ein Bündel graubraunner Federn mit grünglänzenden Enden herab, die an das von eben der Stelle ausgehende Florähnliche Gewebe des großen Paradiesvogels erinnern. Der Schnabel ist weißlich gelb, die ziemlich plumpen Füße sind gelblich braun. Auf der Insul Aru, wohin er aus Neuguinea kommt, wird er am häufigsten angetroffen.

Mit Recht trägt der **Prächtige** (P. Magnifica,

fica, *le Magnifique* 84) seinen Nahmen. Seinen hellgelben Schnabel umgeben oben und unten lose, struppige Federn, von kastanienbrauner Farbe. Den Kopf und Nacken bedeckt ein sammetartiges Gefieder von eben dieser Farbe. Von letzterm an entspringt ein hochgelber Federbüschel, mit schwarzen Flecken am Ende, und hart an diesen schließt sich ein noch dickerer, strohgelber Büschel. Der Rücken und der Schwanz sind hellrothbraun, Kehle und Brust aber blaugrün mit einem Goldschimmer. Uebrigens nimmt eine schwarzgrüne Farbe die Seiten des Körpers ein, und theils gelb, theils braun sind die Flügelfedern. Aus dem Schwanze ragen zween drahtähnliche Schäfte hervor, die nur auf einer Seite fast unsichtbar kleine Bärte haben und sich zirkelförmig krümmen. Die Füße sind dunkelgelb. Auch dieses so schöne Geschöpf wohnt in Neuguinea und hat die Größe einer Schwarzdrossel.

Die mit allen Arten des Federschmucks bey dieser Gattung äußerst freygebige Natur gab sogar dem **Violettkehligen P.** (P. Superba, *O. d. P. à gorge violette* 85) gleichsam vier Flügel. Denn unter und zwischen den wahren Flügeln entspringen auf beyden Seiten starke Büschel ungleicher, sammetartiger Fe-

dern, die sich, längs dem Rücken, fast wie ausgebreitete Flügel erstrecken, und zum Theil so lang wie diese sind. An den Wurzeln des Schnabels bemerkt man einen schwarzen, sehr feinen Federbusch. Kopf, Hals und Rücken bedeckt ein goldgrüner Sammet. Die Federchen, die ihn bilden, liegen wie Fischschuppen über einander. Außer diesem verdient noch die violette Kehle, der hellgrüne Bauch, das matte Schwarz der Flügel und der blaulich spielende Schwanz bemerkt zu werden. Die Füße sind braun. In der Größe übertrifft er den Königsparadiesvogel. Ob die Fäden, die sonst den Paradiesvögeln so gemein sind, dieser Art ganz fehlen, oder ob sie nur bey den Exemplaren, die man fand und abbildete, durch einen Zufall verloren gegangen, ist schwer zu entscheiden.

Desto reichlicher mit Fäden begabt ist der **sechsfädige Paradiesvogel** (P. Aurea, *le Sifilet* 86), der in der That seltsam aussieht und an unsern Schneemercur erinnert. Von beyden Seiten des Kopfes entspringen drey nackte, nur am Ende mit einer eyrunden Fahne versehene Fäden, die so lang sind, daß wenn sie gerade nach hinten zu lägen, sie über ein Viertheil des keilförmigen Schwanzes sich hinaus erstrecken würden. Auch bey dieser Art bemerkt

merkt man übrigens den Luxus und die Pracht des Gefieders, die bey den Paradiesvögeln so gemein ist. Von der Wurzel des schwärzlichen Schnabels erhebt sich ein kleiner Schopf. Der Bauch ist beynahe zottig wegen der Menge von Federn, die sowohl ihn als auch den Schwanz umgeben, und so lockere Fahnen wie die Straußfedern haben. Die Farben selbst aber sind so prächtig und mannigfaltig, sie spielen und verfließen so in einander, daß Maler und Schriftsteller in die größte Verlegenheit kommen, sie nur einiger Maßen zu schildern. Die Scheitel, Wangen und Kehle sind violettschwarz, der Augenstern hellgelb. Kostbar goldgrün schimmert der Vorderhals und die Brust, und ein eben solcher Fleck bezeichnet den Hinterhals. Flügel, Schwanz und Rücken sind dunkelschwarz. Letzterer spielt ins Violette. Die Füße sind schwärzlich. Auch dieses treffliche Geschöpf, das in der Größe wie eine gemeine Turteltaube ist, besitzt Neuguinea.

Noch eines prachtvollen Vogels, der zu dieser Gattung gehört, müssen wir gedenken. Der Paradiesvogel mit dem Halsbande (P. nigra 87) ist zu schön, als daß wir ihn unsern Lesern vorenthalten könnten. Dem Körper nach ist er zwar nur

wie

wie eine Schwarzdrossel, den sehr langen Schwanz abgerechnet. Etwas gebogen ist der schwarze Schnabel. Seine Wurzel umgibt oben und unten ein ziemlich starker, schwarzer und dicker Federbusch, der sich wie Sammet anfühlt. Vom Schnabelwinkel aus lauft nach der Brust zu ein immer breiter werdendes Band, das einen Halbmond bildet, und dessen prächtiger Kupferglanz fast alles übertrifft, was man nur immer in Absicht auf Federn sehen kann. Von dieser schimmernden Stelle aus bedeckt den ganzen Unterleib ein schönes Dunkelgrün, das, ungefähr in der Mitte, ein hellgrünes, glänzendes Querband durchschneidet. Der hintere Theil des Kopfes bis an den Rücken hin ist ebenfalls schön goldgrün. Auch das Schwarz des Rückens und des ungeheuren Schwanzes hat eine Kupferspielung; tiefschwarz aber sind die Flügel. Die zwölf Federn, woraus der Schwanz besteht, sind von sehr ungleicher Länge, so daß die mittelsten 22, die äußersten nur 5 Zoll lang sind.

Zu wünschen ist, daß man nun auch, nachdem der Ungrund so vieler Fabeln von diesen merkwürdigen Geschöpfen aufgedeckt ist, über die Sitten, Fortpflanzung, Wanderungen derselben genaue Beobachtungen anstelle.

# Tab. XXV. & XXVI.

# Der Kukuk.

## Cuculus, *le Coucou.*

Der gemeine. (88) Der braune. (89)
Der Turaco. (90) Der Honigkukuk. (91)
Der glänzende. (92) Der blaue. (93)

Wir würden unsern Unterhaltungen den Vorwurf einer wesentlichen Lücke zuziehen, wenn wir den so berüchtigten Kukuk nicht so ausführlich beschreiben wollten, als es nur immer die Gränzen dieser Blätter erlauben. Ihm sind so viele Laster aufgebürdet, von ihm so unglaubliche Dinge erzählt worden, daß es der Mühe werth ist, diesen Einsiedler aus seiner Einsamkeit hervorzuziehen und in seiner wahren Gestalt kennen zu lernen. Ein Vogel, bey dem die Natur ihre sonst so schöne Ordnung aufgehoben, den sie, wie man vorgab, zu Verbrechen bestimmt zu haben scheint, und den ein blinder Naturtrieb zum Mutter- und Brudermord hinreissen soll, verdient unsre doppelte Aufmerksamkeit, und es kann dem, der überall Ordnung und Weisheit zu sehen gewohnt ist, unmöglich gleichgiltig seyn, ob er den so tröstenden Glauben an sie aufgeben, oder in ihm noch ferner die Freude seines Lebens finden soll.

Nicht weniger als 46 **Kukuksarten**, von denen aber nur zwo unsre Landsleute sind, hat man bisher entdeckt. Sie alle haben einen fast runden, vorne etwas gebognen, an den Seiten zusammengedrückten Schnabel, in dem die Nasenlöcher liegen, die ein erhöhter Rand umgibt. Flach und ungespalten ist die pfeilförmige Zunge. Die Füße sind Kletterfüße, und die Klauen, besonders an den Seiten, sehr scharf. In der ganzen Welt findet man hier diese, dort jene Art von dieser Vogelgattung.

So groß wie eine Turteltaube, aber länger und schlanker, ist der **gemeine Kukuk** (C. Canorus, 88), der von seinem bekannten Rufe diesen Nahmen erhielt, und dadurch ihn allen in obengenannten Stücken mit ihm verwandten Vögeln verschaffte, wenn gleich ihre Stimme eine andre war. Das Gefieder des **Männchens** hat am Oberleibe die Spielungen des Taubenhalses, d. i. dunkel aschgrau ins grünliche und kupferfarbne schillernd; der Unterleib ist hellaschgrau um die Brust, weiterhin weiß mit grauen, wellenförmigen Querlinien. Die Schwungfedern und der Schwanz sind schwarz mit weißen Flecken. Letzterer besteht aus zehn stufenweise abnehmenden Federn und ist keilförmig. Der Schnabel ist schwarz.

die

die Füße sind hellgelb. Inzwischen ist nicht zu läugnen, daß man in Absicht des Gefieders auf manche Verschiedenheiten, auch bey einer und derselben Art, stoße. Das Kukukweibchen ist kleiner, dunkelgrau mit schmutzigbraunen Flecken, am Unterhalse aschfarbig und gelblich gemischt mit schwarzbraunen, wellenförmigen Querstreifen, am Bauche schmutzig weiß und in die Quere gestreift. Einige Aehnlichkeit des Gefieders mit dem Sperber hat das alberne Mährchen erzeugt, der Kukuk verwandle sich in einen Sperber, und alle Raubvögel hegten deßwegen eine ganz besondere Freundschaft und Liebe für ihn.

Der Kukuk wohnt am Liebsten in Wäldern, die in der Nähe von Wiesen und Feldern liegen. Nadelhölzer ziehet er dem Laubholze vor. Ein Paar wählt sich immer eine Strecke von ungefähr einer Stunde im Umfange, und duldet in diesem Reviere durchaus kein anders Paar. Sein Gang ist hüpfend, doch macht er von dieser Fertigkeit selten Gebrauch. Aus den wärmern Ländern, wahrscheinlich Nordafrica, wo er, um Winterquartiere zu halten, in ziemlicher Gesellschaft im September hinzog, kommt er, wieder in Gesellschaft, erst am Ende des Aprils zurück, und verkündet seine Ankunft den Bewohnern

der Wälder, durch seinen, obgleich einförmigen, doch angenehmen Ruf. Zu dieser Reise bedient er sich seiner eignen Flügel; eine Bemerkung, die wir unterlassen könnten, wenn man nicht dem Milan die unbegreifliche Höflichkeit zugeschrieben hätte, er sey der Fuhrmann und Träger des **Kukuks**. Ganz unerweislich ist das Vorgeben einiger, er bleibe den Winter über, in einem hohlen Baume schlummernd, bey uns. Daß er aber so spät bey uns ankommt, hat einen sehr weisen Grund. Die mütterliche Natur ruft ihre Kinder nur dann aus der Ferne zurück, wenn sie ihnen bereits ihren Tisch gedeckt hat. Da nun die vorzüglichste Nahrung des **Kukuks** in Blätter- und Blütenraupen, Heuschrecken, Schnecken, Käfern u. d. besteht, wie Zorn und andere an den Flügelschalen, Raupenhaaren u. d. in seinem Magen deutlich genug bemerken konnten; so darf er nicht eher kommen, bis Futter genug für ihn vorhanden ist. Seine Liebe zu gewissen Heuschrecken-Larven hat Veranlassung gegeben, aus dem sogenannten **Kukuksspeichel** ein großes Wunder zu machen. Da die Schaumcicade einen Schaum ausschwitzt, der theils als Schutzwehr, theils als Netz dienen mag, um kleine Insecten zu fangen, und

man

man den Kukuk oft in diesem Schaume suchen sah, so mußte das ein Speichel des Kukuks seyn, aus dem, mit der Zeit, ein Insect hervorkäme; eine Behauptung, in Absicht deren man wirklich, wenn der Kukuk die Larven aus dem Schaume nicht bereits herausgeholt hatte, am Ende Recht behielt.

Höchst wahrscheinlich der sehr starke Appetit des Kukuks, und die nicht geringe Mühe, die er sich geben muß, um nur für seine Person täglich satt zu werden, war der Grund, warum die Natur ihn, unter allen Vögeln ganz allein, des Brütungs- und Aezungsgeschäftes seiner Nachkommenschaft gänzlich überhob, und ihm den Instinct einpflanzte, seine Kinder in eine fremde Wiege zu legen. Denn so ausgemacht und unläugbar es ist, daß kein Kukukweibchen seine Eyer selbst ausbrüte; so erweislich ist es doch, daß nicht sein Bau, z. B. die Lage des Magens, die doch bey einigen andern Selbstbrütenden ganz eben dieselbe ist, daran Schuld sey. Ob der Umstand, daß kein Vogel, der von einem Vogel anderer Art ausgebrütet worden, je zum Brüten tauge, wie manche Hauswirthinn z. B. bey den von Hühnern ausgebrüteten Enten mit Schaden lernt, oder seine große, nie verminderte Begattungswärme,

die keinen Trieb, sich in einem warmen Neste zu lagern erzeugt, hiezu beytrage, ist schwer zu entscheiden. Am wahrscheinlichsten bleibt immer die Schwierigkeit, gefräßige Junge, die lange die treueste Pflege nöthig haben, selbst zu verpflegen, der Grund, warum der **Kukuk** für seine Nachkommenschaft fremde Hülfe suchen muß. Wenn nun aber eine Unmöglichkeit der Kukuksmutter das andern Vögeln so werthe Brütgeschäfte verbiethet, und sie zu einer unnatürlich scheinenden Handlung nöthiget; verdient sie wohl den Nahmen einer Rabenmutter, den man ihr gab, besonders da man bemerkt hat, daß sie sich in der Nähe ihres ausgesetzten Kindes aufhält und auf seinen Ruf fleißig antwortet?

Um die **Paarungszeit** lassen die **Kukuksmännchen**, deren es weit mehr als Weibchen gibt, ein oftmaliges **kuku, kuku** hören, das sie zuweilen mit einem Tone unterbrechen, der gerade so lautet, als wollten sie sich räuspern. Mit Gluchzen antwortet das Weibchen: **Glu, glu.** Außer jenem Rufe hört man vom Manne auch noch einen heißern Schrey, wie man von den kleinen Tauchern zu hören gewohnt ist. Bald darauf wird unter vielem Aechzen die Paarung auf den höchsten Bäumen vollbracht.

Von

Von jetzt an beobachten die Kukuke sorgfältig den Fortgang des Nestbaues verschiedner kleiner Vögel: der Rothkehlchen, Weidenzeisige, Zaunkönige, gemeiner und grauer Grasmücken, Mönche, weißer und gelber Bachstelzen, kleiner Neuntödter und einiger andrer. Man hat auf 20 Arten beobachtet, bey denen sie ihre Eyer in Pension geben. Es ist aber bey der Kukuksmutter nicht bestimmter Entschluß, diesen oder jenen Vogel zur Amme ihres Kindes zu nehmen, sondern immer trifft den das Loos, der gerade dann, wenn sie ihr Ey zum Legen reif fühlt, auch sein letztes Ey gelegt hat. Mit dem Anfange des Junius legt sie ihr erstes Ey. Dieses ist nach Verhältniß ziemlich klein, weil ein kleiner Vogel das Brütgeschäfte übernimmt, rund, schmutzig weiß, und an der stumpfen Hälfte braun, braungrau, violett gestrichelt, so daß die Striche zuweilen die Zahlen 1 und 5 vorstellen. Ist der Eingang in das fremde Nest ihr selbst zu enge, so legt sie das Ey auf die Erde, faßt es dann mit dem Schnabel, und trägt es in das ihr anständige Nest. Dieses Geschäfte treibt sie fast alle Tage einmal bis in die Mitte des Julius. Aber so viele Eyer sie auch legt, so sucht sie doch für jedes ein eignes Nest auf, was ihr bey den freund-

lichen

lichen Einladungen, die sie von allen Seiten bekommt, zu finden gar nicht schwer fällt. Mehr als Ein Ey konnten die kleinen Pflegemütter weder bedecken, noch, wenn es auskommt, versorgen; wohl aber hat Bechstein, dem wir manche sehr schöne Bemerkung über diesen Vogel verdanken, schon selbst den Fall in der Nähe seines Hauses gesehen, daß eine Bachstelze, zweymal hintereinander in Einem Jahre, und zwar, was sie sonst nicht thut, in Einem und demselben Neste einen **Kukuk** ausbrütete.

Man darf nicht glauben, daß die Vögel, die die **Kukuksmutter** zu Pflegeeltern ausersehen hat, über diesen Zuwachs ihrer Mühe böse sind. Zwar sah man einmal ein Rothkehlchenpaar sich hartnäckig weigern, ein Kukuksey aufzunehmen. Allein eine solche Ausnahme beweist weiter nichts, als daß es unter Vögeln eben solche Verschiedenheiten der Charaktere, wie unter Menschen, geben möge. Der Eine ist gastfrey, der Andre filzig; der Eine zu jedem Dienst der Liebe bereit, der Andre lieblos. Eine Taube thut alles für ihre Junge, eine Andre läßt sie Hungers sterben; Ein Finke trinkt mäßig, ein Andrer sauft des Tages zweymal das Geschirre aus; Ein Rothkehlchen ist, so wie es in den Vogelbauer

kommt,

kommt, kirre, ein Andres rennt sich vor Wildheit den Kopf ein; Ein Gimpel lernt sogleich alles nachpfeifen, ein Andrer ist und bleibt Zeitlebens — ein Gimpel. So mögen jene sonst so willigen Rothkehlchen besondere Ursachen gehabt haben, sich bey dem Kukuk die Ammenstelle zu verbitten; denn im Allgemeinen sind sie und andre kleine Vögel zu diesem Geschäfte immer sehr willig, und sicher ist das Geschrey, das sie beym Anblick des Kukuks erheben, eher ein Freudengeschrey und eine Einladung, ihnen ein Ey anzuvertrauen, als ein Angstgeschrey, weil sie, wie man fabelte, denselben für einen Sperber ansähen. So betrübt sonst eben jene kleinen Vögel bey Annäherung irgend eines Geschöpfs zu ihren friedlichen Wohnungen werden, und so fertig sie jedes fremde Ey, das man mit der größten Kunst und Vorsicht im Stillen hineinlegt, über Bord werfen, oder wohl gar das ganze Nest, voll Ingrimm über diese Störung, verlassen; so scheinen sie dagegen, sobald ein Kukuk sich sehen läßt, vor Freude über die ihnen zugedachte Ehre, außer sich zu seyn. Freundlich verläßt die kleine Zaunköniginn ihr Nestchen, damit die Kukuksmutter ihr Ey recht bequem hineingleiten lassen könne, hüpft unter freudigem Locken

mit ihrem Manne, dem sie herbeyruft, um den so willkommnen Fremdling herum, und wirft, was zum Erstaunen ist, von ihren eignen Eyern welche aus dem Neste, wenn ihr das Kukuksweibchen nicht selbst schon darin zuvorgekommen ist, damit es ja dem anvertrauten nicht an hinreichendem Platze und Wärme fehle. In den Händen dieser wohlthätigen Amme ist nun das Ey sicher aufgehoben. Da ist, auch wenn in Abwesenheit des Nestbesitzers alles das vorgieng, keine Spur von Verdruß, einen unvermutheten Erben zu finden, wahrzunehmen, und auch der Gemahl läßt sichs ganz gerne gefallen. Gewöhnlich geht über dem Fündlinge die Pflege der leiblichen Kinder verloren, und gemeiniglich in sechs Tagen sterben diese, weil die Gefräßigkeit des Stiefsohnes die ganze Zeit und Kraft der gutherzigen Alten fordert, die gegen jene sichtbar kälter als gegen diesen sind. In einem entfleischten Pferde-Schedel fand einst ein Jäger Rothkehlcheneyer und ein Kukuksey. Das Rothkehlchen brütete alle aus, aber bald fand man die leiblichen Kinder todt vor dem Neste liegen, so daß die Mutter immer über diese den Weg nehmen mußte, wenn sie durch die Augenhöhle ab- und zuflog, ihrem angenommenen Kinde Futter

zu

zu bringen. O wie viele Sorgen, Ermüdung, Gefahren, ja eignen Mangel erträgt nicht das zarte Geschöpf, die Zaunkönigiinn, die nun nicht nur länger brüten, sondern einen um viele Male größern und unersättlichen Kostgänger ernähren muß! Und doch wandelt sie und alle, deren Obsorge die Kukuksmutter ein Ey überläßt, keine Spur von der Ungeduld und dem Neide an, die so mancher andern Stiefmutter, die freylich nicht in die Classe der Vögel gehört, zur höchsten Schande gereicht. Im Gegentheil sehen jene lieben Thierchen mit sichtbarer Freude dem Wachsthume ihres Zöglinges zu, und scheinen die Gleichgiltigkeit der leiblichen Mutter, die mit dem Legen des Eyes ihre Mutterpflichten fast ganz erfüllt zu haben glaubt, gar nicht zu fühlen. Ein ganz andres Kleid als seine Eltern trägt der junge **Kukuk.** Er ist oben rothbraun und weiß nach der Quere gestreift, unten weiß und schwärzlich gewellt. Bald nachdem er aus dem Eye ist, wird ihm die nicht für ihn gebaute Wiege zu enge. Er dehnt sich aus und erweitert die Oeffnung, um zu seiner Zeit ausfliegen zu können. Leben noch Stiefgeschwister, so verdrängt er sie aus dem Neste, in welchem Falle ihnen dann die Eltern entweder auf die Erde Speise

bringen oder sie auch zuweilen dem Hungertode überlassen. Klug genug geht es der junge Kukuk an, um allein Hahn im Korbe zu seyn. Man bemerkte dieß bey einer kleinen Grasmücke, die sich in Einem Neste mit ihm befand; rücklings gieng er auf sie zu, schob seinen Rücken unter sie, so daß sie auf seine Flügelknochen zu liegen kam, und kletterte nun mit dieser Last rückwärts an den Rand des Nestes. Nothwendig mußte sie hinabstürzen. Sobald der nun flügge gewordne junge Kukuk seine bisherige Wohnung verläßt, setzt er sich auf einen nahe gelegenen Baum, streckt und dehnt sich einige Male, zieht seine Federn durch den Schnabel, und ruft hoch und kreischend: Girrke, Girrke. Jetzt versammeln sich alle die guten Stiefeltern jener Gegend, Grasmücken, Bachstelzen, Rothkehlchen u. a. begrüßen und begucken mit vieler Freude den jungen Kukuk, und tragen ihm wetteifernd Nahrung zu. Jedes will das Erste seyn; jedes dem lieben Unbekannten am Meisten Liebe beweisen. Er kann kaum so schnell fressen, als er von den lieben, dienstfertigen Geschöpfen bedient wird. Ja man darf ihn, ehe er vollkommen fliegen kann, fangen und in einen offnen Käfig setzen, so zeigt sich jener Diensteifer sogar stär-

ker,

ker, als die natürliche Schüchternheit. Auch da wird er, mit Gefahr des Lebens und der Freyheit, reichlich genährt. Versucht er endlich seine Kräfte im Fluge, und begibt sich auf entferntere Bäume, so begleiten ihn seine gastfreundlichen Ernährer, und füttern ihn so lange als er nur immer Unterstützung bedarf. Doch nicht nur mit dem Pflegbefohlnen, sondern selbst mit dem ganz fremden **Kukuk**, dem es kümmerlich geht, scheinen gewisse Vögel Mitleiden zu haben. Aus vollem Halse schrie ein junger **Kukuk**, den man aus dem Neste einer blauen Bachstelze genommen, und auf den Hof gesetzt hatte. Ein zahmer Goldammer, den man mit Körnern fütterte, flog gerührt herbey, eilte in den nahe liegenden Garten, hohlte für den Hungrigen Spinnen, und trug ihm auch die raupenförmig geschnittne Milz zu, um ihn zu füttern. Das Mitleiden der Vögel mit ihren angenommenen Kindern mag dadurch verstärkt werden, weil die jungen Kukuke die Stimme ihrer Pflegeeltern nachzuahmen pflegen: eine Stimme, die ihre ganze Liebe erweckt, und die, was höchstmerkwürdig ist, nur so lange dauert, als sie Pflege bedürfen.

Was sagen unsre Leser zu diesen denkwürdigen Anstalten der Natur? Vielleicht verzeihen sie jetzt

dem Kukuk das Aussetzen seiner Kinder, weil er unmöglich brüten kann. Daß aber die andern, die sich als Ammen brauchen lassen, nun gegen ihre eigne Brut so unnatürlich handeln, sie einem Fremdlinge aufopfern, das scheint ihnen unbegreiflich. Allein wir bitten sie folgendes zu bedenken. Hätte die Natur den wahren Kukukseltern die Gleichgiltigkeit gegen ihre Eyer, und dagegen den Stiefeltern die herzliche Liebe zu den angenommenen Kindern nicht eingepflanzt, so müßte dieses ganze Geschlecht zu Grunde gehen. Denn entweder die Alten oder Jungen müßten des Hungertodes sterben. Mit Aufopferung einiger einzelnen Geschöpfe wußte sie die ganze Gattung zu erhalten. Sey es daher auch, daß der Preis manche Bachstelze, Meise, Grasmücke u. d. sey; diese sind kein Verlust für die Welt. Ganze Gattungen aber müßen bleiben, sie dürfen nie aussterben; indessen nach den Gesetzen eben der Natur tausend und aber tausend Individuen sich untereinander zerstören, ja einander selbst zur Nahrung angewiesen sind.

Auch hier also zeigen sich Weisheit und Güte im schönsten Bunde, und alle die harten Anklagen des Kukuks erscheinen theils in einem andern Lichte,

theils

theils als Unwahrheiten. Grundfalsch ist es, daß die Kukuksmutter, wenn sie ein Ey bringt, die schon im Neste befindlichen Jungen erwürge; denn es sind noch gar keine darin. Falsch, daß sie die Eyer andrer Vögel ausbrüte und nur ihren eignen abgeneigt sey, denn sie hat gar keine Zeit zum Brüten; falsch, daß der Pflegsohn seine wohlthätige Stiefmutter ermorde; denn daß einmal ein junger Kukuk den Kopf und Hals einer zwischen den Sprossen eines Bauers steckenden Grasmücke im Rachen hatte und daran erstickte, war sicher wohl mehr die Folge von Dummheit und Hunger, indem er nach Raupen gierig schnappte, als daß unnatürliche Grausamkeit dabey im Spiel gewesen wäre. Im Gegentheil schien ein jähriger Kukuk, den Büffon mit 3 noch nicht ganz befiederten Grasmücken zusammensperrte, die Verbindlichkeiten, die er ihrem Geschlecht hatte, zu fühlen, und erlaubte den kleinen, erfrornen Thierchen, sich unter seinen Flügeln zu wärmen. Grundfalsch ist endlich der zum Sprichwort gewordne Undank des Kukuks, da man sogar bemerkt hat, daß er auch auf der langen Reise nach Africa der empfangenen Wohlthaten eingedenk bleibt, und gleich nach seiner Zurückkunft sich an seinem Geburtsorte einstellt, da-

denn

denn, wenn er einige seiner alten Freunde und Bekannten antrifft, des Bewillkommens, des Freudengeschreyes und der wechselseitigen Liebkosungen kein Ende ist.

Unmöglich können wir hier eine Geschichte übergehen, die die unbeschreibliche Treue der Pflegemutter eines jungen Kukuks, mehr als irgend eine, ins Licht setzt. Im späten Herbst 1778 trafen zween Jäger in der Gegend von Treuenbriezen eine Bachstelze an, die sehr emsig Futter suchte, und immer einer alten Eiche damit zuflog. Das Unerwartete, jetzt noch ein solches Vögelchen zu finden, da alle andre Bachstelzen schon lange vorher in wärmere Gegenden fortgezogen waren, machte sie aufmerksam. Sie näherten sich in der Stille dem Baume, und fanden, daß das gute Thier einem Vogel Speise brachte, der, dem großen Kopfe nach zu urtheilen, zu einem ganz andern Geschlechte gehörte. Ihre Verwunderung nahm zu. Auf einer Leiter stiegen sie nun den Baum hinan, und bemerkten, daß dieses große Pflegkind in eine Baumhöhle so eingesperrt war, daß es nur den Kopf hervorstrecken konnte. Da sie nun bald darauf mit einem Beile, unter allen Zeichen der größten Angst von Seiten der bekümmerten Pflegemutter, die

Deff-

Oeffnung vergrößerten, so entdeckten sie in dem unbekannten Vogel einen Kukuk, der aber des beschränkten Raumes wegen nicht völlig ausgewachsen war. Wahrscheinlich hatte in dieses Bachstelzennest ein Kukuk sein Ey fallen lassen, obgleich er selbst nicht hinein konnte. Die Bachstelze brütete das Ey aus; der junge Kukuk wuchs, ehe er fliegen konnte, zu einer solchen Größe heran, daß der Ausgang der Höhle für ihn zu klein wurde. Und dieses eingesperrte, angenommene Kind fütterte die treue Bachstelze mit unsäglicher Mühe, in einer an Insecten armen Jahrszeit, Monate lang. Um es nicht umkommen zu lassen, unterdrückte sie den starken Trieb mit ihren Schwestern fortzuwandern, war taub gegen die Stimme der Natur und des Bedürfnisses, blieb aus Mitleiden gegen das hilflose Geschöpf allein zurück, und opferte ihm ihre Freuden, Bequemlichkeiten, ja selbst ihr Leben, auf. Dann in wenig Wochen tödteten Hunger und Kälte das gute Thier, über das jede böse Stiefmutter erröthen sollte. Wer übrigens, wenn wir zuweilen in diesen Unterhaltungen von gesellschaftlichen Tugenden der Vögel sprachen, mitleidig lächelte, und diese Aeußerung für Schwärmerey hielt, dem empfehlen wir diese Geschichte,

für deren Wahrheit der Halberstädtische Landjäger, Herr Pauli zu Thale, Bürge ist.

Man kann den jungen Kukuk zahm aufziehen. Immer aber ist der Zeitpunkt des Uebergangs des Herbsts in den Winter kritisch, sehr oft tödtlich für ihn. Er kann so zahm gemacht werden, daß er den Ruf seines Herrn kennt und ihn wohl auch auf die Jagd begleitet. Ein Naturforscher erzog einen mit Seidenwürmern und Gartenraupen. Diese, so wie die Schmetterlinge, faßte er immer beym Kopfe zuerst, nahm sie der Länge nach in den Schnabel, zerquetschte sie so, daß aller Saft herausgieng, und der Bissen nun schlüpfrig und leicht hinuntergleitend wurde. Eben so faßte er auch die in längliche Streifen geschnittnen Schafslebern und Hammelsnieren, die man ihm nach der Raupenzeit, aber immer etwas angefeuchtet, gab. Todte Insecten fraß er nicht. Die natürliche Wasserscheue, die man an ihm wie an andern bemerkte, überwand er endlich doch, wahrscheinlich weil ihn die trockne Nahrung dazu zwang.

Das Fleisch der in der Freyheit so reichlich ernährten jungen Kukuke soll sehr gut und fett seyn. Man lockt sie durch Nachahmung ihrer Stimme

in

in den Schuß. Einige halten den Kukuk für einen Unglücks- andere für einen Glücksvogel, fragen ihn in Verlegenheiten um Rath, und sehen — wir müssen unsern Lesern den Unsinn ohne seines Gleichen bekannt machen — die Erde, die sich unter dem rechten Fuße desjenigen befindet, der das erste Geschrey des Kukuks im Frühlinge hört, für ein sicheres Mittel gegen Flöhe und anderes Ungeziefer an. So nützlich er uns durch Verminderung schädlicher Insecten wird, so sind doch alle seine andern Vorzüge, von seiner gepriesenen Prophetengabe bis zur Heilkraft seiner Asche gegen die fallende Sucht herab, lächerliche Erdichtungen. Als ein erfrorner Kukuk gieng nach der Mythologie Jupiter auf ein Abenteuer aus, und eroberte so seine Gemahlinn Juno; daher soll bis diesen Tag die Gewohnheit kommen, daß Ehelustige den Kukuk fragen, wie lange sie noch warten müssen. Auch nach dem Getreidepreise erkundigt sich der Aberglaube bey ihm. Doch diese Dinge sind bloß lächerlich. Furchtbar war hingegen die Gewohnheit, ihn zu fragen, wie lange man noch leben werde? Man will Beyspiele von einigen haben, die sich darüber, daß ihnen der Kukuk nur wenige Jahre noch verkündigte, zu Tode grämten. So fest

glaubte ein krankes altes Weib an diesen Lügenpro-pheten, daß sie, bereits in Zügen und vollkommen sprachlos, mühsam die Finger aufhob, und damit zeigte, wie viele Jahre ihr der **Kukuk** noch verhei-ßen hätte. Wir würden solche Dinge nicht anfüh-ren, wenn nicht leider! sich noch genug Spuren eines so thörichten und oft höchst gefährlichen Aberglaubens zeigten. Die vielen Verschen, womit man den **Ku-kuk** zu fragen pflegt, erlassen uns unsre Leser, so wie wir ihnen auch mit den sonst so berühmten Ge-danken des Dichter Brockes, „der Kukuk schreyt und ruft, Guck! Guck! des Frühlingspracht ꝛc. die Dichtkunst nicht für immer entleiden wollen. Aber von den **Sprichwörtern**, zu denen dieser Vogel, mehr als irgend einer, Veranlassung gab, müssen wir doch noch ein Paar Worte sagen. Man sagt: **ma-ger** wie ein **Kukuk**, weil er sehr ausgemergelt von seiner weiten Reise bey uns ankommt; **faul** wie ein **Kukuk**, weil er sich den Pflichten der Natur entzieht; **schlau** wie ein **Kukuk**, weil er andere sich dienstbar macht; das weiß der **Kukuk** — weil er alles, selbst die Zukunft weiß; und nicht übel wird der ermüdende Schwätzer **Kukuk** genannt, weil er sich immer wiederhohlt.

Außer dem gemeinen **Kukuk** läßt sich, wie wohl seltner, der **braune** (C. Rufus, 89) bey uns sehen. Sein braunrother Oberleib hat schwarze, der rothbraune Schwanz aber breite, winklige Querstreifen. Seine Kehle ist gelblich. Er ist kleiner als der gemeine; sein viereckiger Kopf ist dick, der Leib schlank, der Schnabel stark. Die gelblichen Füße sind kurz. Dem ersten Anblick nach scheint er aus lauter schwarzen und braunrothen Bändern zusammengesetzt. Vermuthlich wählt diese Art ihren Aufenthalt tief im Walde, daher man sie seltner zu Gesichte bekommt.

Von ausländischen **Kukukarten** müssen wir unsern Lesern vor allen den **Turaco** (C. Persa, *le Touraco* 90) als ein ungemein schönes Thier bekannt machen. Ein ziemlich hoher, seidenartiger, schön grüner oben rother Federbusch prangt, fast immer aufgerichtet, auf seinem Kopfe, und eben so feine, grüne Federn bedecken Hals, Brust, und den obern Theil des Rückens und der Flügel. In einem schwarzen Fleck, über und unter dem sich ein weißer Strich befindet, liegen die mit rothen Fleischwarzen umgebnen Augen. Kurz und stark ist der röthlichbraune Schnabel, und bläulich purpurfarben der

hintere Theil des Rückens, der Schwanz und die größern Flügel-Deckfedern; carmesin und schwarz gerändert sind die Schwungfedern; aschgrau die Füße. Er ist so groß wie eine Aelster. Auffallend kurz sind seine Flügel.

Der **Turaco** ist ein ungemein lebhaftes Thier. Er geht nicht, sondern hüpft. Ohne daß er den Schnabel öffnet, hört man ihn oft rauh und tief krŏ, krŏ rufen, und dann wieder von Zeit zu Zeit scharf und durchdringend ko, ko, ko, ko, ko, ko, ko. Er lebt von Früchten und wohnt um das Vorgebirg der guten Hoffnung.

Wichtiger als er ist den Bewohnern dieser Gegend der **Honigkukuk** (C. Indicator, *le Coucou Indicateur*, Sengo 91), von dem es uns ein großes Vergnügen macht, eine gute Abbildung liefern zu können, was ziemlich selten angetroffen wird. Er ist kleiner als der gemeine, und hat meist braune und weißgefleckte Federn. In einer schwarzen, nackten Stelle liegen die Augen, und auf den Flügeln bemerkt man einen hochgelben Flecken. Ihn macht sein Instinct höchst merkwürdig und zum Wohlthäter der Bewohner des südlichen und innern Africa. Da Honig seine liebste Speise ist, so verräth er durch

unbän-

unbändiges Rufen die Stellen, wo die wilden Bienen ihren Honig bauen, wenn auch nicht aus Wohlwollen gegen die Menschen, denn auch dem Honigdachs erzeigt er diese Liebe, doch in der Hoffnung, es werde beym Ausnehmen der Nester auch für ihn etwas abfallen. Gemeiniglich Morgens und Abends ertönt sein schnarrendes Cherr, Cherr. Diesem Ruf folgt man ganz ohne Geräusch, um den Wegweiser nicht scheu zu machen, nur pfeift man leise und sanft, was den Vogel immer noch hitziger macht, weil er nun weiß, daß ihm Jemand folgt. Ist das Nest weit entlegen, so macht er, weil er schneller fliegt, als ein Mensch geht, zum öftern Halte, und erwartet seinen Nachfolger. Je näher er zum Neste kommt, desto kürzere Absätze macht er im Flug und desto anhaltender schreyt er. Sobald er schweigt, so kann man nun sicher seyn, daß man beym Neste ist. Er schwebt darüber, setzt sich ganz ruhig, sobald man es gefunden hat, in die Nähe, und wartet nun auf seinen Wegweiserlohn. Dieser wird ihm zwar immer, aber so schmal zugemessen, daß er nur desto lüsterner wird, seine Honigjagd fortzusetzen. Eben darum achtet man diesen Vogel in seinem Vaterlande sehr hoch, und Sparrmann wurde mit nicht geringem

Unwillen angesehen, da er sich die Freyheit nahm, zween Honigkukuke zu schießen. Man zeigte ihm ein Nest aus Rindenfasern, in Form einer umgekehrten Flasche, mit einem bogenförmigen Sprossen über die abwärts gehende Oeffnung, von dem man ihm sagte, es gehöre dem Honigkukuk. Daß er aber mit den wilden Thieren im Verständniß sey, und die Menschen durch sein Rufen in ihre Klauen locke, ist eine einfältige Sage; so wenig wir läugnen wollen, daß schon mancher, der ihm zu weit nachfolgte, zufällig verunglückt seyn möge.

Nur um von dieser merkwürdigen Vogelgattung den Vorwurf eines ziemlich gemeinen Gefieders zu entfernen, führen wir noch ein Paar ungemein schöne Kukuke an, die die Ehre ihrer Gattung retten. Ein reicher Goldglanz bedeckt den grünen Oberleib des **glänzenden Kukuks** (C. Lucidus 92), und goldgrün gewellt ist der Unterleib. Er hat Schnabel und Füße blaulich. Seine Heimath ist Neuseeland, und seine Größe die einer kleinen Drossel. Um viel größer aber und unserm gemeinen gleich, ist der **blaue Kukuk von Madagaskar** (C. Cæruleus, *le Taitsou* 93), dessen ganzes Gefieder schön blau, hie und da mit grünlichen und violetten Spielungen ist.

Den

Den Schatten zu diesem schönen Colorit geben die schwarzen Füße und der Schnabel.

Mit ihm beschließen wir die achte Ordnung, in der festen Ueberzeugung, daß unsre verehrten Leser, die sich den Nahmen rabenartig nicht zurückschrecken ließen, in ihr manchen Vogel kennen gelernt haben, der von Seiten des Gefieders sowohl, als des Instincts, jedem andern kühn unter die Augen treten darf.

# Tab. XXVII.

# Die Lerche.

## Alauda, *l'Alouette.*

Die Feldlerche. (94) Die Waldlerche. (95)
Die Haubenlerche. (96) Die Pieplerche. (97)

So klein diejenigen Vögel größtentheils sind, die in die Ordnung der Sperlingsartigen (Passeres) oder Singvögel gehören; so unbedeutend sie dem vorkommen mögen, der nichts für nützlich hält, was sich nicht braten läßt; obgleich auch diese Ordnung unsre Küche reichlich versorgt: so enthält sie dennoch allerliebste Geschöpfe, die ein buntes Gefieder, sanfte

Sitten und treffliche Stimmen zur freundschaftlichsten Aufnahme in unsre Häuser empfehlen. Aus ihr nehmen wir die geliebten Sänger, die uns oft in der Einsamkeit Gesellschaft leisten, uns manche trübe Stunde durch ihr unschuldiges Geschwätz aufheitern, und ihr geringes Futter redlich verdienen. Sie sind von der Natur reichlich mit Instinct begabt, haben im kunstvollen Nestbau wenige ihres Gleichen, lernen die Hand, die ihnen wohlthut, sehr bald kennen, und gewöhnen sich an die Kerker, die ihnen eine ganz unnöthige Grausamkeit oft viel zu enge anweist.

Ein kegelförmiger, scharf zugespitzter Schnabel, der, je nachdem ihnen Pflanzensamen oder Insecten zur Nahrung angewiesen sind, länger oder kürzer, stärker oder schwächer, ist, bloße, eyförmige Nasenlöcher, und schwache, meistens kurze Fangfüße sind das Eigenthum aller Singvögel. Sie leben in einer treuen Ehe, sorgen für ihre Jungen mustermäßig, und füttern sie aus dem Kropfe und aus dem Schnabel; jenes die Pflanzen- dieses die Insectenfresser. Sechzehn Gattungen und über 900 Arten enthält diese Ordnung. Auch aus ihr wollen wir das Interessanteste für unsre Leser auswählen; sie werden hier manche liebe, alte Bekannt-

schaft erneuern, manche neue machen. Schon die erste Gattung, die wir näher betrachten, ist uns von mehr als einer Seite werth. Alle 35 Lerchenarten haben einen sehr spitzigen, oben und unten gleich langen, geraden, schwachen Schnabel, eine gespaltne Zunge, und ungemein lange Hinterkrallen. Ihre Flügel haben das Eigne, daß drey zunächst am Leibe liegende Schwungfedern sehr breit und lang sind. Dieß bewahrt den Flügel vor der Nässe des Grases, wodurch der Flug gehindert würde. Alle Lerchen sind Staubvögel, die sich gern im Sande baden.

Eine mit Recht berühmte Sängerinn ist die gemeine Lerche (A. Arvensis, Feld- Acker- Himmels- Sandlerche, Bardale 94), deren Gestalt und Farbe bekannt genug ist, und die sich unter den mit ihr verschwisterten Arten besonders dadurch auszeichnet, daß die beyden äußern Schwanzfedern weiß, und die mittlern innen röthlich braun sind. Außer den gewöhnlichen rostbraunen und gelblichen, hat man auch schon schneeweiße, wie auch ganz schwarze Feldlerchen gefunden. Der Frühling bringt die Lerche aus ihren Winterquartieren zu uns zurück, und alsbald kündigt sie singend ihre Ankunft an. Sie ge-

hört unter die wenigen Vögel, die im Fluge singen. Je höher sie sich schwingt, desto stärker erhebt sie ihre Stimme, und oft hört man aus einer Höhe, wo das schärfste Auge sie nicht erreicht, ihre lieblichen Lieder sehr deutlich. Auch die Gesänge anderer Vögel kopirt oder vielmehr verschönert sie. Fast immer bleibt sie auf Aeckern und Wiesen, und, wenn sie auch in Wälder geht, setzt sie sich doch nie auf Bäume. Das Männchen ist immer größer und bräuner als das Weibchen, hat einen weißlichen Ring vom Kinne nach dem Genicke zu und eine kühnere Stellung. Sobald die warmen Strahlen der Frühlingssonne das Gefühl der Liebe in dem treuen Paare erwecken, so schwingt sich der Mann singend in die Höhe, gauckelt entzückt vor dem Auge seiner ihn begleitenden Gattinn herum, beschreibt im Fluge bald ungeheure Bogen, stürzt bald in schiefer Linie, oder fällt in gerader, so senkrecht wie ein Stein, herab, steigt dann eben so gerade auf, verliert sich plötzlich in den Wolken, kommt wieder zum Vorschein — bis endlich, nach manchem Herumschwirren, die Ehe vollzogen wird. Sogleich erinnert sich die Gattinn an ihre mütterliche Pflicht, macht in eine Vertiefung auf dem Felde, oder auch nur zwischen 2 Erdschollen,

ihr Nest, füttert es mit Kräutern und zarten Wurzeln aus, und legt 4—5 kleine graulichte und braungefleckte Eyer, die sie in 14 Tagen ausbrütet. Wenig Zeit und Mühe kostet der erste Unterricht der Jungen; sie sind bald im Stande, sich selbst fortzubringen und ihre Eltern gewinnen dadurch Zeit, zu einer zweyten Hecke Anstalt zu machen. Inzwischen darf man nicht glauben, daß es die Mutter an Liebe und Treue fehlen lasse. Sie flattert oft über ihnen, beobachtet wachsam ihre Schritte und Tritte, und stillt ihre Bedürfnisse. Diesen rührenden Trieb, kleinen und hilflosen Geschöpfen beyzustehen, bemerkte Büffon selbst an einer ganz jungen Lerche, die noch nicht einmal allein essen konnte, und also gewiß nie Mutter gewesen war. Kaum hatte er sie entwöhnt, so brachte man ihm 3 andere kleine Lerchen, die noch um einige Tage jünger seyn mochten. An diesen erzeigte nun jenes fast selbst noch hilflose Geschöpf wahre Muttertreue, wärmte sie, so gut es konnte, unter seinen Flügelchen, theilte mit ihnen den Bissen und äzte sie; ja es nahm die Freyheit, die man ihm anboth, nicht an, um ganz für die pflegbefohlnen Kinder zu leben. Aber es fehlte dem guten Thierchen, wenn gleich nicht an gutem Wil-

len, doch an Kraft zu diesem Berufe: es zehrte ab, und starb. Bald folgten ihm auch seine Stiefkinder.

Insecten, Hafer, Sämereyen sind die Nahrung der Feldlerchen. So ungewohnt der häusliche Zwang ihnen im Anfange ist, so sind sie doch leicht zu zähmen, und werden dann freundlich und zuthätig. Sehr wohl thut man, den Boden ihres Bauers ein Paar Finger hoch mit Sand zu beschütten, damit sie sich darin wälzen und ihrer Quälgeister, des Ungeziefers, entledigen können. Gerstenschrot und Semmeln in Milch geweicht ist für sie, wie für alle Stubenvögel, ein vortreffliches Nahrungsmittel. Auch mit Ameiseneyern, Hirsekleyen, Hanf kann man sie füttern. Ihr Alter bringen sie auf 10— 15 Jahre.

Im September und October versammeln sich ungeheure Scharen, um in wärmere Gegenden zu ziehen. Dieß ist eigentlich die schlimmste Zeit für sie, aber die beste für die Freunde ihres Fleisches. Man fängt sie in unzählicher Menge mit Streichnetzen, Schlagwänden, Halsschlingen, Leimruthen. Auf die Lockpfeife gehen sie nicht, vermuthlich weil sie die Feinheit des Tones nicht erreicht, um eine Lerche

zu

zu täuschen. An nebligen Tagen fängt man fettere Lerchen, als an heitern. Aber nicht der Nebel, sondern der Umstand, daß sie bey düsterm Wetter stille liegen, und keine Reisestrapatzen haben, ist Schuld an der Fettigkeit. Ihr Fleisch ist vortrefflich und sehr gesund.

Kleiner und seltner als diese, aber in Schwarzwäldern nicht ungewöhnlich, ist die **Waldlerche** (A. Arborea, *le Cujelier*, Baum-Dulllerche 95), die einen kürzern Schwanz, einen weißen Kreis um die Augen und die Gabe besitzt, ihre Kopffedern, wie eine Haube, in die Höhe zu sträuben. Sie nistet unter Heidekrautbüschen. Ihr Gesang ist vortrefflich. Stundenlang kann man aus der Höhe ihren lullenden Flötenton hören. Auch bey Nacht und selbst nach der Mauserzeit singt sie, und nimmt mit dankbaren Gesängen von den Gegenden, die sie ernährten, Abschied, wenn sie die Wanderschaft antritt. Sie beschreibt im Fluge noch grössere Kreise, als die Feldlerche, weil die geringere Zahl von Weibchen dieser Art den Gatten nöthigt, in einem weitern Bezirke aufs Freyen auszugehen, und nothwendig öfter als jene muß sie ihre Stimme hören lassen, weil eine, ohnehin nicht zahlreiche Gesellschaft,

im Gehölze, wo ja die Waldlerche wohnt, sich leichter verliert, als auf dem flachen Felde.

In den Gebüschen, die etwas hoch und nahe bey Dörfern und Feldern liegen, auch auf den Heerstraßen in Waldungen, findet man die Haubenlerche (A. Cristata, *le Cochevis*, Kothmönch, Kobellerche 96), die etwas stärker als die Feldlerche und mit einem spitzigen Federbusche geschmückt ist. Der schwarze Schwanz ist auf beyden Seiten weiß eingefaßt. Sie wandert nicht, flüchtet sich aber, wenns ihr im Winter gar zu kümmerlich geht, in die Städte und Dörfer. Unter Erdschollen, auf Strohdächer und Lehmwände macht sie ihr Nest. Ihr Gesang ist schön und angenehm, ihr Futter eben das, was die andern Lerchenarten ernährt, ihr Fleisch nicht besonders.

Noch gedenken wir der kleinsten Lerchenart, der **Pieplerche**, (A. Trivialis, *l'Alouette Pipi*, Gereuthlerche, Heidelerche 97). Ihr Oberleib ist olivenbraun, der Unterleib rothgelblich; beyde schwarzgefleckt. Auf den Flügeln bemerkt man weiße Bänder, die von den weißen Spitzen der größern Deckfedern gebildet werden. Gern sitzt die Pieplerche auf dem Gipfel eines Baumes, fliegt oft in einem

Klei-

kleinen Bogen fort, aber immer wieder an die alte Stelle zurück, und singt dabey nicht übel. In ihrem Neste, das sie an einsamen Oertern unter einem Rasenhügel hat, piept sie unaufhörlich. Sie zieht Insecten und Raupen den Sämereyen vor. Ihr Fleisch ist wohlschmeckend.

# Tab. XXVIII.

# Der Stahr.

Sturnus, *l'Etourneau.*

Der gemeine. (98) Der Wasserstahr. (99)

Der americanische. (100)

Der dauurische. (101)

Auch mit diesem poßierlichen Schwätzer, dem Stahre, der in der ganzen Welt anzutreffen ist, müßen wir unsre Leser näher bekannt machen. Die 17 Arten, die zu der Stahrengattung gehören, haben einen pfriemenförmigen, eckig niedergedrückten, etwas stumpfen Schnabel, oben geränderte Nasenlöcher, und eine spitzige, am Rande eingekerbte Zunge. In dichten, ungeheuren Scharen ziehen sie, unter immerwährendem Geschwätz und

Flügelschlägen, hin und her, lassen sich nächtlicher Weile oft im Rohre nieder, und finden da zu Hunderten ihren Tod aus der Hand des lauernden Jägers. Auch mit Vögeln, die nicht zu ihrer Gattung gehören, leben sie zuweilen in geselliger Eintracht. Insecten sind ihre gewöhnliche Nahrung.

So groß wie eine Rothdrossel ist der gemeine Stahr (S. Vulgaris, die Sprehe 98). Er hat einen gelblichen, vorn braunen Schnabel, ein grünlich schwarzes hie und da in Purpur spielendes Gefieder, voll weißer Flämmchen, und braune Schwungfedern. Sein Nest macht ihm wenig Mühe. Auch wenn er selbst eins baut, und sich nicht, wie zuweilen wohl geschieht, das zueignet, das der Grünspecht sich gezimmert hat, so sind einige Blätter und etwas Kraut und Moos, die er in eine Baum- oder Mauerhöhle legt, die kunstlose Matratze, mit der er sich, statt eines ordentlichen Nestes, begnügt. Diese Liebe zur Bequemlichkeit benützt man oft zu seinem Schaden, und hängt Töpfe, auch Kästchen, an die Bäume, in der nun die Haushaltung errichtet, aber auch die ganze Familie gefangen wird. Um die Begattungszeit kämpfen und plaudern die Männchen mit gleicher Heftigkeit. Zweymal im Jahre brütet

das Weibchen, und zwar für das erste Mal 5—7, für das zweyte Mal 3—5 grünlich graue Eyer aus. Die Jungen haben eine so auffallende Aehnlichkeit mit den Amseln, daß es wirklich einmal darüber zum Prozesse kam, indem einer behauptete, er habe Einem einen jungen Stahr zum Abrichten übergeben, und dafür eine abgerichtete Amsel zurück erhalten. Sehr bald führen die Eltern ihre Jungen unter dickbelaubte Bäume und Gebüsche, nahe am Wasser, füttern sie treulich, und lassen oft, wenn sie Gefahr ahnden, ihre Warnstimme hören, worauf alles dem Neste zueilt.

Die Stahre fressen Maulwurfsgrillen, Heuschrecken, Schnecken, Erdmaden u. d. und werden dadurch große Wohlthäter des Landmannes. Sie bestreichen die Aecker- und Krautfelder, säubern sie fleißig von Ungeziefer, und reinigen besonders den jungen Samen von dieser Plage. Auch Körner und Obst, besonders Kirschen, fressen sie. Gern halten sie sich um das Rindvieh auf, weil sie da immer Insecten anzutreffen gewiß seyn können, und eben das, nicht aber Liebhaberey am Aase selbst, mag Schuld seyn, daß sie auch beym Aase zu finden sind.

Vermöge seiner biegsamen Kehle ist der Stahr fähig, sehr leicht alle Töne nachzumachen. Er lernt

scharf und deutlich sprechen, behält Arien und Liedermelodien ziemlich gut, und Zorn hatte einen, der das Lied: Was Gott thut, das ist wohlgethan, gar artig pfiff. In der Nachahmungssucht, ja auch in poßierlichen Geberden, ist der Stahr ein wahrer Affe. Er ahmt die Flöte des Schäfers nach, gackt wie eine Henne, kräht wie ein Hahn, und versucht bald diesen bald jenen Laut nachzumachen. Aber sehr vergeßlich ist er auch, man muß ihn seine Lection oft wiederhohlen lassen, wenn er nicht bald wieder so unwissend und ungeschickt wie zuvor seyn soll. Gern mischt er zuweilen in das, was man ihn gelehrt hat, etwas von seiner eignen Composition ein, das freylich keinen großen Meister verräth. In der Mauserzeit, der gewöhnlichen Vacanz unsrer gefiederten Tonkünstler, schwitzt er vollends viel aus, und man muß ihm nachher wieder ins Geleise helfen. Er ist ungemein zuthätig und gesellig, und wird allmählich ein so treuer Freund vom Hause, daß er dasselbe, selbst wenn es ihm vollkommen freysteht, nie wieder verläßt. Uns selbst ist ein Stahr bekannt, der fast immer der Frau vom Hause auf der Schulter saß, mit ihr überall herumgieng, und nie fort verlangte. Gar oft liebkoste er sie aufs zärtlichste,

und

und eilte immer, wenn sie ins Zimmer kam, vor allen andern auf sie zu. Bey Nacht setzte er sich gemeiniglich auf die Hauskatze, die in der seltensten Vertraulichkeit mit ihm lebte, und ihrer natürlichen Wildheit und Blutgier ganz vergaß, um ihm ein warmes Nachtlager zu bereiten. Er bließ wie ein Postillon, feilte wie ein Schlosser, rollte wie ein Schubkarren u. d. und wenn man ihn lobte, so war der Freundlichkeit vollends kein Ende.

Man schießt die Stahre sehr häufig. Auch in die Fischreusen, die man in die mit Schilf bewachsnen Sümpfe legt, worin sie zu übernachten pflegen, gehen sie. Da sie die Gewohnheit haben, ehe sie sich zur Ruhe begeben, gewaltig miteinander zu schwätzen, so verrathen sie dadurch ihr Nachtlager, und gar oft wird ihr Schlummer, zugleich ihr Tod. Schlagwände, Netze und andre dergleichen den Vögeln verderbliche Erfindungen, werden gegen sie mit reichem Erfolge angewendet. Ihr Fleisch ist von mittelmäßiger Güte, und, wenn man nicht die Haut ganz abzieht, bitter.

Immer, auch im härtesten Winter bey uns bleibt der **Wasserstahr** (S. Cinclus, *le Merle d'eau* 99), und weiß auch dann, wenn eine Eisdecke die

Quellen seiner Nahrung verschlossen hat, Fische, Wasserinsecten und kleine Schnecken unter dem Eise hervorzuhohlen. Er liebt zu seinem Nestbaue das betäubende Geräusch der Mühlen, Wasserfälle und Wehre, und bringt sein Nest unter den Bretten und im Gebälke derselben an. Sonst wohnt er auch, aber einsam, an Waldbächen. Im Ganzen genommen ist er so groß als der gemeine Stahr, nur ist er am Leibe etwas stärker, am Kopfe spitziger; Flügel und Schwanz sind etwas kürzer. Seine Hauptfarbe ist röstbraun, oben ins Schwarze fallend, die Brust weißlich. Man beschuldigt ihn, er sey der Forellenbrut nachtheilig. Sein Fleisch ist eßbar, seine Heimath Europa und Asien.

Weder eine Lerche, wie Linné (alauda magna), noch eine Amsel, wie Büffon annimmt, sondern ein wahrer Stahr ist der americanische Stahr, (S. Americanus, *le Fer à cheval*, die Riesenlerche, der halbe Mond 100), der in Nordamerica nicht selten angetroffen wird, und sich immer auf den Gipfeln der Bäume aufhält. In der Größe kommt er der Singdrossel gleich. Sein braunrother und etwas graulicher Oberleib ist schwärzlich gefleckt; der Unterleib goldgelb, und über die Brust geht ein schwarzer hufeisen-

eisenförmiger Fleck, daher er auch die Amsel mit dem Ringkragen heißt. Seine Schwungfedern sind braun und schwarz gefleckt. Die braunen Füße sind ziemlich lang.

Die Stimme dieses Stahrs ist angenehm, jedoch schwach. Er läßt sie besonders im Frühlinge hören. Körner sind seine einzige Nahrung, wenigstens hat man bisher noch nicht genau beobachtet, ob er auch den Insecten nachgeht. Mit dem Schwanze soll er wie die Aelster wippen. Sein Fleisch schmeckt angenehm.

Auch aus dem kalten Siberien wollen wir unsern Lesern noch einen Stahr bekannt machen, dessen Kenntniß wir, vor nicht gar langer Zeit, dem berühmten Pallas zu verdanken hatten. Am äußersten Dauurien fand er diese nungemein schönen Stahr, und nannte ihn den Dauurischen (S. Dauuricus 101). Er hat die Größe einer Rothdrossel, und gleicht ihr auch in der Art des Fluges und dem Geschrey während desselben. Man findet ihn in Gebüschen, auf dem offnen Felde und auf den Klippen dieser Gegend. Insecten, besonders Bienen und Käfer, sind seine Nahrung. Doch frißt er auch Pflanzenschößlinge und gewisse Laucharten ganz gern.

Nach der Brutzeit, wo jedes Paar seine Wirthschaft für sich hat, versammeln sich große Scharen und halten sich gesellschaftlich zusammen. Sie leben in einer treuen Ehe, und bauen ihre Nester auf den Rücken der Gebirge und auf die Dächer der hie und da zerstreuten Hütten aus Grashalmen, Kamelhaaren und Wollflocken. Nur drey, aber schön glänzende, rostfarbige Eyer, mit angenehmem Türkisgrün, legen die Weibchen. Die Hauptfarbe dieser Vögel ist blaugrau am Kopf und Nacken, glänzend dunkel violett am Rücken, gelblich weiß am gabelförmigen Schwanze. Die weißen Enden einiger Deckfedern der Flügel bilden eine schräge Binde.

Doch wir müssen die Stahre verlassen. Sonst könnten wir freylich unsern Lesern noch manchen andern, z. B. drey mexicanische Stahre beschreiben, nähmlich: den Tolocatzanatl, den Caxcaxtotl und den Pizmalotl. Allein sicher sind sie schon an den Nahmen erschrocken. Wir begnügen uns demnach, sie im Vorbeygehen auf diese Sprache aufmerksam gemacht zu haben, in der Mozart, mit all seinem Genie, wohl schwerlich eine Zauberflöte zu Stande gebracht haben würde.

# Tab. XXIX. & XXX.

# Die Drossel.

## Turdus.

Die Misteldrossel. (102) Die Wachholder-drossel. (103) Die Rothdrossel. (104) Die Singdrossel. (105) Die Spottdrossel. (106) Die Amsel. (Mann (*a*) Weib (*b*) (107) Die Rosenamsel. (108)

So vortrefflich auch der Gesang der meisten Drosseln ist, so schützt sie derselbe doch nicht vor dem Vogelsteller, der sie bald in Schlingen, bald mit Lockvögeln und Netzen auf Vogelherden in großer Menge fängt. Dann eben in dieser Gattung, die nicht weniger als 135 Arten in sich faßt, hat er seine reichste Ernte; auf sie besonders sind jene künstlichen Anstalten zum Vogelfange abgesehen, wenn gleich im Vorbeygehen auch mancher andere in die Netze geräth, die nicht für ihn gestellet waren. Bey allen Mitgliedern dieser Gattung ist die obere Kinnladenspitze ihres runden, messerförmigen Schnabels umgebogen und ausgeschnitten; eine dünne Haut bedeckt die nackten Nasenlöcher zur Hälfte, die Zunge ist am Rande faserig, der Schlund etwas borstig;

Die Drosseln lieben die Freyheit ungemein, sind aber ziemlich ungeschickt, sie zu behaupten. Wenn sie bemerken, daß man ihnen nachstellt, so scheint sie die Furcht auf einen Baum zu bannen, so daß auch der ungeschickte Jäger an ihnen sein Probstück machen kann. Ihre Dummheit war schuld, daß man sie für taub ausgab, was aber ungegründet ist. Sie kommen in zahlloser Menge, zum Theil bey Annäherung des Winters, über die Ostsee, und werden zu Hunderten und Tausenden ein Raub der Menschen. Man hat berechnet, daß jährlich allein in Danzig 80000 Paar verzehrt werden. Nicht alle Arten ziehen zu gleicher Zeit in wärmere Gegenden; wäre das, so würde ihre Menge fast die Sonne verfinstern, und es würde ihnen an Platz und Futter auf ihren Reisestationen fehlen. Einige ziehen bey uns nur durch, andere bleiben und helfen sich durch den Winter, so gut sie können, andere kommen im Frühjahr. Mit großer Weisheit und Güte hat die Natur den Drosseln, so wie allen Vögeln, verschiedene Wanderzeiten angewiesen. Wäre das nicht, so würde zu einer Zeit ein entsetzliches Gewimmel, zu einer andern Todesstille, jetzt Ueberfluß, dann Mangel herrschen. Nicht zu gedenken, einer Menge

ande-

anderer schädlichen Folgen, die jeder aus der Bestimmung dieser Geschöpfe selbst ableiten kann.

Etwas kleiner, als die Aelster, ist die Misteldrossel (T. Viscivorus, *la Draine*, Mistelziemer, Schnarre, 102). Ihr Oberleib ist olivenbraun, der Unterleib bald mehr bald minder gelb, mit runden und eckigen Flecken von schwarzer Farbe, der Schnabel gelblich. In gebirgigen Schwarzwäldern wird sie am häufigsten angetroffen. Nach einer Abwesenheit von 4 Monaten, ist sie schon im Februar wieder bey uns, kündigt ihre Ankunft mit einem hellen, melodischen Gesange an, und bringt uns so den ersten Frühlingstrost. Sie nährt sich dann von den Mistelbeeren, einer Schmarotzerpflanze, die sie selbst oft fortpflanzt, indem die Körner halb verdaut von ihr gehen. Wüßte sie, daß der Vogelleim daraus gekocht wird, sie würde gewiß eine ihrer Gattung so verderbliche Pflanze nicht vermehren helfen. Man rechnet, daß unter 100 Mistelpflanzen 99 durch Drosseln fortgepflanzt werden. Da die Samenkerne in einer klebrigen Substanz liegen, so bleiben sie, wenn der Vogel seinen Schnabel abwischt, kleben. So wußte die Vorsehung Pflanzen, die der Mensch des Anbaues nicht werth gehalten hätte, und die dennoch

mit in der großen Haushaltung der Natur nothwendig sind, durch die Vögel zu vermehren. Im Sommer lebt die Misteldrossel von Insecten und Würmern, im Herbste von Vogel- und Wachholderbeeren.

Auf die Gabelförmigen Zweige der Gebüsche und nicht allzuhoher Bäume macht diese Drossel ihr Nest von Moos und Heidekraut, und legt für die erste Brut 4—5, für die zweyte 3 graulich grüne roth punktirte Eyer. Ihre Jungen äzt sie mit Insecten. Der Gesang der Männchen besteht in verschiednen Absätzen; sonst hört man sie auch Tre, Tre, kreischen. Unter sich leben sie sehr friedfertig. Sie sind etwas vorsichtiger als andre Drosseln, und gehen nicht sogar blindlings in die Schlingen. Mit Hirsekleyen in Milch kann man sie viele Jahre im Käfig erhalten. Ihr Fleisch ist von mittelmäßiger Güte.

Etwas kleiner als die Misteldrossel ist die Wachholderdrossel (T. Pilaris, *la Litorne, Tourdelle*, der Krammetsvogel 103). Ein aschgrauer Kopf und Rumpf, ein castanienbrauner Rücken und eben solche Deckfedern der Flügel, mit weißem Unterfutter, ein röstgelber starkgefleckter Unterleib, schwärzliche Schwung- und Schwanzfedern zeichnen sie hinlänglich aus. Das Männchen hat einen gelblichen,

das

das Weibchen einen bräunlichen Schnabel. Sie sind mittelmäßige Sänger und bringen, trotz des beständigen Dichtens, nicht viel Kluges zu Stande. Im nördlichen Europa und Asien wohnen sie gewöhnlich, ziehen aber, wenn es ihnen dort zu kalt wird, südlicher, und kommen dann auch zu uns, wo die gütige Natur ihnen auch im harten Winter an den Wachholderbeeren ein sehr gutes Futter bereitete. In wolkenähnlichen Scharen und unter gewaltigem Geschrey ziehen sie, und fallen auf die Wiesen und Heiden nieder, wo viele der Gebüsche stehen, von denen sie ihren Nahmen tragen. Zuweilen erscheinen sie in Frankreich früher, wenn die Sperberbeeren reif sind, halten mit großer Hastigkeit ihre Ernte, verschwinden dann plötzlich, und stellen zu ihrer gewöhnlichen Zeit, im November, sich wieder ein. Auch Würmer fressen sie, wenn der Erdboden aufgethaut ist. Sonderbar ist die Wirkung, die der häufige Genuß des Weins bey einem zahmen Krammetsvogel hatte. Er wurde ein Kahlkopf, und erlangte erst nach einjähriger Enthaltsamkeit sein Gefieder wieder.

Im Norden nisten diese Drosseln auf Bäumen und Gebüschen, und kleben die aus Lehm verfertig-

ten Nester, wie die Schwalben unter Dachgesimsen, neben einander. Gibt man ihnen junge Mistel-drosseln in ihr Nest, so weigern sie sich nicht, sie an Kindesstatt aufzunehmen. Ihr Fleisch ist angenehm. Die alten Römer hielten es sehr hoch, und hatten ungeheure Vogelhäuser, in denen viele Tausende gefüttert wurden.

Gleichfalls in ungeheuren Scharen aus dem Norden kommt mit dem Winter die Rothdrossel, (T. Iliacus, *le Mauvis*, Zip-Weindrossel 104), und wird in großer Anzahl gefangen. Sie ist etwas kleiner als die beyden vorigen; ihr Oberleib ist bräunlich, der Unterleib schmutzig weiß mit braunen Flecken. Ueber ihrem Auge befindet sich ein weißer Strich, an den Seiten des Halses eine dunkelgelbe Stelle, und unter den Flügeln ein dunkles Orangeroth. Sie lebt von Beeren und Würmern. Der Fuchs ist ihr natürlicher Feind. Sobald sie ihn erblickt, so ruft sie Tan, Tan, kan, kan, und verfolgt ihn mit diesem Geschrey, was diesem Feinde aller Publicität höchstzuwider ist. Dafür rächt er sich aber auch wieder, und plündert bald die Nester, bald die Schlingen. Ihr Gesang ist von keiner Bedeutung. Inzwischen kann man bey uns nicht ganz

ent-

entscheidend darüber urtheilen, weil sie nicht bey uns brütet und die meisten Vögel nur zur Zeit der Liebe beredt sind. Sie nistet auf Bäume, und legt zweymal im Jahre 3—6 blau- grüne, schwarzgefleckte Eyer. In Frankreich richtet sie in Weinbergen großen Schaden an. Ihr Fleisch ist sehr gut.

Eine vortreffliche Sängerinn ist die Singdrossel (T. Musicus, *la Grive*, Weißdrossel 105), die der Misteldrossel in Gestalt und Sitten sehr ähnlich, nur aber kleiner ist. Ihr Oberleib ist braun, der Unterleib von der Kehle an gelb, am Bauche grau und gefleckt. Blaß orangerothe innere Flügeldeckfedern zeichnen sie besonders aus. Ihr Schnabel ist oben schwarz, unten weißgelb.

Nach Süddeutschland kommt sie im März, und geht im October wieder fort. In einige Gegenden ruft sie das Reifwerden der Trauben. Von den Zügen der Singdrosseln bleiben immer einige zurück, und nisten am Liebsten in Wäldern, wo Laub- und Nadelholz vermischt steht. Auf kleine Fichten- Birn- Aepfel- Eichenbäume, auch auf Büsche von Weißbuchen, machen sie aus verfaultem Holz, Reisig, Moos und Lehm ein sehr künstliches Nest, und legen erst 5—6, dann 3—4 dunkelgrüne, schwarzgesprenkelte

Eyer,

Eyer, die auf dem bloßen harten Lehmboden des Nestes, ohne sonst eine weiche Ausfütterung, zu liegen kommen. Ganze Stunden sitzt das Männchen auf dem Gipfel eines Baumes, und unterhält seine Gattinn, der es treu ergeben ist, mit den lieblichsten Liedern. In den Gesängen dieser Singdrossel herrscht viel mehr Abwechslung, als in dem Liede der Misteldrossel. Besonders scheint sie in der Morgen- und Abenddämmerung, die Ankunft und den Abschied der Sonne mit dem Besten, was ihre Kehle vermag, zu feyern. Aber eben dieß macht, neben dem Wohlgeschmack ihres Fleisches, ihr Leben unsicher. Man stellt ihr Netze und Schlingen, und oft genug geräth sie, ungeachtet ihres scharfen Gesichts, in dieselben. Besonders häufig bekommt man sie, wenn sie sich in einem Weinberge berauscht hat. In Polen fängt man sie in solcher Menge, daß man ganze Kähne voll damit beladet.

So viel Gerechtigkeit wir dem Talent dieser Drossel zum Singen widerfahren lassen mußten, so kommt sie doch hierin der Spottdrossel (T. Polyglottus, *le grand Moqueur*, americanische Nachtigall 106) bey Weitem nicht gleich; denn diese wird für die beste Sängerinn auf der ganzen Erde, selbst

die

die Nachtigall nicht ausgenommen, gehalten. Sie hat nicht nur einen ihr eignen vortrefflichen Gesang, sondern besitzt auch die Gabe, die Lieder andrer Vögel aufs Täuschendste nachzuahmen, ja zu verschönern. Auch begleitet sie ihren Gesang mit einem gewissen Ausdruck in Mienen und Bewegungen, und scheint von innigen Gefühlen dabey durchdrungen zu seyn. Fängt sie ein Lied an, so hebt sie ihre Flügel allmählich in die Höhe, läßt sie dann mit dem Tone wieder sinken, und gibt durch Tänze und Pantomimen dem Gesange mehr Lebhaftigkeit. Versucht ihre Kehle gewagte, flüchtige Läufe, so eilt die kühne Sängerinn in schlangenförmigen Kreisen in der Luft herum; schmettert sie hurtig und gewaltig, so hüpft sie im Fluge eben so lebhaft; fällt dann ihr Ton in eine kunstvolle Cadenz, so schlägt sie mit den Flügeln den Tact dazu, und schließt sie endlich so, daß sie den vollesten Ton und die reizendste Melodie allmählich leiser und immer leiser werden und gleichsam hinsterben läßt; so werden in eben dem Grade, als der Ton abnimmt, die Flügelschläge immer gelinder und schwächer, und endlich scheint sie fast völlig unbeweglich, und wie im Entzücken verloren, mehr in der Luft unbeweglich zu hängen, als zu schweben.

Unläugbar ist dieser kleine Polyhistor Tonkünstler und Gauckler zugleich, und nicht übel nennen ihn die Wilden den Vierhundertstimmigen, oder, nach ihrer Sprache: Cencontlatolli.

Auch bey dieser Spottdrossel zeigt sich, wie bey unsrer Nachtigall, daß öfters große Talente unter einem ganz gemeinen Rocke verborgen sind. Ihr Gefieder ist gar nicht auszeichnend. Den ganzen Oberleib bedeckt ein dunkles Graubraun, das nur durch weiße Stellen über den Augen, weiße Flecken auf den Flügeln und eine eben solche Schwanzeinfassung unterbrochen wird; der Unterleib ist weiß. In der Größe gleicht sie der Rothdrossel. Ihre Heimath sind die heißen Gegenden von America. Doch hat man sie auch in Spanien ohne viele Mühe im Käfig erhalten. Nur muß man ihr durch gute Behandlung den Verlust ihrer Freyheit, so viel als möglich, erträglich zu machen suchen. Da sie gar nicht scheu ist und ein gewisses Zutrauen zu den Menschen äußert; so scheint die Natur diese liebe Sängerinn ganz vorzüglich zu unserer Unterhaltung und Freude bestimmt zu haben. Früchte und Insecten sind ihre Nahrung. Auf Ebenholzbäume baut sie ihr Nest. Sehr schmackhaft soll ihr Fleisch seyn.

In den Wäldern aller Welttheile wohnt die Amsel (T. Merula, *le Merle*, die Schwarzdrossel 107). Ganz schwarz mit gelbem Schnabel, dessen gelbe Farbe aber erst mit der männlichen Reife sich einstellt, ist das Männchen (*a*), braun das Weibchen (*b*). An ihrem einmal gewählten Aufenthalt bleibt sie immer, nur zieht sie sich bey rauher Witterung ins Innere der Wälder, am Liebsten solcher, wo immer grüne Bäume und warme Quellen sind. Sie lebt im Winter von Beeren, im Sommer und Herbst von Insecten und Früchten, und zieht die einförmige Einsamkeit den Freuden der Geselligkeit vor. Sperrt man sie mit andern Vögeln zusammen, so fängt sie immer Zänkereyen an, und neckt ihre Mitgefangnen unaufhörlich. Ihre List macht es schwer, sie zu fangen. Laut und angenehm ist der natürliche Gesang der Amseln. Wenn die andern Bewohner der Wälder schon lange schweigen, so ertönt er noch. Was sie aber zu Stubenvögeln noch mehr empfiehlt, ist ihr vortreffliches Gedächtniß, vermöge dessen sie allerley Lieder pfeifen lernen und Zeitlebens behalten. Unter allen Waldbewohnern haben sie früher als die Meisten, und zwar schon im März, Nachkommenschaft, die aber der rauhen Jahrszeit wegen oft verun-

glückt. Bald am Anfange des Jahres bauen sie ihr Nest, in der Form einer Backmulde ins niedere Dickig, bekleiden es außen mit Moos, innen mit Lehm, und legen 4—6 grünlich graue hellbraungefleckte Eyer. Sie pflegen die Würmer, ehe sie sie verschlingen, zu tödten, und wenn sie sich zur Ruhe begeben, durch ein wildes Geschrey alles aus ihrer Nachbarschaft zu verscheuchen.

Man fängt die Amseln auf verschiedne Weise, mit Netzen, Meisenschlägen, Schlingen, Leimruthen, besonders im Junius und Julius, wo die Alten mit den Jungen im Walde herumstreichen. Wenn man einen mäßigen Baum abstümmelt, auf die abgehauenen Aeste Leimspindeln steckt, und dann mit einer Lockpfeife das Eulengekrächze hören läßt, so kommen die Amseln herbey, um sich einen Spaß zu machen. Dieß gelingt noch besser, wenn man eine lebendige oder ausgestopfte Eule aufstellt, oder auch bloß einem Hasenbalg die Form einer Eule gibt, und mit einem Stäbchen den Wechselbalg bewegt. Denn so genau nimmts die Amsel nicht. Die Lust, eine Eule zum Besten zu haben, scheint sie ganz blind zu machen. Ihr Fleisch wird gegessen. Man gibt ihm Schuld, es mache schwermüthig, was, nach der

ehe=

ehemaligen Art zu denken, kein Wunder ist, da die Amsel immer in Trauer ist, und die Einsamkeit sucht.

Der schönste Vogel unter der Drosselgattung ist unläugbar die Rosenamsel (T. Roseus, *le Merle couleur de rose*, Ackerdrossel 108). Unsre Abbildung, die nach dem Leben ist, verdanken die Leser dieser Unterhaltungen der Güte des Herrn von Wachter, Pfarrer zu Frickenhausen, ohnweit Memmingen, der dem Verfasser eine treue Zeichnung und genaue Beobachtungen unaufgefordert einsendete. In jener Gegend wurde unsre Rosenamsel den 7. Jun. 1794, aus einem Fluge von 7—9 Stücken, durch einen Schuß so glücklich getroffen, daß die Wunde geheilt werden konnte. Der Flug gieng von Südwest nach Nordost, von einem Kirschbaume zum Andern. Die willkommne Gefangne gewöhnte sich an den häuslichen Zwang und das Futter von Gerstenmehl mit Milch sehr bald, wurde so zahm, daß sie Insecten aus der Hand des Menschen fraß, und fieng bald ihre Gesänge an, die anfangs in einem kreischenden, zusammenhängenden Pfeifen bestanden, und nach einiger Zeit etwas heller und noch anhaltender wurden und noch sind. Vogelkenner finden darin ein Gemische von dem Gesange der meisten Waldvögel. Einer

derselben, der den Vogel noch nicht gesehen hatte, und bloß die Stimme hörte, glaubte ein Concert von 2 Stahren, 2 Distelfinken und etwa einem Zeisig zu hören, und konnte hernach kaum begreifen, daß ein so vielstimmiger Gesang aus Einer Kehle hervorkomme. Das Kleid, das diese Rosenamsel bey ihrer Gefangennehmung trug, war rein schwarz und rosenroth; der Schnabel von der Wurzel bis zur Hälfte glänzend schwarz, übrigens rosenfarbig. Bis zur Mauserzeit, die mit dem October eintrat, blieb sie sich gleich, nur wurde die schwarze Stelle des Schnabels bleyfarben, das übrige fleischfarben. Das Rosenroth ihrer Bekleidung wurde nun bläsſer, und auf dem Rücken mit schwarzen Zasern, an der Brust und dem Bauche mit etwas hellgrau vermischt; an Kopf und Hals zeigten sich, wie beym Stahre, weißliche Federspitzen und ein Purpurschiller. Die zugespitzte Haube verlängerte sich; allein der Vogel erhebt sie nur wenig, und selbst im Zorn nicht. Die Halsfedern aber sträubt er im Singen. Die schwarze Farbe bekam an den Schultern einen blauen und purpurfarbigen, und an den Schwung- und Schwanzfedern einen grünlichen Schiller. Uebrigens hat dieser Vogel einen dunkelbraunen Augenkreis, den ein weißer,

erhab-

erhabner Ring umgibt, und fleischfarbige Füße. Am Ende der Mauserzeit fand der Besitzer die innere Magenhaut im Vogelbauer, und diese Häutung hatte auf den Gesang, Appetit und die Munterkeit des Vogels nicht den geringsten Einfluß.

Lappland und die Schweiz ist die Heimath der Rosenamsel, von wo aus sie in kleinen Scharen zieht, und in verschiednen Theilen von Europa gesehen wird. In Rußland trifft man sie häufig an, und Lepechin bemerkte in den an der Wolga liegenden Steppen eine Menge, die Schlehen, Weisdorn und wilde Apfelbäume dahin gelockt hatten. Ueberhaupt lebt sie, nach der Weise ihres Geschlechts, im Frühjahre und Sommer von Insecten und Würmern, später von Früchten. Sie wird sehr fett und soll vortrefflich schmecken, ob sie gleich auch im Miste Nahrung sucht. Ihr Nest baut sie zwischen Felsen. Bey den Türken steht dieser Vogel in großem Ansehen.

# Tab. XXX.

# Der Seidenschwanz.

## Ampelis, *le Jaseur.* (109)

Ziemlich nahe an die Drosseln gränzt der Seidenschwanz,

schwanz, der aber eine eigne Gattung von 13 Arten ausmacht. Ihr Charakter ist ein kurzer, gerader, etwas erhabner Schnabel, der oben etwas länger, eingekrümmt und an beyden Seiten ausgeschnitten ist. Die gespaltne Zunge ist spitzig und knorpelig.

Mit einem schönen, beweglichen Federbusche prangt der **gemeine Seidenschwanz** (A. Vulgaris, *le Jaseur de Boheme*, Sterb- Pfeffer- Böhmer- Vogel, Haubendrossel 109). Er ist so groß wie die Rothdrossel. Braun und Aschgrau, mit verschiednen Spielungen, ist sein Gefieder; seine Kehle ist schwarz; die schwarzen Schwungfedern haben in der Mitte gelbe und weiße Stellen, und der schwarze Schwanz ist am Ende schön gelb. Aus einem schwarzen Felde funkeln die rothen Augen schön hervor; Schnabel und Füße sind schwarz. Was ihm aber vor allen Vögeln ganz eigen ist, und ihn ungemein auszeichnet, sind die zinnoberrothen, eyförmigen, in der Anzahl nicht bey allen gleichen Fortsätze, die von den hintern Schwungfedern sich gegen den Schwanz hin erstrecken. Sie sind rothen Spähnen ähnlich und scheinen verlängerte Schäfte zu seyn. Doch sind sie von andrer Substanz und erscheinen

unter

unter dem Mikroskop als lauter Drüsen und Wärzchen. Götz fand bey einem Männchen 9 solche Sprösschen, bey einem Weibchen 5. Sie sind etwas hart, spröde und fast wie Siegellack. Noch ist es nicht gelungen, die verborgne Weisheit, die in dieser Anstalt der Natur liegt, zu entdecken.

Aus den nördlichsten Gegenden von Europa kommt er in die südlichen, trifft zuweilen im härtesten Winter ein, und bleibt dann bey uns. Dieß geschieht aber nicht alle Jahre. Zuweilen kommt er 2, 3 Jahre hintereinander; dann bleibt er auch wohl wieder eben so lange aus. Eben darum scheint die Kälte nicht der einzige Grund seiner Auswanderung zu seyn. Seinen Nahmen Böhmervogel führt er mit eben dem Recht, wie er ihn von allen Ländern führen könnte, in und durch die seine Reise geht. Man hat diese Vögel schon in so großer Menge ziehen sehen, daß man sie für eine Wolke halten konnte. Ihre Liebe, Eintracht und Geselligkeit untereinander geht so weit, daß sie sich immer sehr nahe zusammensetzen; daher man wohl schon 20 auf Einen Schuß fallen sah. Bey denen, die man zahm im Käfig hielt, schienen Dummheit, Trägheit und Gefräßigkeit um den Vorzug zu streiten; Eigenschaften, die nicht selten schwe-

sterlich beysammen wohnen. Schwerfällig geht der Seidenschwanz zu seinem Freßtroge, nimmt täglich so viel zu sich, als seine ganze Schwere beträgt, gibt es halb verdaut von sich, und frißt es heißhungrig noch einmal. Ein elendes, verwirrtes Zwitschern, zi, zi, ri, ist all sein Dank für Brod und Wohnung. In der Freyheit sind Insecten und Beeren seine Nahrung. Von Weintrauben ist er ein großer Freund, und den Wachholderbusch verläßt er nicht eher, bis er rein abgeleert ist. Sein Fleisch ist eßbar und aus seinen Federn wissen die Federschmücker ganz artige Sträuschen zu machen.

Der Aberglaube hat sich mit diesem Vogel viel zu schaffen gemacht. Man sah in der Ankunft dieser Emigranten einen sichern Vorbothen von Krieg, Hunger und Pest. Um wenigstens das Letztere zu erklären, gab man vor, sie brächten Gift mit sich. Allein mit ihrem Einfluß in die Cabinette der Grossen, wo Kriege beschlossen werden, wollte es den scharfsinnigen Erklärern gar nicht gelingen, wenn sie auch mit der Pest fertig zu seyn glaubten. Wohl uns, daß wir einmal so weit sind, daß solche in der That kindische Behauptungen unsre Ruhe nicht mehr stören können!

# Tab. XXXI. & XXXII.

# Der Kernbeisser.

## Loxia.

Der Kreuzschnabel. (110) Der Kirschfink. (111) Der Dompfaff. (112) Der Cardinal. (113) Der gekrönte Kernbeisser. (114) Der Kernfresser. (115) Der Reißdieb. (116) Der Grünfink. (117)

Sehr merkwürdige Vögel von auszeichnendem Gefieder und zum Theil sonderbaren Sitten faßt die Kernbeisser-Gattung in sich, die, außer den in der Rubrik genannten, aus noch 91 Arten besteht. Ihr Schnabel ist, wie er sich für ihren Beruf schickt, dick, gewölbt, kegelförmig; die untere Kinnlade hat einen etwas eingebognen Rand, beyde aber sind beweglich, und machen den Vogel geschickt, die Samenkörner, ehe er sie verschluckt, erst abzuschälen. Ihre Nasenlöcher sind in der Schnabelwurzel, ihre Zunge ist gespalten, das Pflanzenreich liefert ihnen den größten Theil ihrer Nahrung.

Der **Kreuzschnabel** (L. Curvirostris, *le Becroisé*, der Krummschnabel, Krünitz 110) hat in der That einen Schnabel, den man für einen Na-

turfehler halten könnte, wenn man nicht wüßte, daß diese Form allen ohne Ausnahme eigen, und daß gerade das unbequem und regellos scheinende für seinen Besitzer die größte Wohlthat ist. Da der Oberschnabel sich seitwärts hinab, bald nach der rechten, bald nach der linken Seite, der Unterschnabel aber sich hinaufwärts krümmt, so entsteht eine kreuzförmige Gestalt. Der Rock dieses Vogels ist nicht immer eben derselbe. Nach dem ersten Mausern bekommt das Männchen eine hellrothe Farbe, nach der Zeit wird es für sein ganzes künftiges Leben, zumal in der Gefangenschaft, grüngelb. Nur die schwarzen Schwung- und Schwanzfedern bleiben sich immer gleich. Das Weibchen ist beständig schmutziggrün. Der große Kopf und die Kürze des Halses und der Füße geben ihm ein etwas plumpes Ansehen. Doch nimmt er sich im Ganzen nicht übel aus. Man findet eine größere und eine kleinere Art.

Die gebirgigen Schwarzwälder im Norden von Europa, Asien und America sind die Heimath des **Kreuzschnabels.** Er ist überall gern, wo es Tannen- und Fichtensamen gibt, der seine vorzüglichste Nahrung ist, und wird auch in Deutschland in den

Harz-

Harz- und Thüringer-Wäldern gefunden. Sein Schnabel ist ihm zum Klettern, wie zum Aufbrechen der Tannen- und Fichtenzapfen, unumgänglich nöthig. Da er sich beym Klettern gerade so wie der Papagey benimmt, und mit dem Schnabel in den Stamm hackt und dann die Füße nachzieht; so nannte man ihn den Tannenpapagey; eine Benennung, die durch seine Gestalt und sein harlekinmäßiges Betragen noch mehr gerechtfertigt wird. Wenn er fressen und seinen Kropf füllen will, so wirft er erst so viel Zapfen vom Baume auf die Erde herab, als er auszuleeren Lust hat. Dann faßt er den Zapfen mit dem Fuße, setzt den untern Schnabelhacken unter die Schuppen, läßt den Obern, vermittelst einer Wendung des Kopfs, hineingleiten, und hohlt so den Samen heraus. Im zahmen Zustande frißt er auch Hanfsamen, Rübsaat u. d.

Wenn in allen Waldvögeln die Gefühle der Liebe schweigen, so tritt seine Begattungszeit ein, die Kälte sey so streng als sie wolle. Im December, Jänner und Februar baut er sein Nest, brütet und erzieht seine Junge. Aber umsonst hat die immer weise und gütige Natur diese Anstalt nicht getroffen. Sie bestimmte überhaupt für jeden Vogel den Zeit-

punct zur Vermehrung seiner Familie, wenn der reichste Vorrath des ihm angewiesenen Futters für die nun vergrößerte Haushaltung zu finden ist. Da nun die Wärme des Sommers die Tannen- und Fichtenzapfen öffnet und die Samenkörner umherstreut; so würde ja alsdann der Kreuzschnabel sehr kümmerlich für seine Familie Proviant zusammensuchen müssen. Im Winter aber sind jene Zapfen verschlossen, und eine Menge des nahrhaftesten Futters liegt in einer Capsel beysammen. In kurzer Zeit können die Eltern ihren Kropf füllen, und Fütterung genug für ihre Kinder haben. Wegen der Festigkeit des Zapfens darf ihnen gar nicht bange seyn; ihr Schnabel ist ein zu guter Eis- und Nußbrecher, als daß irgend eine Schale ihnen widerstehen könnte, so wie es ihm ein Leichtes ist, fingerdicke Ruthen entzwey zu brechen. Vor dem Erfrieren aber schützt die schwache Brut das warme Blut der Eltern, das durch ihre gewöhnlichen Nahrungsmittel noch mehr erhitzt wird. Wer findet nun in der ihnen angewiesenen Brutzeit nicht die Hand eines Wesens, das nie anders als mit weiser Liebe handelt? —

Mitten auf den obersten Aesten einer Tanne oder Fichte, nie nahe am Stamme, baut der Kreuzschna-

schnabel sein korbförmiges Nest. Gern wählt er eine Stelle, wo dicke Zweige ein Dach über ihm bilden, und den Schnee aufhalten. Das äußere Gerippe des Nestes besteht aus schwachen Reisern seiner Lieblingsbäume. Auf diesen ruht eine dicke Lage von Erdmoos, das wie ein Fils durchgearbeitet ist, und dem Neste eine vorzügliche Wärme verschafft. Die innere Ausfütterung macht er mit den feinsten Theilen des Haar- und Corallenmooses, das mit großer Kunst herumgelegt und ungemein weich anzufühlen ist. Daß er aber noch überdas sein Nest kalfatere und durch Pech gegen das Eindringen der Nässe schütze, wird von Augenzeugen widersprochen. Die Eyer sind nicht ganz so groß als eine Haselnuß, und haben, auf weißem Grunde, am stumpfen Ende einen Kranz von schwarzrothen Flecken. Bald im Anfange des Februars führt er seine Jungen aus.

Er wandert gewöhnlich nicht. Und doch kommen bisweilen ungeheure Scharen in eine Gegend, wo sie sonst selten sind. Es muß eine uns noch unbekannte Ursache geben, die zuweilen unter Thieren, wie unter Menschen, Emigrationen veranlaßt. Vielleicht daß ein fürchterlicher Orcan, oder ein gänzlicher Mißwachs des vorzüglichsten Bedürfnißes daran

Schuld

Schuld ist. Wenigstens kommen dann diese Emigranten immer so zerstört und bestürzt an, daß man sie mit der Hand fangen kann. Ueberhaupt ist der Kreuzschnabel dumm und unvorsichtig. Auf die Leimruthe geht er sehr leicht, und kann auf alle Arten gefangen werden. Die Gefangenschaft läßt er sich bald gefallen, und lernt dann nicht übel pfeifen. In der Freyheit ist sein Gesaug unbedeutend. Man hält ihn gern als Stubenvogel, besonders weil man aus dem Umstand, daß er sehr leicht böse Augen und geschwollne Füße bekommt, schloß, er ziehe die Krankheiten an sich. Auch soll das Wasser, wovon er sauft, für die fallende Sucht gut seyn. Begreiflich ists, daß man von der Kreuzform seines Schnabels Veranlassung nahm, ihn zum Vorbothen von Kreuz und Landplagen zu machen. Sein Fleisch ist schmackhaft und gesund.

Von eben dieser Größe ist der **Kirschfink** (L. Coccothraustes, *le Gros-bec*, Kernbeisser III). Sein dicker Schnabel ist kegelförmig. An das braune Gefieder seines Kopfs schließt sich im Nacken ein schönes Aschgrau; der Rücken ist hellkastanienbraun; die Kehle schwarz, die Brust schmutzig fleischroth; Schwung- und Schwanzfedern schwarz, jene mit

wei-

weißen Binden. Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen durch die blässern Farben. Von Schweden bis Italien wohnt dieser Vogel vorzüglich in Buchenwäldern ganz in der Stille, und läßt seine Stimme selten hören. Kirschkerne, Bucheckern, Ahornkörner u. d. liebt er sehr; die fast eisernen Samencapseln der Hagen- und Steinbuchen zerquetscht er mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit. Aber an seinem Kopfe verräth auch alles Kraft. Die dicke Hirnschale, die starken Muskeln, die festen Kinnbacken, alles trägt bey, daß er Dinge zermalmen kann, die wohl kein Mensch je aufknacken wird. Und wie zweckmäßig ist nicht die innere Einrichtung des Schnabels, damit der schlüpfrige Kern fest liege! In der untern Kinnlade befindet sich ein kleiner Aufsatz, an dem sich der Kern stemmt; die obere aber hat rauhe Erhöhungen und Vertiefungen, so daß der Kern bey dem Drucke nicht ausweichen kann. Wenn der Kirschfink über einen Kirschbaum kommt, so räumt er gewaltig auf, und es ist um desto verdrießlicher, da er gerade das, was wir lieben, das Fleisch, wegwirft, und nur den Kern für sich behält. Auf niedrige Bäume und in die Hecken baut er aus zarten Reisern, die mit feinen Wurzeln ausgefüttert

werden, sein halbkugelförmiges Nest. Seine 4—5 Eyer sind grünlich grau mit schwarzbraunen, etwas erhabnen Flecken und blaulichen Sprenkeln. Der scharfe Schnabel und der Muth dieses Vogels möchte jedem die Lust benehmen, ihm seine Junge zu rauben, und Katzen und Hunde haben es oft nicht ungestraft versucht. Sein Fleisch schmeckt angenehm. Ziemlich blindlings geht er auf Leimspindeln und ins Vogelgarn. Will man ihn im Vogelbauer halten, wo er mit Hanf- Rübsamen und Leindotter mehrere Jahre ernährt werden kann, so muß man ihn allein einsperren. Denn sein Schnabel ist ein zu furchtbares Gewehr für wehrlosere und schwächere Geschöpfe.

Mit Recht beliebt ist der **Dompfaffe** (L. Pyrrhula, *le Bouvreuil*, Gimpel, Blutfink u. a. 112). Ihm gibt die Natur nach dem ersten Mausern ein schönes Gefieder und sanfte Sitten; ihm schenkt aber auch die Erziehung nicht geringe Fertigkeiten. Beyde Geschlechter lernen vortrefflich Lieder pfeiffen, was um desto merkwürdiger ist, da ihr natürlicher Gesang, außer einem sehr leisen Tone aus dem Bauche und einem lauten Tui, Tui, fast wie das Quicken eines ungeschmierten Schubkarren lautet. Der schwarze

Kopf.

Kopf, der blaugraue, gegen den Schwanz zu weißliche Rücken, das Schwarz der Flügel und des Schwanzes, und der hochrothe Unterleib dieses Vogels machen eine sehr schöne Wirkung. Es gibt auch ganz weiße und ganz schwarze Gimpel.

Er lebt in gebirgigen Waldungen vom Samen der Pflanzen, Beeren und Insecten. Nie wandert er, zieht aber von einem Walde zum andern. Im Winter kommt er den Wohnungen der Menschen näher, und dann unterbricht sein leises etwas trauriges Flöten die Stille der Natur. Aus Reisern, die er mit Erdmoos belegt, baut er sein Nest auf Bäume. Schmutzig weiß und etwas bläulich überlaufen sind seine 4—6 Eyer, und haben am stumpfen Ende einen Gürtel von schwarzen und violetten Flecken. Die Ehe dieser Vögel ist sehr zärtlich, und man will bemerkt haben, daß der gefällige Mann eine Spinne lange im Schnabel hielt, bis sein Weibchen, dem er sie gewidmet hatte, abkommen konnte. Auch rühmt man die Geschwisterliebe der Jungen, seit man sah, daß von 4 jungen Dompfaffen in einem Neste die 3 Aeltesten, die schon allein fressen konnten, dem Jüngsten, der noch nicht so geschickt war, liebreich Futter reichten. Für den Menschen

sind diese lieben Geschöpfe einer dauerhaften Zuneigung fähig. Auch nachdem sie ein ganzes Jahr die Süßigkeiten der Freyheit genossen hatten, kamen gezähmte Gimpel freywillig wieder zurück, und andere grämten sich darüber zu Tode, wenn sie gewaltsam von ihrem guten Herrn getrennt wurden.

Das Fleisch des Dompfaffen ist zart und wohlschmeckend, doch etwas bitter. So gelehrig sie jeden Unterricht annehmen, so sind sie doch nichts weniger als listig. Wahrscheinlich darum, weil sie sogar einfältig dem Lockvogel nachgehen, wurde der Nahme Gimpel zum Schimpfwort der Dummheit. Doch erklären es andere auf eine andre Art. Wir fühlen aber keinen Beruf, hier alle die grundgelehrten Auslegungen anzuführen.

Ganz roth ist das Gefieder des gehaubten **Cardinals** (L. Cardinalis, *le Gros-bec de Virginie* 113), und auch selbst der Schnabel und die Füße haben diese Farbe. Bleicher und bräuner ist das Weibchen. Beyde können ihren Schopf sehr hoch aufrichten, was sie häufig thun. Sie sind starke, muthige, lebhafte Vögel. Ihren Gesang setzt man den trefflichen Melodien der Nachtigall an die Seite, und wenn man sie abrichtet, so erreichen sie den lieb-

lichen Flötenton des Canarienvogels. In der Größe gleichen sie der gemeinen Lerche. Bienen und Körner sind ihre Nahrung, von letztern sammeln sie oft einen Vorrath. Auch der härteste indianische Feldweizen kann der Stärke ihres Schnabels nicht widerstehen. Nordamerica ist ihre Heimath. Bloß ihre Farbe gab zu ihrer Benennung Cardinal Veranlassung, gewißlich nicht Religionsspötterey, wie ein andächtiger Naturforscher behauptete. Dieß kann doch wohl nur Der vorgeben, der das Wesen der Religion in Benennungen setzt.

Aber noch weit schöner als er, ist der gekrönte **Kernbeisser**, (L. Dominicana coronata, *le Cardinal Dominicain huppé* 114). Brennend roth ist seine spitzige Mütze und die ganze Kopfbedeckung bis an die Brust und den Nacken. Ein schwarzer Saum scheidet diese von dem so schönen Silbergrau der andern Theile des Leibes. Dunkler ist der Rücken, und schwärzlich sind die Schwung- und Ruderfedern. Er wohnt in Brasilien und St. Domingo. Von seinen Sitten haben wir noch keine zuverläßige Nachrichten. Inzwischen verdient er doch wohl um seiner ausnehmenden Schönheit willen den Platz, den wir ihm hier einräumten.

Unter der ganzen Kernbeisser-Gattung der gröſste, ist der Kernfresser (L. Enucleator, *le Dur-bec ou gros-bec de Canada*, Talbit, schwedischer Papagey 115). Wo der Kreuzschnabel ist, da ist auch er, nur kommt er seltner nach Deutschland, und nur ins nördliche. Er scheut sich nicht, um die Hudsonsbay zu überwintern, und besitzt an seinem starken, über das Unterkiefer eingebognen Schnabel eine vortreffliche Eishacke. Sein schönfarbiges Kleid ist um desto merkwürdiger, da die Natur den gefiederten Bewohnern des Nords gemeiniglich nur schlechte, ganz gemeine Kleider gab. Aber auch er verliert mit den Jahren, besonders im Zimmer, sein schönes Roth, und wird gelb. Doch fallen die Federn nicht aus, sondern färben sich bloß. Die schwarzen Federn an Kopf und Rücken haben rothe Spitzen. Auch der Unterleib ist roth, nur etwas bläſser. Die kleinen Flügeldeckfedern sind etwas röthlich eingefaßt, die übrigen braun und schwarz mit weißen Enden, wodurch weiße Querbinden entstehen. Die längsten Schwung- und Ruderfedern sind schwärzlich, letztere aschenfarb gefüttert. Er lebt von Fichtensamen und Beerenkernen. Auf den Genuß der Sperberbeeren, die er fleißig abschält, bis er zum Kern kommt, ist

er

er so begierig, daß er, wie der liebetrunkne Auerhahn, nichts um sich weiß. Ueberhaupt ist er nicht scheu und auch ein ziemlicher Lärm verscheucht ihn nicht. In Schlingen, die zwischen einem Meßingdrath vorn an einer Stange angebracht sind, wird er häufig gefangen, und es ist fast unbegreiflich, daß man vor seinen Augen mit der Stange herumgehen und ihm ganz gemächlich die Schlinge über den Kopf ziehen kann, ohne daß er wegfliegt. Höchstens hüpft er auf einen Ast in der Nähe, bis man richtiger gemessen hat. Auf niedrige Bäume macht er sein Nest, und brütet 4 weiße Eyer aus. Sein Gesang ist nicht übel und wird auch bey Nacht gehört, daher der Kernfresser in Schweden der Nachtwächter heißt. Sein Fleisch ist gut und wird in Petersburg häufig zu Markte gebracht.

Schon der Nahme enthält die Vorwürfe, die man dem Reißdieb (L. Oryzivora, *le Gros-bec cendré de la Chine*, 116) macht. Weil er besonders den noch in Hülsen befindlichen Reiß, den die Chineser Padda nennen, liebt, so führt er auch diesen Nahmen. Bläulich aschfarb ist seine Hauptfarbe; dabey hat er einen schwarzen Kopf, weiße Schläfen, rothe Augenkreise, Füße und Schnabel, einen blaßrothen

Unter-

Unterleib, und schwarze Schwung- und Schwanzfedern. Die Farben seines Gefieders sind wie hingeweht, und gleichen dem feinen Staub, der die Pflaumen überzieht. Keine Feder steht vor. Ostindien, China ꝛc. ist seine Heimath, wo er die Reißplantagen sehr häufig heimsucht. Auf chinesischen Gemälden und Tapeten findet man häufig, neben den Fratzen einer regellosen Einbildungskraft, sein angenehmes Bild.

So groß wie er, und das ist etwas größer als der gemeine Fink, ist der niedliche **Grünfink** (L. Chloris, *le Verdier*, Grünling, die Zwuntsche 117). Das schöne Grün seines ganzen Gefieders macht mit dem Hochgelben der Schwung- und Schwanzfedern eine schöne Wirkung. Im südlichen und mittlern Europa ist er gar nicht selten, sucht, zumal im Winter, immer grüne Wälder zu seinem Aufenthalt, und lebt von Sämereyen, besonders Rübsamen, Knospen, Beeren, Hanf, auch Insecten. In und außer dem Walde macht er sein Nest aus Moos, Blättern, Stroh und Heu, und füttert es mit Haaren, Wolle und Federn. Die 5—6 Eyer, die das Weibchen zweymal im Jahre legt, sind blaßgrün, und am stumpfen Ende etwas stärker, als an den übrigen Stellen, rothgefleckt. Sehr fleißig brütet es darüber,

über, und wird vom Manne oft abgelöst, der in grö-
ßern oder kleinern Kreisen, deren Mittelpunct immer
das Nest ist, um den Baum herumfliegt. Der
Grünfink hat ein schmackhaftes Fleisch. Abrich-
ten läßt er sich sehr leicht. Kein Vogel begreift die
Spielerey mit dem Wasserziehen bälder. Er lernt
seinen Herrn kennen und frißt ihm aus der Hand.
Sein natürlicher Gesang ist nicht vorzüglich und et-
was grillenartig.

Unmöglich können wir die bisher beschriebne
Gattung verlassen, ohne einer, seit nicht gar langer
Zeit näher bekannten Kernbeisserart, in Asien, die
von den Hindus Bayà genannt wird, zu erwähnen.
Dieser Vogel hat zwar nur ein gemeines gelbbraunes
Gefieder mit gelbem Kopf und lichter Brust, auch
ist er nicht viel größer als ein Sperling; aber wenn
Treue, Gelehrigkeit, Liebe zum Geburtsort, Anhäng-
lichkeit und Neigung zum Menschen, und bewunde-
rungswürdige Kunst im Nestbaue Anspruch auf eine
Stelle in diesen Unterhaltungen geben, so verdient
er sie vor Tausend andern. Man kann ihn abrich-
ten, daß er ein Stück Papier, oder sonst etwas Leich-
tes, das man ihm bezeichnet, herbeybringt. Wirft
man einem solchen abgerichteten Bayà einen Ring

ins Wasser, so hascht er ihn, ehe der Ring noch auf den Grund sinkt, ja er soll einen Zettul in Häuser bringen, die man ihm nur 2 oder dreymal zeigen durfte. Es kostet nur ein gewisses Zeichen, so hohlt der Bayà dem über die Straße gehenden Frauenzimmer das Goldplättchen, das es zur Zierde zwischen den Augenbraunen anklebt, von der Stirn weg, und bringt es dem Geliebten. Sein Nest hängt er an einen über ein Wasser hängenden Indianischen Feigenbaum, und verfertigt es, in der Gestalt einer großen Bouteille, aus Gras, das er wie Tuch in einander webt. Es besteht aus 2 oder 3 Abtheilungen, und hat die Oeffnung nach unten zu, wodurch es vor allen Raubthieren gesichert ist. Man findet in demselben leuchtende Johanniswürmchen mit Kuhmist befestiget. Daß er dieß aber thue, um es zu erleuchten, ist unerweislich. Seine Eyer sind wie große Perlen. Sie sowohl als das Fleisch werden gegessen. In der Freyheit lebt er von Insecten, zahm von eingeweichten Hülsenfrüchten. Sein Gesang ist mehr ein Zirpen, als eine angenehme Melodie. In Bengalen heißt dieses merkwürdige Geschöpf, von dem noch keine Abbildung zu uns gekommen ist, Bàbui, im Sanscrit Berbera.

# Tab. XXXIII. & XXXIV.

# Die Ammer.

## Emberiza.

Die Schneeammer. (118) Die graue Ammer. (119) Der Ortolan. (120) Die Goldammer. (121) Die Rohrammer. (122) Die weißköpfige Ammer. (123) Die Wittwe mit dem goldnen Halsbande. (124) Die Königsammer. (125)

# Die Paradiesmerle.

## Tanagra Tatao. (126)

Abermals eine sehr zahlreiche Gattung von 78 Arten machen die Ammern aus, von denen man diejenigen, die unsere Gegenden besuchen, gewöhnlich Emmerlinge nennt. So sehr sie auch unter einander verschieden sind, wie eine auch nur flüchtige Uebersicht der 8 Arten, die wir abgebildet liefern, zeigt; so kommen sie doch alle darin überein, daß die Kiefer des kegelförmigen Schnabels am Ursprunge abwärts von einander stehen, indem der obere an der Spitze etwas zusammengedrückt, der untere an den Seiten etwas enger ist. Zu dieser ihnen sehr

nützlichen Einrichtung gab ihnen die Natur in ihrem Schnabel einen knochigen Ansatz, der zum Aushülsen der Körner, die ihnen zur Nahrung angewiesen sind, vortreffliche Dienste leistet. Durch eine so simple Anstalt, verbunden mit der Muskelkraft des Kopfes, leistet dieses kleine Geschöpf, die **Ammer**, mit ungemeiner Fertigkeit, dasjenige, was wir beym Dinkel u. a. nicht ohne Maschienen zu Stande bringen.

Da, wo die furchtbarste Kälte herrscht, um Spitzbergen, die Hudsonsbay und auf den lappländischen Alpen, ist das anmuthige Thier, die **Schneeammer**, (E. Nivalis, *l'Ortolan de neige*, der Schneevogel 118) am Liebsten; doch zieht sie sich im Winter südlicher, und kommt, zuweilen in unermeßlichen Scharen, nach Deutschland. Ihre Wintertracht in der Heimath ist schwarz und weiß; die weißen Schwungfedern sind mit schwarzen Enden versehen, und die äußersten Federn des schwarzen Schwanzes sind weiß. Gelinde, warme Witterung mischt ihrem sonst blendend weißen Gefieder etwas gelbliches und bräunliches bey. Eine Bemerkung, bey der sich unsre Leser an das Sommer- und Winterkleid des Schneehuhns erinnern werden. In der Größe gleicht sie der Feldlerche, mit der sie auch den

beträchtlich langen Hinternagel gemein hat. Ihre Zunge ist pergamentartig und vorn gespalten; der Schnabel kurz, gelblich und an der Spitze schwarz. Die Füße sind schwarz.

In ihrer Heimath leben die Schneeammern von Pflanzensamen, besonders vom Samen der Zwergbirke; bey uns von Körnern, die sie auf Feldern, Landstraßen, auch wohl im Miste suchen; denn auch der Unrath ist in der Haushaltung der Natur nicht verloren. Hält man sie zahm, so fressen sie Hirse, Hafer, grüne Erbsen: Hanf aber macht sie so fett, daß sie in ihrem eignen Fett ersticken. Bey uns, wo sie nur als Wandrer sind, zwitschern sie mehr, als daß man sagen könnte, sie sängen; will man sie greifen, so schreyen sie wie ein Holzheher. So lange das Brütgeschäfte währt, in ihrer Heimath, sollen die Männchen vortrefflich singen. Im May baut das friedliche und treue Ehepaar in Felsenritzen sein Nest, dessen Einrichtung in Rücksicht auf die Kälte des Aufenthalts ein wahres Meisterstück ist. Es besteht aus drey Schichten. Die Aeußerste ist von Gras; die Mittle von Federn; die Innere von den Haaren des Schneefuchses. In diesem warmen Neste bebrütet das Ehepaar abwech-

selnd die fünf weißen, zumal am stumpfen Ende braun und schwarzgefleckten Eyer. Weit lieber an der Erde, als auf Bäumen, halten sich diese Ammern auf, was ihr an Bäumen eben nicht reicher Aufenthalt leicht vermuthen läßt. Sie laufen fast immer gerade aus, wie eine Herde Vieh, hinter der sich ein Treiber befindet, und haben auch hierin einige Aehnlichkeit mit den Lerchen. Nur wenig Zeit fordert ihr Schlummer. Sobald sie Licht sehen, sind sie munter. Wie wenig mögen sie nicht demnach auf dem Gipfel ihrer nördlichen Gebirge schlummern, wo es, so lange sie dort sind, nie recht Nacht wird. Oft sitzen sie so dicht beysammen, daß man 10 und mehr mit einem Schusse erlegen kann. Auch mit Schlingen fängt man sie. Ihr Fleisch ist vortrefflich und wird frisch und getrocknet gegessen.

Um ein Merkliches größer als diese, ist die **graue Ammer** (E. Miliaria, *le Proyer*, Gerstenammer 119). Wenn jene ihrer kalten Heimath zueilt, so kommt diese aus dem nördlichen Europa und Asien zu uns, und wählt zu ihrem Aufenthalt ebne Gegenden, Felder, Wiesen, Gärten und einzelne Gebüsche. Immer sitzt sie gern auf etwas hohen Stellen. So lange sie bey uns bleibt, lebt sie von Insecten

und Gesäme. Nach den Schwalben nimmt sie Abschied. Selten wird man im Winter graue Ammern im südlichen Deutschland sehen. Im nördlichen aber fallen sie dann oft in großen Scharen auf die Meyerhöfe. Den Sommer über leben sie Paarweise. Wenn sie auf Bäumen sitzen, so wählen sie immer die höchsten, in die Augen fallendsten Spitzen der Zweige zum Ruheplatze. Da nun dieß der unsicherste Platz auf dem ganzen Baume ist, und sie noch überdas beständig höchst albern schreyen; so werden sie dadurch ihre eignen Verräther. Mit einer zitternden Bewegung und hängenden Beinen sinken sie auf die Stelle herab, wo sie sitzen wollen. Ihre Farbe ist ganz gemein, grau, am Unterleibe schwarzbraun gefleckt. So gern sie im Niedern ihre Nahrung suchen, so nisten sie doch nicht auf der bloßen Erde; sondern auf dicken Grasbüscheln. Das Weibchen legt 4—6 Eyer; während es brütet, sorgt der Mann für Proviant, und unterhält es mit seinem unangenehmen, klirrenden tei, tei, tei, tieritz; dieser langweilige Klingklang hat ihm den Nahmen Strumpfwirker erworben. Auch das Weibchen singt, jedoch bloß um Mittagszeit. Sonst schweigt es immer, und thut sehr wohl daran. Oft

ver=

verräth das unruhige Flattern der Alten über ihrer Brut das Nest, das sonst dem Jäger sammt seinem Hunde entgangen seyn würde. Fett und wohlschmeckend ist ihr Fleisch.

Um seines auserlesenen Fleisches willen schon bey den Alten berühmt, war der **Ortolan** (E. Hortulana, *l'Ortolan*, Fettammer, Kornfink 120), der von der Größe eines Gimpels ist. Sein Kopf und Hals sind graulich olivengrün; die Kehle und die vom Schnabelwinkel gegen den Hals laufenden Streifen hochgelb; der Rücken rothbraun und schwarzgefleckt, der Unterleib rothgelb mit hellbraunen Spielungen, die Schwung- und Schwanzfedern schwarz; von jenen die drey äußersten weiß gerändert, von diesen die beyden Seitenfedern nur nach außen schwarz. Das südliche und gemäßigte Europa ist der Aufenthalt dieses Zugvogels, der nur die beste Jahrszeit vom May bis Ende Augusts da zubringt. In Feldhölzern, Gärten und Weinbergen sind die Ortolane gern, doch in den Letztern nicht um der Trauben, sondern der Insecten willen. Diese und Körner, besonders Hafer, am allerliebsten aber Hirse sind ihre Nahrung. In Carolina kommen sie scharenweise an, wenn der Reis in der Milch ist, und

fressen

fressen sich oft so voll an, daß sie platzen. Mit Hirse und Mohn füttert man sie in der Gefangenschaft, worin man sie um ihres vortrefflichen Fleisches und ihres angenehmen Gesanges wegen hält. Was den Letztern betrifft, so ist freylich die Bachstelze etwas andrer Meinung, als der Mensch. Ihr ist er unerträglich. Sie droht dem singenden Ortolan lange, zürnt gewaltig, und jagt ihn endlich mit ausgestreckten Flügeln in die Flucht. Der Nachtigall möchte eine so strenge Kritik eher zu verzeihen seyn.

Ziemlich nachläßig machen die Ortolane ihre Nester in Hecken, Zäune, auch wohl ins Getreide, und haben 4—5 grauliche Eyer. Bey dem Dorfe St. Nappe, auf Cypern, werden sie in ungeheurer Menge gefangen. Obgleich man dort ihrer 12 für einen Groschen haben kann, da in Schweden hingegen Einer mit einem Ducaten bezahlt wird; so verdienen sich doch die Bauern ein schönes Stück Geld damit. Sie verschicken aus jener Gegend jährlich 4000 Fäßchen, die bey 150000 Ortolane enthalten. Wenn man ihnen den Kopf und die Füße abschneidet, sie im heißen Wasser einen Wall thun läßt, und in Gewürze und Essig legt; so halten sie sich ein

Jahr lang. Wenige Vögel legen mehr Fett an, als die Ortolane. Man setzt sie, um dieß zu befördern, in ein Zimmer, das gegen das Tageslicht ganz verwahrt ist, und durch Lampenschein in einer beständig gleichen Helle erhalten wird. Doch muß man wohl acht geben, daß sie nicht bey reichlichem Hirse- und Haferfutter im Fett ersticken. Unter den verschiednen Arten, sie zu bereiten, hat die Leckere) auch das Kunststück ausgedacht, sie in einer natürlichen oder künstlichen Eyerschale, in einem künstlichen Eyergelb schwimmend, auf die Tafel zu bringen. Man fängt sie in Schlingen und auf Vogelherden mit Lockvögeln und aufgestellten Haferbüscheln.

Zwar nicht so auserlesen für den Gaumen, aber desto reizender fürs Auge ist die Goldammer (E. Citrinella, *le Bruant*, die Gelbgans 121), die fast nie im Innern der Wälder, sondern in buschreichen Feld- und Vorhölzern sich aufhält, und in ganz Europa angetroffen wird. Das Männchen fällt besonders durch das glänzende Hochgelb am Kopfe und am Unterleibe sehr gut ins Gesicht. Auf der Scheitel ist diese Farbe zum öftern mit etwas Braun vermischt; Kehle, Brust und Bauch aber sind reingelb. Das

übrige

übrige Gefieder ist theils hell- theils olivenbraun. Die beyden äußersten Federn des schwärzlichen Schwanzes haben innen einen weißen Fleck. Das Weibchen ist von blässerer Farbe und etwas fleckig. Beyde haben eine Zunge, die sich in Zasern pinsel-artig endet, und beyde den nützlichen Knochenzahn, der den Ammern zum Aushülsen der Körner eigen ist.

Die **Goldammern** leben den Sommer über von Insecten, und erwerben sich durch Verminderung der so schädlichen Kohlraupen ein Recht, im Winter etwas von unsern Sämereyen zu genießen. Wenn es ihnen in dieser harten Jahrszeit auf dem Felde gar zu kümmerlich geht, so kommen sie in Scheunen und Ställe. Einige bleiben immer bey uns; andere streichen weiter, doch ziehen sie nie ganz fort, und werden im Winter so kirre, daß sie, mit den Sperlingen und Finken in Gesellschaft, sich unsern Wohnungen nähern. Sie gehören unter die Vögel, die fast vor allen andern zur Freude über das Ende des Winters einladen, und die ersten Strahlen der Frühlingssonne schon im Februar mit ihrem zwar einförmigen, doch angenehmen Gesange begrüßen. Den Ton Ti wiederhohlen sie siebenmal, nur das letzte Mal gezogner, und sitzen dabey auf einem etwas

vorstehenden Baumzweige. Später hin, im August, hat ihr Gesang etwas mehr Mannigfaltigkeit und Anmuth. Auch mischen sie dann etwas von den Liedern andrer Vögel ein, in deren Nähe sie leben. Um die Brutzeit werden die Männchen von der Eifersucht sehr gequält, und beissen diejenigen, die ihnen ins Gehege gehen, heftig. Die Fruchtbarkeit der Goldammern ist so groß, daß sie oft viermal in einem Jahre brüten. Im niedern Gebüsche, auf einer Krautstaude, auch zwischen Erdschollen machen sie ihr kunstloses Nest. Stroh, Moos und trockne Blätter bilden das äußere Gerüste; Haare, Wolle, Wurzeln und feines Stroh den Polster. Die 4—5 fast ganz runden Eyer sind auf weißem Grunde niedlich braun gestrichelt und gefleckt. So treu brütet das Weibchen, daß es lieber seine Freyheit, als seine Jungen Preis gibt. Mörderlich schreyt es, wenn man seinem Neste nahe kommt. Mit Samen und Insecten füttern die Eltern ihre Kleinen, und sind sorgfältig genug, von den Maykäfern, die sie ihnen bringen, erst die harten Flügeldecken wegzuthun. Das Fleisch der Goldammern ist schmackhaft. Da es etwas gelblich ist, so kam man auf den scharfsinnigen Gedanken, es sey sehr gut gegen die

Gelb-

Gelbsucht — was ungemein begreiflich ist. Wenn Schnee liegt, sind sie sehr leicht zu bekommen, weil der Hunger sie kühn und unvorsichtig macht. In Schlagnetzen, auch unter Sieben, die man auf ein Stäbchen aufstellt, das man schnell wegzieht, oder in Schleifen von Meßingdrath, die auf Dächern angebracht werden, wo sie dann den Drath für Stroh ansehen, fängt man sie häufig. Sperrt man die Goldammer mit Meisen zusammen, so verfolgen diese sie unaufhörlich, hacken ihr den Schädel auf, und fressen ihr Gehirn. Diese Speise behagt den kleinen Tyrannen so gut, daß, wenn nun keine Ammer mehr da ist, die stärkere Meise mit der Schwächern eben so grausam verfährt.

Sehr geschickt klettert die **Rohrammer** (E. Schoeniclus, *l'Ortolan de roseaux*, Rohrsperling, Rohremmerling, Schilfschmätzer 122) an ihren Lieblingspflanzen, Schilf und Rohr, auf und ab. Wenn sie ihre feuchte Wohnung verläßt, so begibt sie sich auf Felder und Heerstraßen. Rohr- Binsen- Grassamen, Hirse, Hanf und Insecten sind ihre Nahrung. Sie ist in ganz Europa anzutreffen. Nie sieht man ihrer viele beysammen. Zur Zeit ihres Rückstrichs, der nach einer Anwesenheit von 7—8 Monaten

in den October fällt, gesellen sie sich zu den Goldammern. Ihre Wachsamkeit beraubt den Jäger oft der Früchte seiner sauren Mühe. Wenn er oft stundenlang still und vorsichtig herumgeschlichen ist; so erhebt die **Rohrammer**, so wie sie ihn erblickt, ein gewaltiges Geschrey, und warnt die Mitbewohner ihres Reviers. Sie ist überhaupt unruhig und lebhaft, und schlägt noch heftiger, als die Bachstelze, den Schwanz auf und nieder. Hat man sie im Käfig, so flattert und singt sie fast die ganze Nacht. Ihre Stimme ist nicht unangenehm, obgleich das **ti, ti, ti, tu, ti, ti** ziemlich einförmig klingt. Vielleicht schätzt man sie darum, weil sie auch dann noch bey Nacht sich hören läßt, wenn unser Liebling, die Nachtigall, schon lange verstummt ist. Aus trocknen Grashalmen, etwa 3 Fuß über das Wasser erhaben, flicht sie sehr geschickt um 4 Schilfrohre herum ihr Nest, und legt 4—5 bläuliche, purpurfarbgefleckte Eyer.

Sehr kenntlich ist die **Rohrammer** durch ihr Gefieder. Auf dem Kopfe trägt das Männchen eine schwarze Kappe. Diese umgibt vom Schnabelwinkel an eine weiße Binde. An diese gränzt das schwarzgefleckte Rostbraun, das fast den ganzen Rücken

cken und die Flügel bedeckt. Der Unterleib ist schmutzig grau und dunkel gestrichelt, und eben so ist die Stelle zwischen den Flügeln und dem rostbraunen, weißeingefaßten Schwanze. Das Weibchen ist heller und hat mehr eine weiße als gelbe Halsbinde. Bey beyden ist der Schnabel schwarz, die Füße braun. Nach der Mauserzeit vertauscht das Männchen seine schwarze Kappe gegen eine braune.

Ungemein schön gefiedert ist die so selten abgebildete **weißköpfige Ammer**, (C. Leucophris 123). Auf der Scheitel ist ein nicht ganz bis an den Schnabel reichender weißer Streif, ihn fassen zwey gezackte schwarze Bänder ein. Hinter ihnen laufen 2 weiße nach dem Nacken hin, und werden da wieder schwarz begränzt. Das ganze Gefieder ist aschgrau, rostgelb spielend, die Brust hellgrau. Die braunen Flügel und Schwanzfedern haben etwas hellere Ränder. Canada ist die Heimath dieses schönen Vogels. Auch um Astrahan fand man ihm ähnliche Ammern. Sein Nest macht er am Fuße der Weidenbäume und legt chocoladefarbige Eyer. Samen und Würmer sind seine Nahrung. Sein Gesang ist schön, ertönt aber nur, wenn er stille sitzt.

Obgleich einige Naturforscher für gut fanden, die Wittwen bald zu den Sperlingen, bald zu den Finken zu rechnen; so gehören sie doch zu den Ammern. Unsre Leser dürfen sich nicht etwa, ihres Nahmens wegen, traurige und niedergeschlagne Vögel in ihnen denken; denn nur ein Mißverstand schuf ihre Benennung. Da die Portugiesen sie nach ihrem Aufenthalte in Africa Whidda-Vögel nannten, so glaubte man, das dunkle Kleid und die Trauerschleppe habe sie veranlaßt, sie Wittwen zu nennen, und nahm auch in andern Ländern diesen Nahmen an. Sie sind schöne muntere Vögel. Eine lange Mauserung beraubt die Männchen ihrer langen Schweife und lieblichen Stimmen. Die Weibchen büßen weniger ein, weil sie weniger dabey zu verlieren haben. Ihre Nester bauen sie aus Baumwolle, zwey Stockwerke hoch. Im obern wohnt der Mann, im untern das Weibchen. Ein niedlicher Vogel ist die **Wittwe mit dem goldnen Halsbande** (E. Paradisæa, *la Veuve à collier d'or*, Paradiesammer 124). Von dem Schwarz des Kopfs, der Kehle, der Flügel und des Schwanzes sticht die orangerothe Brust, der goldgelbe Hinterhals und der weiße Bauch sehr ab. Ueber ihrem eigentlichen

Schwanze

Schwanze bilden 4 Federn noch einen zweyten. Die beyden längsten sind bogenförmig gekrümmt; die kürzern endigen sich in zarte Fäden. Der Winter nimmt dieser Wittwe ihren Putz; dann färben sich Kopf und Kehle gelb, und der Oberleib braun mit Flecken, so daß nun das Männchen seinem Weibchen gleicht. Im Königreiche Angola ist dieser Vogel häufig. Er singt schön, aber schwach, und hält sich auch in unserm Clima als Stubenvogel. Er badet gern, frißt Hanf, Hirse, Cichorienblätter, und ist so groß als die Goldammer. Kleiner als er ist die **Königsammer** (E. Regia, *à quatre brins*, 125), und eben so wenig in Trauer als die vorige Wittwe. Denn obgleich der Oberleib von der Stirn bis ans Ende der 4 sonderbaren Fäden, schwarz ist, so sind ihre übrigen Farben desto schreyender; der Schnabel und die Füße rosenroth; die Schläfen, die Kehle, die Brust und der Unterleib gelbroth. In der Mauserzeit wird sie graulich, und die langen Kiele, die bis ans ährenförmige Ende schwache Bärte haben, fallen aus. Sonst kamen von der africanischen Küste viel solche Vögel nach Paris.

Auch die **Merlen** oder **Tangaras** wurden von einigen für Sperlingsarten gehalten. Indessen

nahmen Linné und mit ihm viele für sie eine eigne Gattung an, deren Charakter ein kegelförmiger, zugespitzter, an der Wurzel dreyeckiger und an der Spitze abhängiger Schnabel ist. Schon 50 Arten sind entdeckt, die alle in America wohnen.

Einer der schönsten unter allen Vögeln ist die **Paradiesmerle** (126), die fast eine vollständige Farbensammlung auf ihrem Gefieder trägt, obgleich sie nicht größer als ein Stieglitz ist. Ein schwarzer Schnabel, ein gelblich grüner Vorder- und ein sammtschwarzer Hinterkopf, ein feuerrother Rücken und Steiß, in Orange übergehend, ein glänzend violettblauer Vorderhals, ein meergrüner Unterleib von der Brust an, Flügel, an denen die kleinen Deckfedern goldgrün, die mitteln blau, die größern violett, die längsten schwarz und blau gerändert sind — in der That, Dinge genug, die einem Mahler bange machen können, wozu noch die Schärfe, Bestimmtheit und der Schimmer dieser Farben kommt, die ihm vollends alle Hoffnung nehmen, ein so buntes Geschöpf treu darzustellen. Die Füße und der Schwanz sind schwarz. Die Weibchen und die noch unreifen Jungen sind von bläßern Farben. In der Nähe der bewohnten Gegenden von Guiana ist dieser Harlekin

nicht

nicht selten, kommt auch in unermeßlichen Zügen nach Cayenne. Er nährt sich von den fast noch unentwickelten Früchten eines großen guianischen Baumes, den weder Büffon noch Latham nennen, und leert ihn rein ab. Statt des Gesanges besitzt er nur einen kurzen scharfen Laut. Die Wilden essen ihn nicht, weil sie glauben, er habe die fallende Sucht. Sie wollen bemerkt haben, daß diese Merlen zuweilen wie todt hinfallen, indeß andre ein dumpfes Gemurmel um sie herum machen. Plötzlich steht der Scheintodte auf und fliegt davon.

---

# Tab. XXXV. – XXXVII.

# Der Fink.

## Fringilla.

Der gemeine Fink. (127) Mann (*a*) Weib (*b*)
Der Bergfink. (128) Der Stieglitz. (129)
Der getiegerte Bengaler. (130) Der Canarienvogel. (131) Der Zeisig. (132) Der Hänfling. (133) Mann (*a*) Weib (*b*) Der Flachsfink. (134) Der Sperling. (135)
Der Feldsperling. (136) Mann (*a*) Weib (*b*)

Zwar werden unsre Leser den größten Theil dieser

beliebten Geschöpfe kennen, da sie vielleicht täglich mit ihnen in Gesellschaft leben; indessen wird es ihnen doch nicht unangenehm seyn, daß auch diese hier eine Stelle finden. Denn nicht zu gedenken, daß schon die Vollständigkeit dieser Unterhaltungen ihre Aufnahme erfordert; so kann man ja oft lange um ein Thier leben, ohne seine Sitten, Kunsttriebe ꝛc. genau kennen zu lernen, wozu ohnehin die Gefangenschaft nicht der schicklichste Ort ist. Nicht weniger als 116 Arten Vögel sind bereits entdeckt worden, die man zum Finkengeschlechte rechnet. Ein kegelförmiger, gerader, zugespitzter Schnabel ist der Charakter dieser so reich bevölkerten Gattung. Wir müßen uns begnügen, nur die obengenannten 10 Arten näher zu beschreiben, ob es uns gleich oft wehe thut, um der Gränzen unsrer Blätter willen, manches Interessante zurückhalten zu müßen.

Der **gemeine Fink** (F. Cælebs, *le Pinçon*, Buch- Roth- Gartenfink 127) hat die Größe des Sperlings, und ist in ganz Europa, von der Ostsee bis Gibraltar, ja bis an die Küsten von Africa verbreitet. Dem bräunlichen Gefieder des Männchens (*a*) ist, besonders an der Brust, viel Rothes beygemischt. Das Weibchen (*b*) hat eine gemeinere

braune

braune Farbe. Der etwas gabelförmige Schwanz und die Flügel des Finken sind schwarz mit weißen und gelblichen Streifen und Flecken. Sein sonst brauner Schnabel färbt sich im Frühlinge blau. Er besitzt in ihm eine Stärke, die ihn kleinen Vögeln furchtbar macht, ja selbst gegen Menschen setzt er sich zuweilen und beißt sie bis aufs Blut.

Obgleich die Finken in großer Menge vor dem Winter fortziehen, so bleiben doch viele, aber meistens nur Männchen, bey uns zurück, und kommen mit Sperlingen und andern Vögeln, die der Hunger kirre macht, auf die Höfe. Sie singen dann nicht, wenigstens nur einige Augenblicke, wenn ein besonders schöner Tag sie das Ungemach des Winters vergessen läßt. Gegen die Kälte verbergen sie sich in Hecken und solche Bäume, die das Laub nicht ganz verloren haben. Ueberhaupt aber scheint nicht sowohl die Kälte als der Schnee, der das Auffinden ihres Unterhalts erschwert, der Grund ihrer Wanderungen zu seyn.

Der Fink ist ein vortrefflicher Sänger. Seinem Gesange wird, wie dem Liede der Nachtigall, das Ehrenwort Schlagen beygelegt. Es herrscht darin eine ungemeine Mannigfaltigkeit, ja man

hat bemerkt, daß in einem Reviere von einigen Meilen alle Finken überein, in einem entferntern aber alle wieder anders schlagen, als ob jedes seinen Tongeber hätte. Jeder Fink hat 2—4 verschiedne Schläge, die er der Reihe nach durchsingt, und dann wieder von vorne anfängt. Deutlich unterscheidet man ein Vorspiel von gleichen Noten, dann einen heruntersteigenden Lauf von 7 Tönen, und endlich Schlußnoten. Da die Endsylben der Finkengesänge die angenehmsten sind, so haben sich Vogelfreunde die Mühe gegeben, diese zu zählen, und dann die verschiednen Lieder mit Wörtern von ähnlichem Falle der Sylben zu benennen. So heißt ihr Gesang: Reitherzu, Bräutigam, Musquetier, Kuhdieb, Sparbarazier, Gutjahr, Mitsoviel, Zizigall, Sitzaufthul u. s. f. weil die letzten Sylben ungefähr wie diese Wörter klingen. Die Stärke ihres Tones ist so bewunderungswürdig als die Reinheit. Zwar finden ihn manche zu schneidend. Inzwischen dürfen ja nur Personen von so schwachen Nerven den ihnen lästigen Finken im Walde lassen, für den allein, und nicht für ihr enges Zimmer, die Kraft seiner Kehle abgemessen ist. Er drückt verschiedne Leidenschaften auch verschieden aus. Im Zorn ist

sein Ton einfach und fein: in der Furcht klagend und oft wiederhohlt, in der Freude lebhaft und anhaltend. Die Gefangenschaft lehrt ihn Gesänge, die ihm sonst fremd sind. Sehr gute Fortschritte macht der junge Fink, den man dem Canarienvogel oder der Nachtigall in die Lehre gibt. Doch bringt ers in ihren Liedern nie bis zur vollkommensten Gleichheit; wohl aber in dem Liede der Goldammern, welches er sich so eigen macht, daß er zum Lockvogel derselben, noch besser als sie selbst, gebraucht werden kann. Um die Begattungszeit, die bey dem Finken, noch ehe die Bäume belaubt sind, eintritt, ist ihm ein gewisses bebendes Schirken eigen. Sein Nest, das er in Wäldern und Gärten baut, ist ein Meisterstück. Nur das Weibchen verfertigt es, so geschäftig auch der Mann beym Aufsuchen der Materialien hin und her fliegt, und zur Unterhaltung sein Lied anstimmt. Da wo mehrere Zweige und Aeste zusammen laufen und eine dauerhafte Unterlage bilden, wird das Nest, das einem niedlichen Körbchen gleicht, mit Spinnenweben und Haaren so fest gemacht und angekittet, daß kein Sturmwind es losreißen, kein Platzregen abwaschen kann. Außen wird diese vollkommne, nur oben eingedrückte Kugel mit der Moosart be-

kleidet, die an demselben Baume wächst, so daß auch das schärfste Auge das Nest für einen bloßen Auswuchs des Astes halten und glücklich übersehen muß. Aber auch das Bette selbst ist merkwürdig. Zu unterst kommen etwas grobe Federn und Moos; über dieses Distelflocken, Thierhaare, feinere Federn. Alles dieß wird von der fleißigen Mutter so mit dem Schnabel und den Füßen durchgearbeitet, daß es sich wie feiner Fils anfühlt. Auf dieses weiche Lager legt sie 5—6 röthlich graue mit schwärzlichen Flecken, zumahl am stumpfen Ende, wie besäete Eyer. Der Mann sorgt für Futter und hält treue Wache. Ueberhaupt ist er eifersüchtig, und hat oft blutige Händel mit seinen Nebenbuhlern. Die Jungen werden mit Insecten aufgefüttert.

Weil man zufällig einen blinden Finken anhaltender singen hörte, als sehende, so erlaubte sich der Mensch, der immer so laut über Tyranney klagt, und doch, sobald er kann, selbst Tyrann ist, ihnen die Augen auszustechen, oder die Ränder der Augenlieder mit einem glühenden Drath so zu brennen, daß der arme Vogel nun für immer seine Augen schließen muß. Er singt dann bey Tag und Nacht, weil er keinen Unterschied der Tagszeiten mehr kennt,

und

und ist auch als Lockvogel auf dem Herde fleißiger als der sehende, der oft launig ist und vom Wind und Wetter abhängt. Inzwischen können diese Vortheile eine so abscheuliche Grausamkeit nicht entschuldigen. Man fängt den Finken auf seiner Weg- und Rückreise sehr häufig. Seine Schlauigkeit verräth ihm oft die zu seinem Verderben bestimmten Leimruthen und Lerchennetze, daher man sie wohl verstecken muß; aber zuweilen führt ihn auch die blinde Eifersucht in die vor einem Spiegel hängende Schlinge, oder in die mit Vogelleim bestrichne gabelförmige Ruthe, die man einem Finkenmännchen mit gestutzten Flügeln auf den Schwanz bindet. Im Anfange der Gefangenschaft zeigt er durch ungestümmes Flattern, Schnabelwetzen und seine Weigerung Futter zu nehmen, wie nahe ihm der Verlust seiner Freyheit gehe. Hanf und Sommerrübsaat ist alsdann seine Nahrung; in der Freyheit Insecten und Gesäme. Sein Fleisch ist bitter, doch angenehm und gesund.

Etwas bunter gekleidet, aber ein schlechterer Sänger ist der **Bergfink** (F. Montifringilla, *le Pinçon d'Ardennes*, Mistfink, Nikawitz, Gägler ꝛc. 128). Aus den mitternächtlichen Gebirgen zieht er in zahlloser Menge im Herbste nach Süden,

und läßt sich auch in Deutschland da nieder, wo es Bucheckern gibt. Er hat kein bestimmtes Ziel seiner Reise, und scheint besonders vom Schnee abzuhängen. Ungeheure Schwärme zerstreuten sich im December 1775 den Tag über in den Würtembergischen Feldern und Wäldern, und ließen ihr Nachtquartier, das sie alle Abende in einem Thale am Rheine nahmen, reichlich mit Mist bedeckt. In Lothringen waren sie 9 Jahre vorher in so dichten Scharen angekommen, daß man jede Nacht 7000 mit Stangen todtschlug; dann auf sie zu schießen hielt man nicht der Mühe werth. Und doch blieben sie, bis ein tiefer Schnee sie verscheuchte. Außer Bucheckern fressen sie allerley Gesäme. Ihr Gesang ist ein unmelodisches Eulen- und Katzengekrächze; doch sind sie nicht ohne Talent zur Nachahmung besserer Sänger. Sie nisten immer nur in nördlichen Ländern. Ihr Gefieder ist schön. Kopf und Rücken sind glänzend schwarz und gelblich eingefaßt; die Brust und die kleinern Flügeldeckfedern orangegelb; die innern hochgelb; die vordern Schwungfedern dunkelbraun; der gabelförmige Schwanz schwarz, und weiß eingefaßt. Um der nicht unangenehmen Bitterkeit ihres Fleisches willen fängt man sie auf Vogelherden.

Fast

Fast alles, was einen Vogel empfehlen kann, vereinigt der Stieglitz (F. Carduelis, *le Chardonneret*, Distelfink 129) in sich: ein buntes Gefieder, eine schöne Stimme, Gelehrigkeit und sanfte Sitten. Nur seine Gemeinheit hat uns gegen ihn gleichgiltig gemacht; käme er aus fremden Ländern, so würde uns kein Preis für ein so niedliches Geschöpf zu hoch scheinen. Ein schönes Scharlachroth bedeckt die Stirn des Männchens und eine Stelle unter dem spitzigen, weißgrauen Schnabel, dessen Wurzel, so wie die Augen, ein schwarzer Saum umgibt. An das sich herabziehende Schwarz der Scheitel gränzt ein weißer Fleck, der im Nacken ein Band bildet, und auch die Schläfen und Wangen bedeckt. Der Ober- und Unterleib ist schön braun; die Schwungfedern haben weiße Enden; auf der Mitte der Flügel ist ein goldgelber Spiegel; der etwas gespaltne Schwanz ist schwarz mit weißen Stellen. Alle diese Farben sind rein und glänzend, bey dem Weibchen aber, dessen Schnabeleinfassung braun ist, blässer.

In den Gärten und Feldhölzern von ganz Europa und den benachbarten Ländern der übrigen alten Welt hat der Stieglitz seine Wohnung, die er nie verändert, es müßten dann Kälte, Schnee und Nah-

rungsmangel ihn dazu zwingen. Er lebt bloß von Samen, und liebt besonders den von Disteln und Kletten, den aus dem stachligen Gewebe herauszuhohlen, ihm sein Schnabel sehr nützlich ist. Zahm gibt man ihm Mohn und Hanf, den das Männchen durch seinen schönen Gesang redlich verdient. Das Nest der Stieglitze ist fast noch runder und schöner gedrechselt, als das Finkennest. Die Materialien sind Moos, Leberkraut, Binsen, Wolle, Haare u. d. alles aufs Beste vertheilt; die Stelle ist der gablige Zweig eines Apfel- Birn- oder Nußbaums; die Festigkeit und Dauer außerordentlich. Fünf blaßgrüne, rothgefleckte Eyer legt das Weibchen gegen das Ende des Frühlings, und wiederhohlt dieß Geschäfte öfters im Jahre, jedoch mit weniger Eyern. Die Eltern verpflegen ihre Jungen sehr treu aus dem Kropfe; daß sie aber, wenn sie ihre Kinder in der Gefangenschaft sehen müßen, sie verhungern lassen, weil sie ihnen doch das edelste Gut, die Freyheit nicht schenken können; oder daß sie, in der Freyheit lebend, ihre gefangnen Kleinen, statt zu füttern, mit einem gewissen Kraut vergiften sollen; das heißt in der That ihrem Heroismus, wie ihren botanischen Einsichten gleich unbändig geschmeichelt. Von ihrer

Begat-

Begattung mit Canarienhennen erhält man schöne Bastarde, die vortrefflich singen und sich fortpflanzen. Ihr Leben bringen die Stieglitze ziemlich hoch, obgleich sie der fallenden Sucht unterworfen sind. Geßner sah in Mainz einen von 23 Jahren. Man mußte ihm alle Wochen den Schnabel und die Krallen abschneiden; sonst konnte er weder fressen noch sitzen. Wie ein hilfloser Greis blieb er den ganzen Tag in der Stellung, die man ihm gab.

So zänkisch die Stieglitze gegen fremde Vögel sind, so eigensinnig sie auch im Vogelhause immer den höchsten Platz behaupten; so sind sie doch unter sich friedlich und einträchtig. Sie müssen immer etwas zu thun haben, schleppen im Bauer alles hin und her, und sehen sich gern im Spiegel, vielleicht weil sie dann in Gesellschaft zu seyn glauben. Mit Leichtigkeit lernen sie sich todt stellen, kleine Canonen losbrennen, in einem Eimer, oder auf einem kleinen Wagen, ihr Futter heraufziehen, und andere dergleichen Spielereyen, die eben so ganz unschuldig nicht sind, weil die Erfahrung beweist, daß dadurch ihre Lebensdauer verkürzt wird. Man fängt sie mit Lockvögeln und Leimruthen, die man auf einen Bündel Distelköpfe setzt. Um ihres schönen Kleides

willen schenkt man ihnen das Leben, obgleich ihr Fleisch gut schmeckt. Ohnehin sind sie bey uns nicht gar häufig. Freylich kommt das bey Menschen in keine Betrachtung, die, ohne einen vernünftigen Zweck, Vögel bloß zur Lust schießen und in der Zerstörung Freude finden. Wohl uns, daß ihre Macht sich bloß über einige wehrlosen Vögel erstreckt! Denn wie leicht könnte sie sonst eine Lust anwandeln, wie jenen Tyrannen von Marocco, dessen gewöhnlichstes Vergnügen war, dem den Steigbügel haltenden Sclaven den Kopf abzuhauen, und so in 18 Jahren 40000 Menschen mit höchsteigner Hand hinzuwürgen; oder wie den Kaiser Domitian, vom Fliegenspießen zum Menschenschlachten überzugehen?

Noch niedlicher und eben so klein wie der Zaunkönig ist der **getiegerte Bengaler** (F. Amandava, *le Bengali piqueté*, Fink aus Bengalen 130). Sein feuerrothes hie und da braunes Gefieder ist am Oberleibe dunkler, als am Unterleibe, die Flügel und der Schwanz sind grau. Mit weißen Flecken ist er ganz übersäet, und hat einen blaßrothen Schnabel und hellgelbe Füße. Seine Farbe ist großen Veränderungen unterworfen. Er wohnt in Asien, vorzüglich in Bengalen, Java und Malacca. Unter sich sind diese

lieben

lieben Vögel sehr gesellig und zärtlich, liebkosen sich oft, setzen sich, wenn man viele in ein großes Vogelhaus thut, alle neben einander, und singen nach der Reihe, wobey die übrigen schweigen. Ihr Gesang lautet wie das Lied einer Bachstelzenart, die Fitis heißt. Auch unter einem fremden Himmel kommen sie fort. In ihrer Heimath fallen sie in großen Scharen auf die besäten Hirsefelder. Aus Rache sollen sie dafür die Neger sammt den Federn essen, was ihnen wohl kein Europäer, bey allem Unmuth gegen die Sperlinge, nachthun wird. Man fängt sie unter ausgehöhlten Kürbissen, die man so auf ein Stäbchen stützt, daß es der versteckte Vogelfänger wegziehen kann.

Wer kennt nicht den Canarienvogel, (F. Canaria, *le Serin de Canarie* 131), der von den Gewässern der Canarischen Insuln in unsre Gegenden versetzt, und fast unser Liebling geworden ist. Seit den nicht ganz 300 Jahren, daß er bey uns einheimisch geworden ist, hat die ursprünglich graue und grünliche Farbe der Stammeltern, solche Veränderungen erlitten, daß man ihre Nachkommen in alle Farben gekleidet sieht, und auch Kakerlacken mit rothen Augen unter ihnen findet. Am Meisten schätzt man

die

die goldgelben mit schwarzen Flügeln. Außer ihren natürlichen, mannigfaltigen Gesängen, die bald Strophen des Nachtigallenschlages enthalten, bald im schönsten Silberton eine Oktave durchlaufen, bald durch Trompetenstöße, Terteng, Terteng, unterbrochen werden, lernen sie, nach einer Flöte, Melodien singen, ja auch andre Töne, Wörter, den Schall des Thalerzählens ꝛc. nachmachen. Gewöhnlich singt nur das Männchen, zuweilen auch das Weibchen. Eins derselben sang so gut, daß man es für ein Männchen hielt. Zufällig entdeckte man sein Geschlecht, ließ es brüten, und weg war seine Kunst. Diese unsre lieben Hausgenossen sind sanft, gesellig, kennen ihren Wohlthäter und folgen ihm. Ihre Liebkosungen sind angenehm; ihr Unwille verletzt nie, ihre Erziehung fordert weder große Mühe, noch Aufwand. Das ganze Jahr Sommerrübsamen, zuweilen etwas zerquetschten Hanf, Canarien-Mohnsamen, im Sommer zuweilen Kohl- Salat- Kressеblätter, im Winter ein Stückchen Apfel, und überdieß fleißig frisches Wasser und Kiessand; das wird ihnen besser bekommen, als alle Künsteleyen. Sie singen den Sommer und Winter hindurch, erheitern unsre Einsamkeit, und stellen uns in

ihrer

ihrer Hecke das Bild einer liebenswürdigen Haushaltung dar. Hier gibt man dem Männchen zwo Hennen, und diesen zu Nestern aus Holz gedrechselte Halbkugeln. Man sieht besonders darauf, daß sie Sonnenschein und frisches Wasser haben, und zum Nestbaue Leinwandfasern, Moos und kurzes Heu finden. Drey- bis fünfmal im Jahre legt die Henne 3—6 Eyer. Den Jungen gibt man klein gehackte Eyer und weiche Semmeln, womit sie von den Alten aus dem Kropfe gefüttert werden. Aeußerst verschieden ist der natürliche Charakter der Männchen. Die Einen sind schwermüthige Träumer, die selten einen Laut hören lassen, andre muntre Schwätzer; die Einen lernen sehr leicht, an andren ist alle Mühe verloren; die Einen sind so zänkisch, daß sie ihre Weibchen todtbeissen würden, wenn man ihnen nicht ihrer zwey gäbe, deren vereinte schwesterliche Kraft sie im Respect erhält, andere friedlich; einige sind so boshaft, daß sie die Eyer zerbrechen und die Jungen grausam herauszerren würden, wenn man es nicht dadurch verhinderte, daß man die frischgelegten Eyer mit elfenbeinernen so lange vertauscht, als die Henne zu einer Brut ihres Mannes bedarf, und alsdann ihn ganz absonderte. Die grösten Wildfänge sind oft

zur Zucht am Besten. Andere sind das Muster zärtlicher Gatten, theilen mit ihren Hennen den Bissen, unterhalten sie mit Gesängen, und helfen voll Sanftmuth und Liebe im Brütgeschäfte. Man hat von den Canarienvögeln mit Stieglitzen, Zeischen, Sperlingen, Hänflingen und Blutfinken sehr schöne und fruchtbare Bastarde erhalten. In der Mauserzeit kränkeln sie. Sehr wohl bekommt es ihnen dann, wenn man in ihr Wasser einen verrosteten Nagel legt. Ueberhaupt aber kann die sorgfältigste Wartung und das beste Futter den Vogel für die Leiden nicht entschädigen, die er bey uns zu dulden hat. Denn eben das oft zu reichliche Futter und der häusliche Zwang ziehen ihm eine Menge von Krankheiten zu, von denen er in der Freyheit nichts weiß, oder doch wenigstens vom Instincte sogleich zum besten Arzte geleitet wird. Die Sucht, die Krätze, Engbrüstigkeit, Entzündungen, Eiterbeulen, Auszehrung, Schlagflüsse und manches andere verdankt er großen Theils seiner Aufnahme bey uns. Im Tyrol ist die Canarien-Zucht ein Zweig der Industrie. Die meisten gehen nach Constantinopel; ein einziger Vogelhändler zieht jährlich 1600, die auf dem Rücken in die Türkey getragen werden.

Noch gemeiner ist unser so sanfter und gelehriger Zeisig, (F. Spinus, *le Tarin*, Erlenfink, 132), dessen Gestalt und Gefieder bekannt genug sind. Aus dem äußersten Norden kommt er, um bey uns zu überwintern, und ist überall gern, wo es Erlensamen gibt. Doch verschmäht er auch den Samen von Fichten, Disteln und Hopfen nicht. Sein fleissiges Zwitschern reizt andere Vögel zum Singen, auch lernt er die Gesänge größerer Meister, als er selbst ist. Sehr leicht läßt er sich abrichten. Wenn er mit mehrern in Einem Vogelhause lebt, so wählt er sich einen Zeisig zum Freunde, dessen Diensten er sich so ganz widmet, daß er ihm zu Liebe selbst seinen etwas starken Appetit unterdrückt. Auf sehr hohe Fichten und Erlen, die am Wasser stehen, macht er sein Nest aus Haarmoos, Pflanzenwolle und Würzelchen, und hat 5—6 grauweiße, purpurfarbgefleckte Eyer. Weil es sehr klein und hoch oben ist, so fand man es lange gar nicht, und so entstand die Sage, die Eltern verstünden die Kunst, es unsichtbar zu machen. Auch in Zimmern hat man die Zeisige schon zum Brüten gebracht. Um ihre Strichzeit fängt man sie in Menge. Ihr Fleisch ist wohlschmeckend und hat gelbes Fett.

Ein Vogel voll guter Eigenschaften und Anlagen, und etwas kleiner als der Fink, ist der Hänfling (F. Cannabina, *la Linotte*, Leinfink 133), der in ganz Europa und Nordamerica wohnt. Ihm gab die mütterliche Natur ein schönes Kleid, ein gelehriges Naturell und eine reizende Stimme. Aber eben dieß war sein Unglück, das ihn zum Sclaven der Menschen machte. Hier verliert er das schöne Roth, das Scheitel und Brust schmückt, und ein Rothbraun tritt an dessen Stelle. Als ein beständiges Kennzeichen hat er schwarze Schwung- und Schwanzfedern mit weißen Rändern auf beyden Seiten. Uebrigens ist das Gefieder nach dem Alter und den Jahrszeiten manchen Veränderungen unterworfen. Das Männchen (*a*) ist gewöhnlich braunroth, das Weibchen (*b*) ganz grau und gelbbraun, wenn ihm nicht der betrügerische Vogelhändler rothe Flecken schenkt, um es für ein Männchen zu verkaufen. Laut, abwechselnd und lieblich ist des Hänflings natürlicher Gesang. Auch ihn hat die Kunst — sollen wir sagen — verschönert oder verkünstelt, und ihm einförmige Lieder und einzelne Wörter beygebracht. Hängt er bey der Nachtigall oder beym Buchfinken, so macht er sich ihren Schlag eigen und vergnügt uns damit,

wenn

wenn jene schweigen; wird er frühe, ehe er im Singen ganz ausgelernt hat, ein Waise, so erhascht er von den Liedern des nächsten besten Vogels etwas, was in Verbindung mit dem, was er aus seinem ersten Unterricht behielt, einen ganz eignen Gesang ausmacht.

Auf niedrige Gebüsche von Schwarzholz, Wachholder, Fichten u. d. in gebirgigen, waldigen Gegenden, wohl auch in Weinbergen, nistet der Hänfling. Das Nest besteht aus zarten Wurzeln, kleinen Blättern und Moos dicht in einander gewebt. Die 4—6 weißgrünlichen Eyer haben am stumpfen Ende röthliche Streifen und Pünctchen. Im Kropfe bereiten die guten Eltern ihren Kleinen die Sämereyen, die sie ihnen einschütten. Nach Vollendung der zweyten Brut versammeln sich die Hänflinge in Gesellschaften und fallen auf die reifenden Hanffelder. So vereint bleiben sie den Winter über; fällt Schnee, so sind sie wie verschwunden; thaut er auf, gleich sind sie wieder da. Sie leben in der Freyheit von Sämereyen, im Käfig von Rübsamen. Hier müssen sie reinlich gehalten, sorgfältig gefüttert und mit Wasser und Sand fleißig versorgt werden. Ihren Wohlthäter lernen sie bald kennen und sind ungemein zuthätig gegen ihn.

Ein gelber Schnabel, eine glänzend rothe Scheitel, ein dunkelbrauner, rostgelb eingefaßter Rücken, eine schwarze Kehle, eine hochrosenrothe Brust, zwey weiße Binden über die Flügel und dunkelbraune Schwung- und Schwanzfedern machen den Flachsfinken (F. Linaria, *le Sizerin*, Meerzeisig, Citrinchen 134) kenntlich. Er ist so groß wie der Zeisig, und kommt im Herbste zahlreich aus den nördlichen Ländern zu uns, wo er von Sämereyen, besonders vom Fichten- und Erlensamen lebt. Da er nicht regelmäßig alle Jahre kommt; so sah man auch in ihm einen Bothen der Pest und des Krieges. Er liebt sumpfige Gegenden, und baut auf Fichten und Erlen ein Nest von drey Schichten; erst Gras und Sträucher, dann Federn und Flechten, und endlich als Polster feines Wollgras. Die weißgrünen Eyer sind am stumpfen Ende röthlich gefleckt. Aeußerst freundlich und zuthätig ist der Flachsfink. Er beträgt sich gegen alle körnerfressenden Vögel liebreich und zärtlich, und schnäbelt und liebkost sie. Seines Gesanges wegen nennt man ihn Zitscherlein. Bitter, aber doch angenehm ist sein Fleisch.

Höchst übel berüchtigt ist der Sperling (F. Domestica, *le Moineau*, Spatz 135). Ihm folgen

gen Haß und Verachtung überall, und doch hält ihn das nicht ab, sich immer in unsrer Nähe zu halten, freundlich an unser Fenster zu picken, und seine Kinderstube unter unsern Augen aufzuschlagen. So wie die Maus ganz unverlangt unser Hausthier wird, und uns mit ihrer zahlreichen Nachkommenschaft — erfreut; so gewisser Maßen auch der Sperling. Bekannt genug ist sein schwärzliches und braunes Gefieder. Durch eine schwarze Kehle zeichnet sich der Mann aus. Zuweilen findet man auch ganz weiße, schwarze, scheckige und andere Spielarten. Immer ist der Sperling gern um die Menschen und ihr Getreide, und flieht menschenleere Wüsten. In manchen Gegenden bleibt er durchaus nicht. Auch wenn man ihn und seine Brüder in Säcken nach Reichenstein in Schlesien und nach Mausebach im Altenburgischen brächte, er würde doch sogleich wieder auswandern. Ein Jägerpursche soll ihn, so versichert die Sage, verbannt haben. Die Schlauigkeit des Sperlings ist so groß als seine Lebhaftigkeit. Seine Stimme ist, je nachdem er lockt, warnt, schäckert oder zürnt, sehr verschieden. Er ist kühn genug, uns in unsrer Gegenwart zu bestehlen, und eben nicht selten spottet er unsrer Schlingen, Netze und Popanze.

Unverschämter kann man nicht stehlen, als er. Er begleitet den Sämann, macht dem Schnitter seinen Besuch, beraubt die ihr Geflügel fütternde Landwirthinn, läßt sich das Poltern des Dreschflegels nicht abschrecken, auf die Tenne zu kommen, ja pickt sogar der jungen Taube den Kropf auf, um Körner heraus zu holzlen. Und er begnügt sich erst nicht mit Korn allein, sondern auch die jungen Pflanzen, Zuckererbsen, Trauben, Kirschen, Käse, und — als wäre seines Unfugs noch immer nicht genug — unsre fleissigen Bienen entgehen seiner Raubsucht nicht. Ohne gesellschaftlich zu seyn, vereinigt doch gemeinschaftlicher Raub zuweilen diese Cosacken; oft aber haben sie Händel, zumal die Männchen, denen an Liebeswuth kaum ein Vogel gleichkommt. Ihre Nester bauen sie unter Dächern, in Mauerritzen, Gitterwerk, auch Bäume; geschieht dieß an einem unbedeckten Orte, so machen sie ein Dach darüber. Zuweilen vertreiben sie auch die gute Schwalbe aus ihrem Eigenthum, dafür soll die letztere wirklich schon einen Sperling in ihr Nest, zum warnenden Exempel, eingemauert haben. Sie legen 3—4 Mal im Jahre 5—8 grauweiße Eyer, die, besonders am stumpfen Ende, braun gestreift und punctirt sind.

Eben

Eben diese Fruchtbarkeit macht sie furchtbar. Zerbricht man die Eyer, so haben diese wollüstigen Vögel in 8 Tagen wieder frische; zerstört man das Nest, ohne es zu verbrennen, so steht in 24 Stunden wieder ein neues da, weil sie nur die Trümmer des alten sammeln dürfen. Um den Schaden, den sie thun, recht gräßlich vorzustellen, so hat man berechnet, daß in einem Lande von 100 Städten und 4000 Dörfern, das, was die Sperlinge jährlich an Korn verzehren, fünftehalb Millionen Thaler beträgt, wenn man auf jede Stadt 1000, auf jedes Dorf 500 solcher Räuber rechnet. Wir wollen diese Berechnung nicht anfechten, obgleich allerdings der Umstand in Anschlag gebracht zu werden verdient, daß die vielen Sperlinge tausend Körner, die aus der reifen Aehre fielen, ehe sie in die Scheune kam, und anderes verlornes, verstreutes Getreide auflesen. Allein es ist eben so genau berechnet, daß zween Sperlinge wochentlich 3360 Raupen fressen; daß sie in den Blüthenkelchen nicht aus zerstörendem Muthwillen wühlen, sondern noch zur rechten Zeit das Insect heraushohlen, das unser Obst zernichten würde; es ist erwiesen, daß, als einst in Preußen sich eine grimmige Verfolgung gegen die Sperlinge erhob,

der Raupen eine solche Menge wurde, daß man der Vermehrung ihrer Feinde mit Verlangen entgegen sah; erwiesen, daß, da im siebenjährigen Kriege die Sperlinge sich von Göttingen entfernten, weil sie, auf eine uns unbekannte Weise, erfuhren, daß in einer gewissen Gegend viel Korn verschüttet worden, man sich in den Gärten vor Raupen kaum zu retten wußte. Sollten nicht solche Erfahrungen den Abscheu vor ihnen mildern? Inzwischen begehren wir die Schädlichkeit einer zu großen Vermehrung derselben nicht zu läugnen. Auch hat man alle ersinnlichen Anstalten gemacht, sie zu vermindern. Man hat Körbe aufgestellt, in die sie wohl hinein- aber nicht herausschlupfen können; man hat durch starke Schwefeldämpfe sie auf Bäumen zu ersticken, durch Netze und Schlagwände sie zu fangen gesucht. Durch etwas Geräusch machendes werden sie aus den Gärten eher verscheucht, als durch aufgestellte Schreckbilder, vor denen sie nur in den ersten Tagen etwas Respect haben, und deren Ohnmacht sie bald kennen lernen. An einigen Orten wurde, um ihre Zahl zu vermindern, den Bauern eine gewisse Anzahl Sperlingsköpfe als Tribut einzuliefern aufgelegt. Allein, um nicht weit zu gehen, hegte der bequeme Bauer nun selbst welche, und der

Be-

Befehl mußte abgeändert werden. Mit Schießgewehr hat man ihnen sehr hart zugesetzt. Geht mans klug an, hat man eine Büchse von großem Caliber, spart man das Schrot nicht, und streut eine 10—12 Ellen lange Reihe von Korn und Spreu auf frischgefallnen Schnee, so kann man in einer Reihe 60—100 auf Einen Schuß niederschmettern. Gut ists, wenn die Anstalten, sie zu vermindern, in mehrern benachbarten Ländern gemeinschaftlich getroffen werden; widrigen Falls pflegen sie, wenn sie in einem Lande zu sehr verfolgt, im andern zu sehr verschont werden, in dieses zu emigriren, wie wirklich gegenwärtig in einigen Gegenden des fränkischen Kreises der Fall seyn soll, seit sich im Würzburgischen eine Verfolgung gegen sie erhoben hat. Zu wünschen ist immer, daß man nur auf ihre Verminderung, nie auf ihre Ausrottung, antrage. Sehr weise ist die Gewohnheit einiger Landwirthe, an die Giebel ihrer Häuser thönerne Glocken zu befestigen, in die die Sperlinge nisten. Die erste Brut lassen sie ausfliegen, denn ihre Gegenwart ist im Frühlinge und Sommer am Nöthigsten; bey der zweyten nehmen sie die Alten mit den Jungen gefangen und tödten sie. Ihr Fleisch ist, besonders wenn man sie mit Weizen und Hirse

mästet, vortrefflich. Ehemals aß man es allgemein. Vielleicht sah ein weiser Mann ihre zu große Verminderung ungern, und brachte den Wahn in Umlauf, dieser Genuß könne die Epilepsie hervorbringen. Nun wurden sie geschont. Es wäre Zeit, zu ihrem Genusse zurückzukehren. Erst kürzlich wurden im Reichsanzeiger gewisse Pfarrerstöchter gerühmt, die diese Vögel mit ihren Eyern vortrefflich zuzubereiten verstünden. Sie würden sich durch die Bekanntmachung ihres Küchengeheimnisses manchen Dank verdienen. Vom medicinischen Gebrauche schweigen wir; unsre Leser würden uns doch nicht glauben; und unsre Leserinnen gar unwillig werden, wenn wir ihnen gegen die Sommerflecken rathen wollten, ihr schönes Gesicht mit Sperlingskoth zu besalben.

Kleiner, und in allen nördlichen Ländern zu Hause, ist der Feldsperling (F. Montana, *le Friquet* 136), der sich selten unsern Wohnungen nähert, sondern immer im Felde auf niedrigen Bäumen und Stauden sich aufhält. Seine Hauptfarbe ist rothbraun, und die weisen Enden seiner Flügeldeckfedern bilden 2 artige Linien. Das Weibchen (*b*) sieht seinem Manne (*a*) sehr ähnlich, nur fehlt ihm die schwarze Kehle und rothbraune Scheitel, die diesen auszeichnen.

nen. Er ist weder so zahlreich, noch so räuberisch, als der Haussperling. Zwar frißt er auch Getreide, aber man muß ihm zur Ehre nachsagen, daß er den ganzen Sommer über sehr fleißig unsre Bäume vom Ungeziefer säubert. Er ist immer munter und lebhaft, macht mit dem Schwanze und dem ganzen Körper tausend Bewegungen, und hat einen sehr dauerhaften Flug. Mit dem Sperlinge hat er keine Gemeinschaft, und scheint seinen Muthwillen zu fürchten. Aus Stroh und Federn macht er sein Nest in hohle Weidenbäume, und legt 5—7 dunkel graubraune, marmorirte Eyer. Sein Fleisch ist noch angenehmer, als das vom Haussperlinge.

# Tab. XXXVIII.

## Der Fliegenfänger.

Muscicapa, *le Gobe mouche.*

Der Paradiesfliegenschnäpper. (137) Der schwarzrückige. (138) Der Savannentyrann. (139) Der gekrönte Tyrann. (140)

Nicht immer erkennen wir das Nützliche und Wohlthätige sogleich auf den ersten Blick. Oft sind wir

voll Dankbarkeit für geringere Dienste, die sogleich in die Augen fallen, unerkenntlich hingegen gegen weit wichtigere, die wir übersehen. So wie unter den Menschen ein großer Ruhm öfters denjenigen Thaten, die bloß ein schimmerndes Gepräge haben, weit eher folgt, als den wahrhaft gemeinnützigen, die in bescheidner Stille verrichtet werden; so erfahren auch die Vögel einen solchen Undank. Wer sollte es glauben, daß die Fliegenfänger weit gegründetere Ansprüche auf unsre Dankbarkeit haben, als tausend andre Vögel? Daß ohne sie manche jetzt paradiesische Gegend eine freudenlose Wüste seyn würde? Daß diese kleinen gering geachteten Geschöpfe in der Reihe der Wesen eine bedeutende Rolle spielen? Denn sie sind es, die mit unaussprechlicher Lebhaftigkeit vom frühen Morgen bis zum Abende in der Schöpfung herumjagen. Millionen Insecten schaffen sie im Fluge aus der Welt. Ohne ihre Hülfe würde, zumal in heißen Ländern, sich der Mensch umsonst anstrengen, jene Schwärme leicht beflügelter Räuber zu vertreiben; ihre zahllose Menge und ihre furchtbare Fruchtbarkeit würde die Erde verwüsten, und die Luft so erfüllen, daß man kaum athmen könnte, ohne ihrer eine Menge zu verschlucken. Sie, die Insecten,

secten, würden, ohne die wachsame Policey unsrer Fliegenfänger, die Menschen mit ihren Stichen verfolgen, sich dem fortschreitenden Anbau der Länder widersetzen, mit ihrem Auswurf und ihren Eyern alle Lebensmittel verunreinigen, und die schönsten Anlagen in Gärten und Feldern im Keime zernichten. Mit großer Weisheit vertheilte der Urheber der Natur die 103 Arten, die zu dieser Gattung gehören, auf dem Erdboden ganz nach den Bedürfnissen der Länder, gab den heißen Gegenden, wo die Insectenschwärme ungeheuer sind, viele solcher nützlichen Jäger, den gemäßigtern, die weniger damit heimgesucht sind, weniger. Zu diesem wichtigen Berufe erhielten sie auch die nöthigen Eigenschaften; vor allem eine Lebhaftigkeit, Gelenkigkeit und Schnelle, die nie zu ermüden scheint; sodann einen fast dreykantigen, zusammengedrückten, an der Spitze eingekrümmten und etwas ausgeschnittenen und an den Seiten geränderten Schnabel, der ziemlich dünn und lang ist. Um die Wurzel desselben stehen steife, nach der Kehle zu gekehrte Haare, und eben solche bedecken auch die Nasenlöcher. Einige von dieser Gattung kommen auf ihren Zügen den Sommer über zu uns, und bleiben die heiße Jahrszeit über; andre kom-

kommen früher an und bleiben etwas länger, wo alsdann ein unvermutheter, den Insecten so verderblicher, Frost sie oft einem bittern Nahrungsmangel Preis gibt. Sie sind, ihren Beruf ausgenommen, grösten Theils dumm und einfältig, wenden auf ihre Nester nur wenig Zeit, verbergen sie vor den Blicken der Menschen und Thiere fast gar nicht, und leisten im Singen wenig.

Ein sehr schöner Vogel ist der **Paradiesfliegenschnäpper** (M. Paradisi, *le Moucherolle huppé à tête couleur d'acier poli, Vardiole* 137) den seine Landsleute Weygehoe nennen. Er ist schneeweiß, nur der Kopf mit seiner langen Haube und der Hals sind schwärzlich, mit einem prächtigen, blauen Stahlschimmer. Die längsten Schwungfedern sind schwarz. In der Mitte seines Schwanzes befinden sich zwey 15 Zoll lange Federn, die bis zur Hälfte schwarze Schäfte und solche Enden haben. Die lebhaften Augen umgibt ein weißer Ring. Er wird in Senegal, auf dem Cap und in Madagaskar angetroffen. Von seinen Sitten wissen wir nichts.

Bekannter in unsern Gegenden, ja einheimisch bey uns, ist der **schwarzrückige Fliegenschnäpper** (M. Atricapilla, *le Gobemouche de Lorraine* 138), der im May häufig in unsern Gärten und

Feldhölzern eintrifft, und nicht größer als die Kohlmeise ist. Er hat keine andre Farbe als schwarz und weiß; beyde von der höchsten Reinheit. Die letztere Farbe befindet sich an der Stirn, dem Unterleibe, auf den Flügeln und am Rande des Schwanzes. Er soll aber mit den Jahrszeiten seine Farbe ändern, und dann bald mehr, bald weniger graubraun und seinem Weibchen ähnlicher werden. Am schönsten und reinsten ist seine Farbe, wie unsre Leser leicht vermuthen werden, um die Zeit seiner Hochzeitfeyer; denn da erscheinen die Vögel, wie die Menschen, in ihrem besten Anzuge. In Wäldern und Gärten baut er sein Nest aus Stengeln und Moos, und wählt dazu Baumhöhlen und Gebüsche. Oft verräth er es durch sein unnöthiges Schmatzen und Pipen, denn das ist seine Stimme. So verdrossen und schwermüthig er sonst scheint, so lebt doch alles an ihm, wenn er auf der Fliegen- und Bremsenjagd ist. In seinen funkelnden Augen liest man seine Begierde nach Raub. Greift man ihn mit der Hand, so kann man kaum verhüten, daß er nicht entwische; denn er ist in unaufhörlicher Bewegung, so erpicht ist er auf seine Beute. Auch dieses kleine Geschöpf mußte im Wörterbuch des Aberglaubens Todtenvögelein

heißen. Freylich sieht schon sein Anzug, schwarz und weiß, ziemlich trauermäßig aus; und dann kommt der Vogel, aus Insectenmangel, unsern Wohnungen im Früh- und Spätjahre näher, wo ohnehin die Sterblichkeit etwas stärker ist. Mehr bedurfte es bey gewissen Leuten nicht, um für einen Todespropheten angesehen zu werden.

Weit lebhafter und unternehmender ist eine andere Art Fliegenfänger, der Savannentyrann (M. Tyrannus, *le Savana, Tyran à queue fourchue* 139) in Surinam, den sein langer, scherenförmiger Schwanz gar sehr auszeichnet. Er weiß sogar Raubvögel in Furcht zu setzen und leidet in seiner Nachbarschaft keinen andern Vogel. Sobald er von einem Reviere Besitz nimmt, so ist seine erste Sorge, alles daraus zu verjagen, was an eben das Futter, wie er, Anspruch zu haben glaubt. Sein Hunger ist unersättlich, wahrscheinlich, weil seine unaufhörliche Bewegung die Verdauung sehr schnell befördert. Wenn seine Gattinn Junge hat, dann ist vollends gar nicht mit ihm auszukommen. Mit eifersüchtiger Wachsamkeit sitzt er auf einem Zweige in der Nähe, und wehe dem, der einen Wochenbesuch wagen wollte! Wie ein Pfeil schießt er auf den

Fremdling, ohne Rücksicht auf seine Größe, zu, und jagt ihn grimmig aus dem Gebiethe, das er, wenn auch nicht nach dem Recht des Stärkern, doch nach dem Recht des Unverschämtern, als sein ausschließliches Eigenthum ansieht. Was seinen Gliedern an Kraft mangelt, das muß die Muskelkraft der Kehle ersetzen, dann er schreit unbändig, so lange er mit Verfolgung seiner Feinde beschäfftigt ist. Auf eine Viertelmeile im Umkreise erstreckt sich seine tyrannische Herrschaft. Selbst einen Adler soll er wüthend verfolgen, doch wird eben das von einer Würgerart, die den Zunahmen Tyrann führt, erzählt. Catesby sah es selbst mit an, wie der König der Vögel mit allen möglichen Versuchen und den tobendsten Flügelschlägen den Mißhandlungen eines seiner kleinsten Unterthanen nicht entgehen konnte, und endlich, durch wüthendes Kämpfen und Sträuben ermüdet, kein anderes Mittel hatte, als sich auf einen Baum zu setzen, und — großmüthig zu warten, bis sein Quälgeist, der ihm auf dem Rücken saß, ihn nun genug gemartet zu haben glaubte.

Nur so groß wie die Haubenlerche ist der Savannentyrann. Seinen Kopf bedeckt eine eckige, schwarze Kappe, die Stirn aber ein gelber Flecken.

Der Hals, die Kehle, die Brust und der Unterleib sind weiß, der Rücken und die kleinern Flügeldeckfedern grünlich grau; die Flügel braun, die langen Schwanzfedern schwarz mit weißem Saume. Er wippt damit wie eine Bachstelze. Außer Surinam findet man ihn auch in Canada.

Wäre es nur um der sonderbaren Lage seiner Krone willen, so verdiente der gekrönte Tyrann oder Fliegenschnäpper (M. Cristata 140) schon um deßwillen hier eine Stelle. Anstatt daß sonst die Kronen und Hauben nach der Länge auf dem Kopfe liegen, so liegt die seinige quer über der Scheitel, und besteht aus 4—5 Reihen rothbrauner Federn mit schwarzen Spiegeln. Um den langen, breiten und platten Schnabel steht ein beträchtlicher Bart, der sich bis gegen die gekrümmte Spitze erstreckt. Ueber dem Auge liegt ein weißer Streif. Den Hals umgibt unterhalb der gelben Kehle ein dunkles Halsband. Eben so dunkel ist der Rücken, gelblich aber der Bürzel und der schwarz gewellte Unterleib. Fahlbraun sind die Flügel, und hellbraun die Schwanzfedern. Sehr selten ist dieser Vogel; man hat erst einen einzigen aus Cayenne nach Europa gebracht.

Uebrigens müssen wir hier noch anmerken, daß

meh-

mehrere Fliegenfänger ungemein nahe an die Würger gränzen, und von manchen wirklich unter sie gerechnet werden.

# Tab. XXXIX.

# Das Felsenhuhn.

Pipra rupicola, *le Coq de roche.*

Der Hahn. (141) Die Henne. (142)

Größten Theils nur in America findet man die aus 28 Arten bestehende Gattung der Manakins, von denen wir nur des so merkwürdigen Felsenhuhns gedenken. Bey allen diesen Arten ist der mit der Spitze umgebogne Schnabel kürzer als der Kopf, und an der Wurzel etwas dreyseitig. Die Meisten tragen eine Haube auf ihrem Kopfe.

Zwar nicht sehr bunt gekleidet, aber doch schön und merkwürdig ist das Felsenhuhn, das in Surinam und Guiana wohnt. Es hat die Größe einer Ringeltaube. Auf dem Kopfe des Männchens (141) prangt eine gedoppelte, sich oben zusammenneigende Reihe orangegelber Federn, mit einem rothen Rande. Sie stehen in einem Halbzirkel und bilden einen

durchsichtigen Sonnenfächer. Der ganze Leib ist safraugelb. Die Schwungfedern sind schwärzlich braun, mit weißen Stellen vermischt. Der abgestumpfte Schwanz hat eine braune Binde und goldgelbe Spitzen. An einigen Federn bemerkt man lockere Fransen. Die Felsenhenne (142) ist fast ganz braun, und hat mehr eine bloße Haube, als eine Krone. Beyde haben Schreitfüße.

In tiefen Felsenspalten, ja wohl in Berghöhlen, in denen tiefe Nacht herrscht, weil kein Sonnenstrahl hineindringt, wohnen die Felsenhühner. Inzwischen sind sie darum doch nicht lichtscheu; denn sie fliegen und sehen bey Tage gleich gut. Vielleicht, jawohl wahrscheinlich, gab ihnen die Natur den Vorzug, der einigen Raubthieren eigen ist, daß sie bey Tage und bey Nacht sehen können. Dann sonst würden sie in den Höhlen, in die man nur mit Fackeln gehen kann, ihre Jungen unmöglich besorgen können. Uebrigens fordert die Nettigkeit ihrer Nester eben keine große Helle.. Denn einige kleine, trockne Stücke Holz das ist das ganze Ober- und Unterbett, das sie ihren Nachkommen bereiten. Sie legen 2 Eyer, die weiß, kugelrund und etwas größer, als die größten Taubeneyer sind.

In ihren Sitten haben die Felsenhühner manches mit unserm Haushuhn gemein. Sie scharren in die Erde, schlagen mit den Flügeln und nähren sich von Früchten. Man kann sie zähmen und mästen. Ihre Stimme ist ein helles, scharfes Re, Rekufen. Sie sollen stark nach Muskus riechen.

Nicht ohne viele Mühe bekommt man sie. So viel auch die Wilden sonst wagen, und selbst den Zweykampf mit dem Caiman nicht scheuen, so erkühnen sie sich doch nicht, in die dunkeln Höhlen zu gehen, in denen die Felsenhühner eine so sichre Zuflucht haben. Lange muß man hinter einem Felsen versteckt harren, bis eins zum Vorschein kommt. Da sie überdas scheu, lebhaft und von schnellem Fluge sind, so verliert man sie gar bald aus dem Schusse. Ihrer schönen Federn wegen werden sie sehr geschätzt. Vielleicht gelingt es noch, sie als Hausgeflügel zu halten.

# Tab. XXXIX.

## Die Nachtschwalbe.

Caprimulgus Nycticorax, *l'Engoulevent* (143)

Unsre Leser dürfen hiebey durchaus nicht an unsre so geliebten Hausfreunde, die Schwalben, denken, die

ohne

ohne daß wir sie gefangen nehmen, doch bey uns wohnen. Nur eine schwache Aehnlichkeit mit ihnen haben die Nachtschwalben, die eine eigne Gattung von 16 Arten ausmachen, von denen aber nur eine bey uns einheimisch ist. Alle haben einen kleinen, spitzigen, etwas gekrümmten Schnabel, der an der Wurzel niedergedrückt ist. Den weit gespaltenen Rachen umgibt eine Reihe steifer Borsten. Die Zunge ist ganz, spitzig, und kann von ihnen herausgestreckt werden. An den vierzehigen Füßen ist die mittlere Zehe mit der Seitenzehe durch eine Haut verbunden. Die Ohren sind sehr groß. Alle Nachtschwalben lieben die Nacht zu ihren uns sehr ersprießlichen Räubereyen.

Viel hat sich der Aberglaube mit unsrer Europäischen Nachtschwalbe zu schaffen gemacht, wie sich schon aus ihren so abenteuerlichen Nahmen, Hexe, Ziegenmelker, Ziegensauger, Nachtrabe, Tagschläfer u. a. vermuthen läßt. Sie hat die Größe des Kukuks, und ist mit unzählichen Puncten und Strichen am Oberleibe schön marmorirt, am Unterleibe rostfarben und schwarz gewellt. Ihre aschgrauen Flügel und der ihnen ähnliche Schwanz haben dunkelbraune Querbinden und mannigfaltige

Stri=

Striche und Flecken. Die Schenkel sind befiedert. Ihre Federn sind so fein wie Seide anzufühlen. Drohend blicken die großen Augen umher.

Die Nachtschwalbe ist ein Zugvogel, der vom May bis in den September bey uns verweilt. Vom äußersten Norden bis in die südlichen Länder trifft man sie an. Ihre Wohnung schlägt sie in den Wäldern auf, wählt aber um der Wärme willen immer die Mittagsseite. Mit ihrem Neste macht sie sich keine große Mühe. Der nackte Boden, oder etwa ein Felsenloch, muß ihr dazu dienen. Sie legt 2 große Eyer, die in der Form und Farbe den Eyern des Kiebitzes gleich kommen. So nachläßig sie in Absicht ihrer Kinderstube ist, so kann man ihr dennoch keinen Mangel an Zärtlichkeit gegen ihre Jungen vorwerfen. Wenn sie Gefahr merkt, so jagt oder wälzt sie ihre kleinen Nachkommen in ein andres, besser verborgnes Nest, wenn man das nächste, beste Loch, das sie antrifft, so nennen darf. Sie frißt Insecten, die sie im Fluge fängt. Ihr weiter Rachen ist ihr dazu ungemein nützlich. Ueberdieß befindet sich in demselben eine Art Leim, der das Insect festhält. Die Morgen- und Abenddämmerung ist ihre Zeit zu dieser Jagd. Am Tage sieht man sie nie fliegen. Ihre

Stimme ist ein schauerliches Geheul. Wenn sie nach dem Raube fliegt, so hört man von ihr ein sonderbares Brummen, das dem Schnurren eines Spinnrades nicht unähnlich ist. Allein dieß ist nicht sowohl eine Stimme dieses Vogels, als vielmehr eine Folge der Luft, die in seinen immer offnen Rachen dringt, und diesen Schall bildet. Schnell und unregelmäßig fliegt die Nachtschwalbe. Ihre Vorsicht täuscht oft den Jäger, und sie scheint plötzlich verschwunden zu seyn. Der Länge, und nicht wie andere Vögel der Quere nach, setzt sie sich auf Zweige. Niemand, als die Ehehälfte, darf diesem Einsiedler Gesellschaft leisten. Oft verirrt sie sich, im Insectenverfolgen, in die Ställe, und dieß hat zu der Beschuldigung, sie stehle den Ziegen die Milch aus dem Euter, Veranlassung gegeben. Vermuthlich hat einmal ein Durstiger sich im Stalle mit Ziegenmilch gelabt, und dann vorgegeben, es habe die Nachtschwalbe diesen Diebstahl begangen. Aber ganz gewiß ist sie an diesen und ähnlichen Milchdiebereyen eben so unschuldig, als die Kröte, der man das Nähmliche aufbürden wollte. Man hätte doch wohl bedenken sollen, daß zum Melken immer zwey gehören, und daß, wenn man auch der Nachtschwalbe

so viel Instinct, ja Kunst, zutrauen wollte, man doch gewiß in der ganzen Welt keine so gefällige Ziege finden möchte, die diese mit einem Schnabel sehr schmerzhafte Operation mit sich vornehmen ließe.

Ihre traurige Stimme und ihr nächtlicher Beruf hat auch sie zum Bothen des Schreckens gemacht. Ohnehin gilt auch in der Naturgeschichte das Sprichwort: die Nacht ist keines Menschen Freund. Es bedurfte weiter nichts, als daß ein Vogel die Nacht liebte, und eine widrige Stimme in schauerlicher Dämmerung hören ließ, so war dieß hinreichend, erwachsne und unerwachsne Kinder in Furcht und Schrecken zu setzen. Aber wahrhaft bedauern muß es der Freund der Natur, daß, obgleich sie so laut zur Freude und Heiterkeit auffodert, dennoch so viele in ihr Gegenstände des Entsetzens zu sehen und zu hören glauben. In den wohlthätigsten Geschöpfen sieht der Furchtsame Geiseln; und anstatt sich beym Geheul der Nachtschwalbe darüber zu freuen, daß auch ihr Fleiß der lästigen Insecten weniger macht, hört der Aberglaube in ihm, Gott weiß, welche Schreckens-Bothschaften. Wann werden wir doch den Geist der Liebe, der in der ganzen Natur lebt und webt, besser kennen lernen?

# Tab. XL. — XLIII.

# Die Bachstelze.

## Motacilla.

Die Nachtigall. (144) Die Grasmücke. (145) Die Flüelerche. (146) Die Beccafige. (147) Die weiße Bachstelze. (148) Die gelbe Bachstelze. (149) Der Weißschwanz. (150) Der Mönch. (151) Das Schwarzkehlchen. (152) Der Rothschwanz. (153) Das Rothkehlchen. (154) Das Blaukehlchen. (155) Der Zaunkönig und sein Nest. (156) Das Goldhähnchen. (157) Der Schneidervogel im Nest. (158) Ein kunstvolles ostindisches Nest. (159)

Unter der ganzen Vogelclasse ist keine Gattung an Arten reicher, als die Motacillen- oder Bachstelzen-Gattung. So verschieden auch die bisher entdeckten 184 Arten sind, so haben sie doch alle etwas miteinander gemein, was sie zu Mitgliedern Eines Geschlechtes macht. Alle haben einen geraden, pfriemenförmigen, dünnen und zugespitzten Schnabel, dessen obere Kinnlade einen Einschnitt hat, übrigens aber mit der untern von gleicher Länge ist. Die Nasenlöcher sind verkehrt eyförmig, die Zunge ist fa-

serig

ferig ausgeschnitten. Sie leben theils von Insecten, theils von Beeren, doch hauptsächlich von erstern; aber eben deßwegen müßen die Meisten, wenn die nahrungslose Jahrszeit eintritt, ihren Stab weiter setzen. Dann bemerkt man auch an den Gefangenen, besonders bey Nacht, eine große Unruhe, woraus man schließen kann, daß sie bey Nacht ziehen. Auch von ihnen werden wir jetzt diejenigen näher beschreiben, die sich durch ihren Gesang, ihre Sitten und Kunsttriebe vorzüglich auszeichnen. Und welchen Vogel müßen wir hier eher nennen, als die Sängerinn der Natur, unsre geliebte Nachtigall (M. Luscinia, *le Rossignol*, Philomele 144), die jedes gefühlvolle Herz so hoch schätzt? Seit Jahrhunderten ist sie ein Gegenstand der Bewunderung. Ihr Aeußerliches hintergeht den, der das Verdienst nach seinem Rocke zu würdigen gewohnt ist. Die Natur bedurfte die Aufmerksamkeit der Menschen nicht erst durch einen reichen Federschmuck auf sie zu ziehen. Oben röthlich, unten hellgrau und am Schwanze braunroth, das ist ihr ganzer Staat, der noch dazu in der Gefangenschaft etwas grauer wird. Sie ist nur so groß als ein Sperling, aber gestreckter. Allein es gibt eine größere Art, die den Nahmen

Sprosser führt, da hingegen die kleinere der Rothvogel heißt. Jener hat einen dickern Kopf, einen schmutzig rostbraunen Schwanz, und einen stärkern, schmetternden Gesang; dieser aber, mit dem wir es jetzt vorzüglich zu thun haben, verdient den Vorzug in Absicht auf die Reinheit und Annehmlichkeit desselben. Im Anstande der Nachtigall herrscht ein gewisser edler Stolz. Ihren Schwanz trägt sie immer etwas erhaben und macht Bewegungen damit. Alles beobachtet sie mit einem ernsthaft forschenden Auge. Ihr Gesang ist in der That bezaubernd, und hat besonders dann einen unaussprechlichen Reiz, wenn er in tiefer, mitternächtlicher Stille ertönt, und die schweigende Natur ihm aufzuhorchen scheint. Mit Vergnügen hören wir den Hänfling, den Finken u. a. aber in der That nur so lange, bis dieser unnachahmliche Sänger seine Stimme erhebt. Er läßt zuerst einige sanfte Töne hören, als wollte er sein Instrument stimmen und flüchtig sein Thema durchlaufen; allmählich heben sie sich; jetzt strömen sie in ihrer ganzen Fülle aus der Kehle; feurige Stöße, starkes Schmettern, wechseln mit einem sanften Rollen und einem schmachtenden Ziehen ab, und in der schönsten Verbindung

bilden

bilden volle und gedämpfte, bebende und scharfe, gedehnte und schnelle Töne ein treffliches Ganzes. Liebe, Verlangen, Wollust sind der Text zu diesen Noten, und der bewundernde Zuhörer geräth über die unbeschreibliche Anstrengung dieses kleinen Geschöpfs in Sorgen, es möchte sich die Kehle zersprengen. Denn der Ton ist so stark, daß er bey stiller Luft im Umkreise einer Stunde gehört wird. Zuweilen macht diese Sängerinn beträchtliche Pausen; zuweilen geht ihr Lied sehr lang an Einem fort. Ihr Locken ist ein pfeifendes **Witt, witt**, wozu sie noch, zumal wenn sie zornig oder ängstlich ist, ein schnarrendes **Krr** setzt.

Wenn die **Nachtigallen** aus ihren noch unbekannten Winterquartieren, in der Mitte des Aprils, zurückkommen, und sich in Europa und Asien verbreiten; so nehmen die Männchen, die immer 14 Tage früher eintreffen, von den dicken, schattigen Gebüschen und Wäldern, die sie das Jahr zuvor bewohnten, wieder Besitz, nur muß sie unterdessen das Beil des Holzhauers nicht zu lichte gemacht haben. Jetzt setzen sie sich spähend auf die Gipfel der Bäume und singen sehr fleißig, auch die Nacht hindurch, um von den vorüberziehenden Weibchen gehört zu werden. Am schönsten und fleißigsten singen sie während der

Brut-

Brutzeit. Ihr Eifer erkaltet, so bald die Junge da sind, weil sie dann mit Futterhohlen die Hände voll zu thun haben. Einige fingen bloß bey Tage, andere bloß bey Nacht. In der Freyheit hört man ihre Lieder kaum 3 Monate lang, und dann wird ihr Ton ein Geschrey, worin man die melodische Philomele ganz verkennt. In der Gefangenschaft singen sie oft 7 Monate, weil Ueberfluß und sorgenloses Leben das Feuer der Begierden immer unterhält. Allein sie fangen weder zu gleicher Zeit an, noch hören sie mit einander auf, und bedürfen, jung gefangen, guter Lehrmeister, sonst bleiben sie Stümper. Nichts gleicht der Eifersucht dieser Künstler. Will sich ein Vogel mit ihnen in Wettstreit einlassen, so thun sie ihr Aeußerstes, und gerathen zuweilen in eine Art von Wuth, die schon manchen das Leben gekostet haben soll. So erblickte einst eine ihr eignes Bild im Spiegel, rannte gegen den vermeintlichen Nebenbuhler und zerschmetterte sich den Kopf. Nicht alle Nachtigallen singen gleich; die Eine hat mehr Stärke, die Andre mehr Anmuth; die Eine mehr Mannigfaltigkeit, die Andre einen reinern Silberton. Mit eigentlichen Instrumenten sie nach Noten nachzuahmen, ist noch nicht gelungen; doch haben es

Men-

Menschen mit Baumrinden, oder mit einem Stückchen Blech im Munde, so weit gebracht, daß man sie täuschen konnte. In London war einer, der selbst Nachtigallen hintergieng. Sie flogen herbey und ließen sich greifen. Je mehr man ihnen ihren Aufenthalt im Käfig durch reichliches Futter, grüne Gegenstände u. d. versüßt, desto schöner singen sie, zumal wenn andre Vögel in der Nähe sie im Wetteifer erhalten. Sie lernen auch Wörter sprechen und Stückchen pfeifen, wenn man geschmacklos genug ist, sie damit zu peinigen, und diese Künsteleyen den Meisterstücken ihrer unerschöpflichen Kehle vorzuziehen. Die beyden Prinzen des Kaiser Claudius hatten Nachtigallen, die griechisch und lateinisch sprachen, und wirklich sollen sie immer studirt haben, um ihre durchlauchtigsten Gebiether durch neue Wendungen oft zu überraschen. So gaben wenigstens die Schmeichler vor. Daß aber eine Nachtigall in einem Gasthofe zu Regensburg die ganze Nacht von geheimen, politischen Angelegenheiten gesprochen haben soll, ist ein abgeschmacktes Mährchen, selbst wenn man annimmt, daß sie den Tag über alles angehört habe. Ihren Ernährer gewinnt die Gefangne lieb, und äußert eine sichtbare Freude, wenn sie seinen

Fußtritt hört. Die Trennung von ihm hat schon mancher das Leben gekostet. In der Mauserzeit gibt sie sich umsonst Mühe, ihn durch Gesänge zu unterhalten. So wild und scheu sie anfangs ist, so gewöhnt sie sich doch bald an den häuslichen Zwang, und erreicht ein Alter von 15 und mehr Jahren.

Im Walde, ja selbst auf ihrer Wanderung fliehen die Nachtigallen alle andere Gesellschaft, ja sie hassen sogar ihre Geschlechtsverwandten. Jedes Paar behauptet streng einen gewissen Kreis, um desto weniger dem Mangel ausgesetzt zu seyn. Für diesen Eifer danken wir ihm, denn ein Nachtigallen-Concert hat wirklich nichts Reizendes. Selbst die Jungen, die, wenn sie von der ersten Wanderung zurückkommen, gern ihren Geburtsort wieder aufsuchen, werden von den Alten nicht geduldet. Hingegen sind diese voll Liebe und Zärtlichkeit gegen die verwaisten Jungen andrer Vögel, und verpflegen sie so treu, als ihre eignen Kinder. Es scheint beynahe, als thäten sie es, weil ihre kleine Eitelkeit nichts von ihnen zu besorgen hat. Auf niedrige Gebüsche, zuweilen wohl gar auf die Erde, bauen sie ihr Nest, das außen aus Blättern, Binsen und Stengeln, innen aus Fasern, Wurzeln, Haaren und Wolle besteht, und eben

keinen großen Künstler verräth. In dieser elenden Hütte verlebt der größte Sänger seine ersten Lebenstage. Mit seinem Ruhme beschäftigt, vernachläßigt er, als ein ächter Virtuos, sein Hauswesen. Ueber seinen 4—6 grünlich braunen Eyern brütet das Weibchen 18—20 Tage. Das Jugendkleid der Kleinen ist grau und gelb gesprenkelt. Zwar scheint die Wochenstube ihrer niedrigen Lage wegen leicht zu entdecken. Allein da sie fast von gleicher Farbe mit dem Gebüsche ist, und auch die Eltern kein auszeichnendes Gefieder haben, so fällt sie gar nicht ins Auge. Auch bleiben die Jungen nur so lange es die höchste Noth erfordert darin, und halten sich auf der Erde flatternd sehr still. Wenn sie Hunger leiden, rufen sie Tscha, ka, ka, und dann stoßen ihnen die Alten das Eingesammelte tief hinein. Sobald sie flügge sind, so gehts an die zweyte Hecke, besonders dann, wenn ein schönes Frühjahr sie schon im Anfange des Aprils zu uns führte. Auch gefangne hat man schon zum Brüten gebracht, nur müssen sie dann in einem mit Netz umspannten buschigen Platze in scheinbarer Freyheit leben. Will man sie in einem Park ansiedeln, so suche man eine ganze Hecke zu bekommen, bringe das Nest in eine Lage,

wie seine vorige war, und lasse nun die Alten frey. Gehts ihnen hier wohl, so kommen sie sicher im folgenden Jahre wieder. Insecten und ihre Larven und Puppen, besonders die von Ameisen, auch Früchte sind ihre Nahrung. Im Käfig gibt man ihnen, außer den sogenannten Ameiseneyern, auch gekochte Rinderherzen und Mehlwürmer, die sie erst tödten, ehe sie sie verschlingen. Genau wissen sie die Zahl ihrer täglichen Portion von den letztern, und bleiben so lange stehen, bis man ihnen den letzten reicht. Spinnen sind ein gutes Reinigungsmittel für sie, und unverdauliche Dinge geben sie in Form kleiner Pillen von sich. So schüchtern sie sind, so lockt doch der Hunger sie in alle Arten von Fallstricken, ohne daß man gerade Neugierde, wie gewöhnlich geschieht, annehmen darf. Fast jeder Schall, wäre es auch das widerliche Geschrey der an einen Baum gebundnen Katze, ruft sie herbey. Eine Stelle aufgekratztes Erdreich läßt sie einen Wurm daselbst zu finden hoffen; sie findet ihn zwar wirklich, aber auch ihre Gefangenschaft. In vielen Gegenden, wo die Gesetze auch für das allgemeine Vergnügen sorgen, ist ihr Fang bey schwerer Strafe untersagt. Ihr Fleisch ist vortrefflich, kann aber wohl nur Dem schmecken, der

sich

sich des Gedankens erwehren kann, daß seine Leckerey einem kunstreichen und nützlichen Geschöpfe und seinen Nachkommen das Leben kostet. Heliogabal aß Gerichte von Nachtigallenzungen; und zu dem berühmten Gerichte des Schauspieler Esopus, das aus 100 im Singen und Sprechen vorzüglichen Vögeln bestand, kamen auch Nachtigallen. Es kostete 1500 Thaler. In Japan bezahlt man für eine 100 Carolins, und eine ganz weiße Nachtigall, die für Claudius Gemahlinn zum Geschenke bestimmt war, wurde mit mehr als 15000 Thalern bezahlt.

Eine gleichfalls beliebte, unermüdete Sängerinn ist die Grasmücke (M. Curucca, *la Fauvette babillarde*, Nachtsänger, Heckenschmatzer, Weidenzeisig 145). Auch mit ihrer Tracht hat die Natur keinen Aufwand gemacht. Ein aschgrau brauner Ober- ein weißlicher Unterleib, ein brauner Schwanz, dessen äußerste Federn auf beyden Seiten halb weiß sind, und dann eine leichte Rostfarbe auf der Scheitel und den Flügeln, das ist ihr ganzer Anzug. Im Frühlinge kreiset sie immer über den Hecken und Gebüschen herum, die sie bewohnt, und läßt dabey ihre fröhlichen und immer gleichen Lieder ertönen. Mit einem etwas rauhen Tone pfeift sie aus ihrem Hin-

terhalte scharf und anhaltend Bjie, Bjie. Ihrer Geschwätzigkeit kommt nichts gleich, als ihre Lebhaftigkeit. Unaufhörlich flattert und hüpft sie, fliegt von einem Zweige auf den andern, und ist nie ruhig. Mehrere Jahre hintereinander kommt sie in Gärten und hohlt sich da ihr Futter, Insecten. Aus Gras und Moos baut sie ihr Nest im niedern Gebüsche, und hat 4—5 Eyer, die mehr stumpf, als spitzig, und auf weißlichem Grunde dunkel gefleckt und gestrichelt sind. Bedroht eine Katze diese kleine Haushaltung, so flattert die listige Mutter immer vor ihr her an der Erde hin, bis sie das Raubthier weit genug entfernt glaubt; und dann kehrt sie auf einem Umwege wieder zurück. Im ganzen gemäßigten Europa wohnen **Grasmücken**. Sie sind so groß wie die Bachstelzen. Am öftesten trifft sie das Loos, Kukukseyer auszubrüten, was sie auch mit aller Treue verrichten. In der Mitte des Herbstes ziehen sie bald nach der Nachtigall fort. Doch gibt es auch eine Art, die den Winter über bleibt und bloß hin- und herstreicht. Diese behilft sich dann mit Beeren.

Ein sehr gemeiner Stubenvogel in der Schweiz ist die Flüe- (d. h. Felsen-) Lerche (M. Alpina, *la Fauvette des Alpes*, Alpengrasmücke 146).

Ihr

Ihr Aufenthalt sind die Schweizeralpen, die Pyrenäen und die Gebirge Oesterreichs. In großer Menge sieht man sie im Sommer auf den malerischen Viehweiden am Abhange der Schweizerberge. In ihrem Gefieder herrscht etwas mehr Mannigfaltigkeit als bey andern Grasmücken. Sie ist oben weißgrau mit dunkelbraunen Flecken. Die weiße Kehle hat schwarze Muschelflecken, die Brust eine weißgraue, die Seiten eine rothbraune Farbe. Durch einen an den Seiten eingedrückten Schnabel unterscheidet sie sich von andern Gliedern ihrer Gattung. Ihren Leib trägt sie mit Anstand, und bewegt im Gehen und Hüpfen die Flügel und den Schwanz. Sie ist etwas größer als der Haussperling. Fast immer ist sie auf der Erde, sehr selten auf Bäumen. Im Laufen thut sie es dem Rebhuhn und der Wachtel gleich. Ein starker Schnee treibt sie aus den Gebirgen von mittlerer Höhe, die sie bewohnt, in die Thäler, Ebenen, Dörfer und Scheunen herab. Sie nistet auf die Erde in Ritzen und Felsenlöcher. Ihr Gesang ist angenehm und etwas melancholisch. Nur wenige Jahre überlebt sie den Verlust ihrer Freyheit. Im Käfig füttert man sie mit Hanfsamen und andern Sämereyen, mit Insecten und Ameisenevern. Ihr Fleisch wird dem Ortolan an die Seite gesetzt.

Im

Im südlichen und gemäßigten Europa einheimisch ist die Beccafige (M. Ficedula, *le Bec-figue*, der Feigenfresser 147), die der Wohlgeschmack ihres Fleisches sehr berühmt gemacht hat. Ihr Gefieder hat nichts Auszeichnendes. Der Oberleib ist bräunlich, der Unterleib weiß, die Brust aschgrau gefleckt. Die Flügel haben eine weiße Querbinde; die Schwung- und Ruderfedern sind schwärzlich. Nur die Reife der saftreichen Früchte, die sie besonders liebt, führt sie aus ihren warmen Gegenden in die gemäßigtern und oft ziemlich weit nordlich. Sie ist auf Weintrauben eben so erpicht als auf Feigen, und nicht übel läßt sie Martial die Frage aufwerfen, warum man sie nicht eben so gut Weinvogel als Feigenfresser genannt habe. In der Einsamkeit der Wälder leben die Beccafigen-Ehepaare, jedes vor sich, und nähren sich mit Insecten und Früchten. Ihre Nester sind wohl versteckt, und ihr Geschrey lautet bzi, bzi. Aus Cypern wurden ehemals wohl 1000—1200 Töpfe voller mit Weinessig und wohlriechenden Kräutern eingemachten Feigenfresser nach Venedig versendet. Die Alten reden mit einer Behaglichkeit von dem Wohlgeschmack ihres feinen und saftreichen Fleisches, daß einem der Mund wässert.

Eine

Eine Freundinn der Menschen und treue Begleiterinn des pflügenden Landmannes ist die weiße Bachstelze (M. Alba, *la Lavandiere*, das Ackermännchen 148). Eine schwarze Kappe bedeckt den Kopf, und eine weiße Maske die Stirn, von der etwas Weiß am schwarzen Brustharnisch herabläuft; die Kehle ist weiß, der Rücken schön grau. Mit dem langen, horizontal liegenden Schwanze, der ihren sonst ziemlich kleinen Körper etwas ansehnlicher macht, wackelt sie unaufhörlich. Auf ihren hohen Stelzenbeinen lauft sie ungemein schnell an Bächen auf und ab, wagt sich auch wohl in seichtes Wasser. An Schleußen und Mühlendämmen ist sie gern, umflattert freundlich die daselbst arbeitenden Wäscherinnen, sucht die Brodkrumen, die sie fallen lassen, und nimmt an ihrem Geplauder und Wäschklopfen, das diese Art Leute gleich stark beschäftigt, mit klopfendem Schwanze Antheil. Dieß soll der Grund ihres französischen Nahmens seyn.

Schon im Februar sind die Bachstelzen von ihrer Wanderung zurück, und nisten, weil sie frühe anfangen, dreymal im Jahre unter Dächern, in Holzstöße, ausgehöhlte Ufer und Bäume. Aus kleinen Wurzeln, Moos und trocknem Grase besteht das

Nest; alles ist ziemlich nachläßig untereinander verbunden, und mit Federn, Haaren und Wolle ausgefüttert. Bey einer andern Bachstelzen-Art, der Braunelle, ist der Bruttrieb so stark, daß sie auch im Käfig sich ein Nest macht und sich darein setzt, ohne ein Männchen zu haben. Die Eyer der weißen Bachstelze sind bläulich weiß mit braunen Puncten. Voll Treue versorgen, und voll Muth beschützen die Eltern ihre Kleinen. Mit ängstlichen, klagenden Tönen werfen sie sich dem entgegen, der dem Neste nahe kommt, und suchen seine Aufmerksamkeit von diesem ihnen so theuren Gegenstande abzuziehen. Den Unrath werfen sie nicht bloß hinaus, sondern tragen ihn weit weg; legt man, um sich den Platz des Nestes zu merken, ein Papier dazu hin, so schleppen sie diese verräthrische Spur fort. Vier Wochen verpflegen die auf der Insectenjagd unverdroßnen Alten ihre Jungen reichlich, und füllen sich besonders auch mit Ameiseneyern an, um mittheilen zu können. Auch kleine Fische sollen sie fressen. Ihr Flug ist wellenförmig und hüpfend, sie helfen sich dabey mit dem Schwanze, und locken mit helltönender Stimme guit, guit. Die auf der Erde sitzenden antworten alsdann. Durch einen eignen Ton warnen sie die

Vögel bey der Ankunft des Raubvogels, sind am redseligsten, wenn sie den Klauen des Sperbers glücklich entgangen sind, und jagen ihn oft, wenn auch nicht durch ihre Stärke, doch durch ihre Menge, in die Flucht. Auch den Schäfer und seine Herden, in deren Gesellschaft sie der Insecten wegen gern sind, warnt dieser Ton. Im Zimmer singen sie nicht unangenehm. Im Herbste sieht man sie in großer Menge beysammen. Sie necken sich dann untereinander, aber mehr scherzend als im Ernste. Auch die vorüberfliegenden Vögel kommen nicht ungerupft weg. Ihr lautes Geplapper scheint dann die Verabredung des Reiseplans, und ein allgemeiner Zuruf das Zeichen der Einwilligung zu seyn. Jetzt bricht die Caravane auf; und unter lautem Geschwätz sieht man sie an einem hellen Octobermorgen einem mildern Himmel zueilen. Man fängt sie mit Leimruthen, Schlingen u. d. Merkwürdig ist es, daß ein Reisender einmal eine Bachstelze auf einer Klippe sitzen und mit Meerwasser den Hintern beständig benetzen sah. Er fand sie den andern Tag todt, und entdeckte eine Blatter, die sie wahrscheinlich aufzulösen versucht hatte.

Ihr ziemlich ähnlich, aber etwas kleiner am Körper, und mit einem noch längern Schwanze verse-

hen, ist die gelbe Bachstelze (M. Flava, *la Bergeronette jaune* 149). Wenn jene fast mit allen ihren Schwestern fortzieht, so bleiben von den gelben mehrere zurück, und suchen sich in Dörfern durch den Winter zu schlagen. Sie lassen, auch alsdann, wenn nur die Kälte nicht gar zu strenge ist, ihren angenehmen, leisen Gesang hören, der von dem durchgreifenden Schrey, womit sie in die Luft auffahren, sehr verschieden ist. Sehr bald kommen die Ausgewanderten wieder zurück. Im Sommer wohnen sie an kalten Kieselbächen, nisten immer in der Nähe eines Wassers, und verfertigen ihr Nest mit etwas mehr Sorgfalt, als die Vorigen. Ihre 5—7 Eyer sind an der Spitze schmutzig weiß, am stumpfen Ende fleischfarbig marmorirt. In der Freyheit fressen sie Fliegen und andere Insecten, wodurch sie den Viehherden wohlthätig werden; im Käfig gibt man ihnen Milch, Semmeln und Kleyen. Ihr Gefieder ist schön. Kopf und Rücken sind aschgrau, letzterer mit einem Olivenschiller. Der ganze Unterleib, Bürzel und Steiß sind hochgelb. Die Flügelfedern sind braun, schwarz und gelb, und der schwarze Schwanz hat auf beyden Seiten 3 weiße Federn. Das Männchen zeichnet sich durch eine schwarze Kehle aus.

Adan=

Adanson fand diesen in ganz Europa einheimischen Vogel auch in Senegal, und rühmt ihn als eine vortreffliche Speise.

Größer ist der **Weißschwanz** (M. Oenanthe, *le Cul-blanc ou Motteux*, Steinkletsche, Steinschwacker 150). In Steinbrüchen, und unter Erdschollen umgearbeiteter und Brach-Felder trifft man ihn nicht selten an. Hier sucht er Würmer und Insecten, auf die er hastig zustürzt. Verscheucht man ihn, so zeigt er im Fliehen die untere weiße Stelle seines Hinterleibs. Daher sein Nahme. Ein grosser, dunkler Fleck umgibt sein Auge. Die Stirn ist weiß, der Rücken grünlich, der kurze Schwanz röthlich weiß mit schwarzen Enden, der weiße Unterleib röthlich überlaufen. Die Flügel sind schwarz und braun. An der Wurzel ist der Schnabel breit und lauft spitzig zu. Wenn sich der **Weißschwanz** auf niedrigen Gebüschen wiegt, so läßt er bald einen dunkeln Ton, titreu, titreu, bald einen scharfen, far, far, far, farr, hören. Erst im April, wenn kein Nachtfrost mehr zu besorgen ist, kommt er zu uns zurück. Sein Nest baut er in Steinklüfte, unter Erdschollen, und in die Eingänge verlaßner Caninchenhöhlen, aus Moos, dürren Grashalmen,

Federn und Wolle künstlich genug, und versieht es mit einem Obdache. Die 5—6 Eyer sind blaulich grün. Emsig versorgt der treue Gatte die brütende Mutter mit Ameisen und Fliegen. Kommt Jemand nahe, so lockt er ihn sicher auf einen andern Weg, als der ist, der zum Neste führt. Hat er ihn weit genug betrogen, so eilt er vergnügt auf einem Umwege seiner Familie wieder zu, die seine Klugheit gerettet hat.

In England fängt man die **Weißschwänze**, ihres guten Fleisches wegen, in Menge. Dazu ist weiter nichts nöthig, als daß man Stücke Rasen aufgrabe und sie neben die Höhle lege, die dadurch entsteht. Als Freunde von Würmern und Erdschollen fliegen sie alsbald herbey und finden beydes, aber auch eine Pferdehaar-Schlinge, die ihrer Freyheit ein Ende macht.

Durch reizende Gesänge belebt der **Mönch** (M. Atricapilla, *la Fauvette à tête noire*, Klosterwenzel, schwarzplattige Grasmücke 151) die stille Einsamkeit der Gebüsche, und unterhält den Freund der Natur auf seinen Spaziergängen höchst angenehm. Er ist der berühmte Vogel, von dem man sonst behauptete, er sey den Sommer über ein Feigenfresser, und ver-

wandle sich erst im Herbst, ehe er wegzöge, in einen Mönch. Allein dieß kam daher, weil die Jungen wirklich im Sommer jenem ähnlich sehen, und erst im Herbste die Kopfbedeckung erhalten, die bey dem Männchen schwarz, bey dem Weibchen braun ist. Uebrigens ist ihr Gefieder oben dunkelbraun, unten heller. Sie sind etwas kleiner als die Nachtigall, kommen mit dieser im Frühjahre bey uns an, wohnen im dicken Gebüsche und flöten den ganzen Sommer hindurch. Wenn jener bezaubernde Frühlingssänger seine Flöte schon lange weggelegt hat, so ist unser Mönch noch unermüdet; seine Lieder haben zwar nicht den Reiz und das Feuer von jenem, aber sie athmen eine gewisse Ruhe und das geräuschlose Glück, für das unsere Herzen in einsamen Wäldern so offen sind, deren Stille nur das süße Geschwätz zufriedner Geschöpfe unterbricht. Auch verlangt der Mönch im Zimmer nicht den Aufwand, den uns jener Virtuos verursacht. Für weißes Brod mit Milch unterhält er uns sehr angenehm. Rührend ist dann seine Anhänglichkeit an seinen Ernährer. So wie er sich nähert, pickt der gute Vogel freundlich an die Stäbe seines Käfigs, und drückt durch Flügelschläge und ein sanftes Lispeln seine Erkenntlichkeit und das Verlangen aus, ihm näher zu kommen.

men. Nur um die Wanderzeit sind auch die jung gefangnen Mönche in großer Unruhe. Oft tödtet sie der Gram, daß sie mit ihren Brüdern nicht fortziehen dürfen. Gibt man sie jung der Nachtigall in die Lehre, so machen sie Fortschritte, die dem Meister und Schüler gleiche Ehre machen. Ein- oder zweymal im Jahre machen sie aus dürrem Gras und Moos ihre Nester in dicke Gebüsche, und legen 4—5 bräunliche, dunkelgefleckte Eyer. Treulich wechselt das Männchen mit dem Weibchen im Brüten ab, und füttert es. Wenn im Früh- und Spatjahre noch kein großer Ueberfluß an Insecten ist, die ihre vorzüglichste Nahrung ausmachen, so behelfen sie sich mit Beeren. Ihr Fleisch ist schmackhaft.

Nicht ohne Nutzen für die Schönheit seines Gesanges scheint das **Schwarzkehlchen** (M. Phœnicurus, *le Rossignol de muraille*, Mauernachtigall, Saulocker 152) einerley Vaterland und Wanderzeit mit der Nachtigall gemein zu haben. Zwar hat seine Kehle weder die Stärke, noch die Mannigfaltigkeit der Melodien jenes berühmten Sängers; doch sind seine Lieder voll Ausdruck und schmachtender Zärtlichkeit. Da sie aus Ruinen, von Thürmen und Dächern herab, und aus dem unzugänglichen Dickig

der

der Wälder ertönen, so gibt ihnen die melancholische Einsamkeit einen neuen Reiz. Denn hier, in hohlen Bäumen, in Mauerlöchern und auch auf Weidenbäumen an Bächen, wohnt und nistet dieses artige Geschöpf, und läßt, wenn man sich seinen 5—6 blaulich grünen Eyern nähert, ein ängstliches Hütik, Hütik: tik hören. Es bedient sich auch bey der zweyten Brut seines alten Nestes, das aus lauter weichen Dingen, Haaren, Wolle und Federn besteht. Die Schwarzkehlchen sind schüchterner als viele andere Vögel, und verlassen die Eyer, wenn ein Mensch sie berührt. Ueberhaupt bemerkt man an ihnen Zurückhaltung, Ungeselligkeit, Neid und Unverträglichkeit. Und doch nehmen sie ein Kukuksey mit Freuden auf. Weil sie in der Brutzeit oft den schmatzen den Tonhören lassen, womit man in Preussen die Schweine zusammenlockt, nennt man sie dort Saulocker. In ihrem Gefieder zeichnet sie die schwarze Kehle, die aber nur den Männchen eigen ist, das glänzend Rostrothe der Brust und des Schwanzes, der immer convulsivisch zittert, so wie das Blaulichgrau des Oberleibes aus. Ihre Nahrung, Insecten, haschen sie im Fluge. Sehr scharf muß ihr Gesicht seyn, denn auch das kleinste Insect in ziem-

licher Entfernung entgeht ihnen nicht. Bey trübem Wetter kommen sie zu den Bienenstöcken. Man fängt sie mit Hollunderbeeren in Sprenkeln. Sie sind etwas größer als das Rothkehlchen.

Mit jenen nahe verwandt ist der **Rothschwanz** (M. Erithacus, *le Rouge queue*, Wistling 153), der einen tief blaulich grauen Ober- und Unterleib, eine schwarze Kehle und Brust, und einen rostrothen Schwanz hat. Auch er wohnt gern auf Kirchen, Schlössern und Thürmen, und erhebt oft ein krächzendes Geschrey, als ob er sich erbrechen wollte. Sein Nest, aus Moos und Grashalmen, ist korbförmig und hat die Oeffnung gegen die Ostseite. Er macht es bald in Gebüsche, bald ins Gebälke alter Gebäude. Die Eyer sind ganz weiß; einige schreiben ihnen am stumpfen Ende einen Kranz von braunrothen Puncten zu. Auch er ist ein unermüdeter Insectenjäger. Von seiner Wanderung in warme Gegenden ist er schon im März zurück. Sein Fleisch hat einen sehr guten Geschmack.

Freund und Gesellschafter des Menschen ist das **Rothkehlchen** (M. Rubecula, *le Rouge-gorge*, Rothbrüstchen, Rothbart 154), das durch eine orangerothe Kehle bey einem gemeinen braunen Gefieder

sich auszeichnet. Man läßt es gern frey im Zimmer dem Insectenfange nachgehen, und freundlich mischt es sich dann unter die Tischgesellschaft und ißt mit seinem Herrn aus Einer Schüssel. Den Sommer über lebt es im Walde, um die Zeit seiner Hin- und Herreise aber sieht man es häufig um unsre Wohnungen. Viele bleiben im Winter bey uns, es sey nun, daß ein zu hohes Alter, oder zarte Jugend oder Kränklichkeit, ihnen die weite Reise widerrathen. In dieser kümmerlichen Jahrszeit besucht dann das Rothkehlchen den Holzhauer im Walde, sucht die Krumen auf, die von seinem ärmlichen Mittagsbrode auf die Erde fielen, pickt freundlich, wenn tiefer Schnee auch diesen seinen Wohlthäter in der Hütte zurückhält, an unser Fenster, scheint um eine Zuflucht zu bitten, und belohnt die gastfreye Aufnahme durch die liebenswürdigste Vertraulichkeit. In einem Carthäuser-Kloster stellten sich einst mehrere ein, und erheiterten die stille Einsamkeit desselben. Im Frühlinge wurde ihnen das Kloster zu enge, und sie sehnten sich nach ihrem lieben Walde. Auch schenkten ihnen die guten Patres ihre Freyheit wieder. Dankbar kamen sie mit dem Winter wieder zurück, und sangen, wie überhaupt alle Rothkehlchen, unermüdet,

müdet, als wollten sie mit jedem Tage die Güte ihrer Ernährer preisen. Auch Götze machte eine Erfahrung, bey der man kaum weiß, ob man mehr über die Treue, oder das Gedächtniß dieses Vogels, erstaunen soll. Freywillig kam ein solcher im späten Herbst zu ihm und bath um ein Winterquartier. Sogleich nahm er das Futter, das man ihm gab, an, und wollte in der Theetasse baden. Dreymal mußte man ihn im Frühlinge fortjagen, so theuer war ihm dieses Haus geworden. Im Herbste meldete er sich wieder vor den Fenstern, und kam, da man nicht darauf achtete, durch ein Kellerloch in den Keller, wo er sich freywillig fangen ließ. Es ließ sich nicht zweifeln, daß er der Nähmliche sey, dem man vor einigen Monaten die Freyheit aufgedrungen hatte. Denn er ließ sich im Zimmer an eben dem Orte nieder, wo er sonst immer saß, flog beym Erwachen sogleich an den Ort, wo sein Freßteller immer stand, that mit der Frau vom Hause sogleich sehr bekannt, und war eben so zudringlich, wie sonst, wenn der Naturforscher sich mit Beobachtung gewisser Insecten beschäftigte, ihm seinen Fund wegzuschnappen. Im Frühjahre entließ man ihn wieder. Mit sichtbarer Wehmuth trennte er sich von denen, unter welchen

es

es ihm so wohl gegangen war, blieb noch einen halben Tag im Garten, sah oft nach den Fenstern, und flog endlich traurig über die Gartenmauer. Zu allgemeiner Freude kam das gute dankbare Thier im Herbste freundlich wieder. Der erfreute Naturforscher nahm sich vor, ihm, wenn ers wieder entließe, zum Zeichen seiner Treue, ein silbernes Ringelchen um einen Schenkel zu legen; ob es geschehen sey, wissen wir nicht.

Ziemlich nahe an die Erde, unter und auf dicke Büsche, baut das Rothkehlchen sein Nest aus Moos und Eichenlaub, und füttert es sehr weich aus. Oft bedeckt es dasselbe mit Blättern, durch die ein enger Eingang zu den 5—7 mattweißen und braungesprenkelten Eyern führt, und auch diesen verstopft es oft, wenn es weggeht, mit einem Blatte. Der Mann unterhält seine brütende Gattinn mit einem sanften, melancholischen Gesange voll Zärtlichkeit und Sehnsucht. Nicht gern hat das Ehepaar Gesellschaft um sich. Alle Vögel, auch die von seiner Art, jagt es aus seinem Busche fort und beißt nach ihnen. Auch im Käfig verfolgt das Rothkehlchen seines Gleichen und andere kleine Vögel, tödtet sie auch wohl gar, und spielt, so klein es ist, gern den Tyran-

nen. Und doch hat dieses sonst so unverträgliche Geschöpf eine wahrhaft edelmüthige Liebe gegen kleine hilflose Junge, die auch nicht seines Geschlechts sind. Nicht zu gedenken, wie treu es an dem Kukuk handelt, so sah einst ein Naturforscher, wie ein Rothkehlchen eine Mücke fieng, und mit diesem, seiner Meinung nach, köstlichen Bissen auf einen noch unmündigen Canarienvogel zuflog. Lange weigerte sich der Kleine, von einem so unbekannten Pflegevater etwas anzunehmen. Endlich öffnete er doch den Schnabel, und nun stieß ihm das Rothkehlchen mit der gewohnten Hastigkeit die Mücke in den Hals, so daß er fast hinabpurzelte, und schien vor Freude außer sich, eine so edle That gethan zu haben. Im Frühling und Sommer sind Insecten und Würmer, im Herbste Beeren, und im zahmen Zustande fast alle Eßwaaren die Nahrung der Rothkehlchen. Sie sind sehr wachsam, und lassen sich sehr frühe Morgens und spät Abends hören. Wenige Vögel sind zutraulicher als sie. Man darf ihnen so nahe kommen, daß man sie fast mit den Händen greifen kann. Aus Liebe zur Gesellschaft der Menschen begleiten sie oft den Reisenden hüpfend eine Strecke Wegs. Ihre Neugierde lockt sie in die Sprenkel

und

und auf Leimruthen. Sobald sie eine Lockstimme hören, kommen sie mit dem Rufe Tirit, tirititit, tirititit herbey, und gehen in ihr Verderben. Entgeht aber eins dem Fallstrick, so warnt es durch ein bedächtliches ti—i ti—i seine herbeyeilenden Brüder, und sie entfernen sich alle.

Eben so groß, aber angenehmer gekleidet ist das **Blaukehlchen** (M. Suecica, *la Gorge bleue à tache blanche* 155), das wir nach dem Leben abgebildet liefern. Es ist oben aschgraubraun. Ueber den Augen befindet sich ein weißlicher Strich. Vom schönsten Blau ist die Kehle und der Unterhals, und hat in der Mitte einen, auch zwey silberweiße Flecken. Etwas tiefer ist eine schwärzliche Stelle, worauf eine rostbraune Binde folgt. Eben diese Farbe bemerkt man am Anfange des übrigens schwärzlichen Schwanzes. Dieses schöne Thierchen liebt etwas nasse Gegenden, und nistet gemeiniglich auf Weidenbäumen. Es mag eben so wenig als das Rothkehlchen seines Gleichen, die geliebte Sie ausgenommen, um sich dulden. Seine Stimme ist ein sonderbares Schnurren. Nur zur Zeit der Liebe hört man melodische Lieder von ihm. Zarte Früchte und Insecten sind seine Nahrung. Es lauft ungemein

geschwind. Um die Wanderzeit werden, des sehr schmackhaften Fleisches wegen, viele gefangen. Man hält es auch im Zimmer, wo man aber ein unverträgliches, gefräßiges Geschöpf an ihm findet.

Mit nie zu ermüdender Lebhaftigkeit schlupft der kleine Zaunkönig (M. Troglodytes, *le Troglodyte*, Zaunschlupfer, Schnee- Winterkönig 156) in allen Winkeln und Löchern herum, um seine Lieblingsspeise, Insecteneyer und kleine Spinnen aufzusuchen. Kommt er auf Kornböden, so macht er sich durch Vertilgung des weißen und schwarzen Kornwurms um die Menschen sehr verdient. Ihn vertreibt die Härte des Winters nie aus den nordlichen und gemäßigten Gegenden der Welt, die seine Heimath sind. Auch in der strengsten Kälte sieht man ihn heiter und froh, und er ist ein Bild des glücklichsten Temperamentes. Ihm bringt jede Jahrszeit Vergnügen, und seine Stimmung hängt nie von den äussern Umständen ab. Sehr tröstend ist der Anblick, dann wenn fast alle Geschöpfe einen Schutz vor der Härte der Jahrszeit suchen, ein so zartes Thierchen mit seiner gewöhnlichen Munterkeit in der, wie todten Natur herumeilen, und von dem Herrn derselben nicht unversorgt gelassen zu sehen. Durch seinen

schmetternden Gesang, den es dem Canarienvogel abgeborgt zu haben scheint, belebt es dann die einsame Stille. Es verläßt um diese Jahrszeit die Wälder, schlüpft um die Zäune herum und sucht seine Nahrung. Doch ist es auch im Sommer nicht menschenscheu und hält sich oft nahe bey unsern Wohnungen auf. Sein Flug ist kurz und kreiselnd; die Flügel bewegt es dabey so schnell, daß man sie gar nicht wahrnimmt, und läßt sie im Sitzen immer etwas abwärts hängen, indessen es den Schwanz, wie die Hühner, steif in die Höhe hält.

Der Zaunkönig ist ein König ohne Krone. Sein Kleid ist nichts weniger, als fürstlich. Dunkelbraune Streifen hat der braune Oberleib, und schwarze Bänder bezeichnen die braunen Flügel und den Schwanz. Ein schwaches Roth bemerkt man an seinem schmutzig weißen Unterleibe. Zuweilen findet man im Winter wohl zwanzig solcher Vögel beysammen, die sich in einem hohlen Baume aufhalten, und gesellschaftlich warme Quellen besuchen. Sonst aber sind sie sehr unverträglich, und die Männchen beissen und necken einander mit großer Heftigkeit. Denn Sanftmuth ist nicht immer das Eigenthum kleiner Geschöpfe. In Holzstöße, Baumhöh-

len, Gebüsche, Erdklüfte, auch unter Dächer baut der Zaunkönig sein sehr geräumiges Nest in Form eines Backofens. Es ist sehr warm und weich; denn er füttert es reichlich mit Moos, Haaren und Federn aus, die er in großer Menge zusammen trägt. Dieser listige Baumeister gibt seinem Neste das Ansehen eines rohen Klumpen von Moos, den der Vorübergehende keiner Aufmerksamkeit würdigt. Auch die Oeffnung verdient bemerkt zu werden. Sie ist nicht nur ungemein klein, sondern auch mit Fasern und Moos so eingesäumt, daß der Vogel durchschlupft, ohne durch oftes Hin- und Wiederfliegen sie zu erweitern. Zuweilen nehmen die Waldmäuse von diesem Neste Besitz, es sey nun, daß sie die Erbauer gewaltsam daraus vertreiben, oder wenn diese es nicht mehr nöthig haben. Dreyzehn Tage brütet das Weibchen über seinen 7—8 weißen, röthlich gefleckten Eyern, bekommt aber auch zuweilen das Geschäfte, ein Kukuksey auszubrüten. Die Jungen verlassen das Nest sehr bald, und wackeln dann wie die Ratzen im Gebüsche herum. Die Neugierde gibt den Zaunkönig dem Vogelsteller oft Preis, da ihn sonst seine Geschwindigkeit sehr schwer zu fangen machen würde. Hie und da führt er ironisch den Nahmen Ochse.

Noch kleiner, ja der kleinste aller Europäischen Vögel ist das Goldhähnchen (M. Regulus, *le Roitelet*, Sommerzaunkönig, Haubenkönig 157). Das ganze Jahr hindurch ist es in den Laub- und Nadelwäldern Deutschlands, ja der ganzen alten und neuen Welt, Africa ausgenommen, anzutreffen, und erweist uns den Gefallen, die Menge der Insecteneyer zu vermindern. Seine Gestalt und sein Gefieder sind gleich niedlich. Die safrangelben und goldgelb eingefaßten Scheitelfedern kann es wie eine Haube erheben. Ein schwarzes Band umgibt sie. Der Rücken ist zeisig grün, der Unterleib gelblich weiß; die Flügel und der Schwanz sind schwarzgrau, erstere mit weißen Querlinien. Ihm ganz allein eigen sind die 4 steifen, kammartigen Federn an den ovalen Nasenlöchern. Ein leises Zwitschern ist der Gesang der Goldhähnchen. Sie sind in unaufhörlicher Bewegung, und hängen sich oft, wie gewisse Meisen, mit oberwärts gerichteten Füßen an Zweige. Ihr ballförmiges Nest befestigen sie an die äußersten Spitzen der Baumzweige. Es ist so weich wie Sammet anzufühlen und hat 3 Schichten. Die äusserste besteht aus klar gebißnen Spitzen von Erdmoos; die zweyte aus Puppen- und Distelsamen-

hülsen, die innerste aus Federn. Die 3—6 Eyer sind nicht grösser als Zuckererbsen und fleischfarbig.

Will man diese niedlichen Vögel schießen, ohne ihr Gefieder zu verderben, so muß es mit Sand, oder mit einem Blasrohre geschehen. Sie sind so kirre, daß man sie mit Stöcken todtschlagen oder mit einer an einem Stocke befestigten Leimspindel auffassen kann. Aber kaum hat man sie in der Hand, so entwischen sie, weil man sie, aus Furcht sie zu zerdrücken, nicht fest genug faßt. Durch die kleinste Masche des Vogelgarns, durch eine unbedeutende Oeffnung des Vogelbauers entschlüpfen sie. Ihr Fleisch soll ein guter Bissen, aber freylich nur ein Bissen seyn.

Noch ein Paar große Künstler aus dieser Vogelgattung müssen wir unsern Lesern bekannt machen, und wenn je der Instinct der Geschöpfe ihnen Bewunderung abnöthigte, so wird dieß sicher jetzt der Fall in hohem Grade seyn. Im heißen Indien, wo es in den ungeheuren Wäldern von räuberischen Thieren wimmelt, weil sich der Mensch dort noch nicht so sehr ausgebreitet hat, ihnen die Herrschaft streitig zu machen, mußte die mütterliche Natur so wehrlosen Geschöpfen, als Vögel sind, eine ganz besondere Vorsicht im Nestbaue einpflanzen, um den Nachstellun-

Jungen unzähliger Feinde zu entgehen. Hier wohnt nun auch der so geschickte Schneidervogel, (M. Sartoria, 158). Er ist kleiner als der Zaunkönig, und hat eine blaßgelbe Farbe. Wenn andere Vögel aus Vorsicht ihr Nest an die Spitze eines Zweiges hängen, so ist ihm das noch nicht sicher genug, er weiß es an ein Blatt zu hängen. Zu dem Ende sucht er ein welkes, abgestorbnes Blatt; dieses näht er an das herabhängende, frische Blatt eines Mangobaumes so an, daß beyde miteinander eine tutenförmige Höhlung bilden. Diese füttert er nun mit Wolle und Baumfedern aus, und legt darauf seine weißen Eyer, die in der Größe der Ameisenpuppen sind. Sein Schnabel ist seine Nähnadel, und die feinsten Fasern der Gewächse müßen ihm zum Zwirn dienen. Man denke sich die Leichtigkeit eines Nestes, das mit allen seinen Bewohnern der schwache Stiel eines Blattes tragen kann.

Fast noch künstlicher ist ein anderes ostindisches Nest (159), dessen Eigenthümer noch nicht recht bekannt ist. Dieser näht 3 an Einem Stiele hängende Blätter des Pompelnuß- oder chinesischen Orangebaums mit bunten Fäden zusammen, und ist klug genug, unten einen sichtbaren Knoten zu machen.

Unsere Leserinnen werden es dem Thierchen verzeihen, daß die Stiche nicht sehr gleich sind. Zu dem Zwecke, und mit der Nadel und dem Zwirn sind sie immer geschickt genug. Das Innere ist mit Wolle gefüttert, und die bunten Fäden, die der Vogel mühsam sammelt, thun eine artige Wirkung. Ist nicht der Adler, wie der Strauß, ein elender Pfuscher gegen diese Schneider? Wer kann ohne Rührung diese Anstalten eines höchst gütigen Wesens für die Erhaltung aller seiner Kinder bemerken? Und welcher Unglückliche sollte nicht hiebey die Kraft der Worte: Seyd ihr dann nicht mehr, dann sie? doppelt tröstend fühlen?

# Tab. XLIV. & XLV.

# Die Meise.

## Parus.

Die Kohl- (160) Die Blau- (161) Die Schwanzmeise und ihr Nest (162) Die Bart- (163) Die Sumpf- (164) Die Beutelmeise mit ihrem Nest (165) Die Hudsonsmeise (166)

Ungemein poßierliche Vögel sind die Meisen. Ihre Lebhaftigkeit, Kühnheit und Thätigkeit ist außerordentlich. Alle Ritzen der Baumrinden durchstören sie,

sie, um die Insecteneyer in den verborgensten Schlupfwinkeln aufzusuchen. In allen möglichen Stellungen sieht man sie an Zweigen hängen, und wenige Vögel haben mehr Gaucklertalente als sie. Hängt man eine Nuß an einem Faden auf, so hängen sie sich an die Nuß, und lassen sich mit der schwankenden Bewegung des Fadens hin- und herschleudern. Da sie auch im Winter bey uns bleiben, so gab ihnen die Natur ein etwas wärmeres Kleid, als andern, und eine Menge seidenartiger Federn. Wenn ihnen im Winter ihre Hauptnahrung, Insecten, fehlt, so fressen sie auch Beeren und Samen. Allein wenn andre Vögel diese aufknacken, so hacken dagegen die Meisen die Körner auf, und lecken das Genießbare heraus. Sie sind ziemlich grausam, hacken kranken und in Schlingen gefang[illegible] Vögeln die Hirnschale auf, fressen das Gehirn [illegible] lieben überhaupt den Genuß von Fleisch und Blut. Mit wüthenden Hieben stürzen sie am Tage [illegible] lichtscheue Eule, picken den Vogelsteller in d[illegible] und schreyen, wenn sie Gefahr merken, um Ve[illegible]rkung, wodurch sie im Grunde weiter nichts ge[illegible] als daß sie die Anzahl der Gefährten ihres Unglü[illegible] vermehren. Man fängt sie auf alle Arten, in Meisenhütten,

Sprenkeln, mit Leimruthen ꝛc. in Menge, besonders dann, wenn man sie durch einen mit Wein angemachten Teig berauscht hat. Da die Bienen von diesen Freybeutern viel zu befürchten haben, so ists sehr gut, wenn man ihrer allzugroßen Menge Einhalt thut. Immer aber ist zu rathen, hierin eine gewisse Mäßigung zu beobachten. Sehr vortrefflich hat daher erst vor Kurzem eine weise Landespolizey in Baireuth die Meisen in Schutz genommen, weil man entdeckt hat, daß sie die Eyer der den Fruchtbäumen so verderblichen Ringelraupe zerstören. Ihre Fruchtbarkeit ist sehr groß, und die Natur scheint auch bey ihnen nach dem weisen Gesetze gehandelt zu haben, dem, was im Ganzen nützlich ist und keinen großen Aufwand fordert, eine größere Ausbreitung zu geben. Alle die bisher entdeckten 32 Meisenarten haben einen kurzen, spitzigen und ungekerbten Schnabel, dessen Wurzel borstenartige Federn umgeben. Die stumpfe Zunge endigt sich in 4 Fasern, die wie Borsten sind. Ihre muskulösen Füße sind, ohne Kletterfüße zu seyn, zum Klettern sehr geschickt. Ein schönes, buntes Gefieder, von großer Mannigfaltigkeit und Feinheit, erhöhet den Reiz dieser durch ihre muntern Bewegungen ohnehin schon so angenehmen Geschöpfe.

So

So groß wie ein Rothkehlchen ist die Kohlmeise (P. Major, *la grosse Mesange ou Charboniere*, Brand- Spiegel- Pick- Finkmeise 160). Sie vorzüglich ist der kleine Tyrann, der, ohne gerade durch Hunger dazu genöthiget zu seyn, andern, auch größern Vögeln, als sie selbst ist, die Hirnschale durchstoßt, ja sogar schon schlafenden Kindern die Augen ausgehackt haben soll. Auch ihren Käfig zersplittert sie, wenn die Stäbe hölzern sind, zum öftern. Sie bewohnt Laubwälder und Baumgärten. Ihr Gesang, der am Abende vor einem Regentage am hellesten ertönt, ist gewöhnlich dem Quicken einer Feile ähnlich; im Frühlinge ist er angenehmer und gleicht dem Finkenschlage. Sie wird sehr zahm und läßt sich abrichten. Ihr Nest macht sie in Baum- und Mauerhöhlen so weich als möglich, und brütet jährlich zweymal 8—14 weiße Eyer, mit röthlichen Flecken und Puncten aus. Mit einem zischenden Tone vertheidigt die Mutter ihre Brut gegen Nachstellungen. Ueberhaupt, gliche die Stärke dieses Vogels seinem Muthe, so wäre er wirklich furchtbar.

Die Kohlmeise hat ein sehr in die Augen fallendes Gefieder. Ein glänzendes Schwarz bedeckt den Kopf und die Kehle, und durchläuft den gelben

Unterleib. Die Schläfe ist weiß, das Genick gelb, der Rücken olivengrün; die aschblauen Flügel sind an den Schwungfedern weiß eingefaßt. Mit ihren scharfen Klauen klettert sie den Raupennestern allenthalben nach. Oft erscheint sie am Flugloche der Bienenrepublik. So wie ein emsiges Glied derselben herauskommt, um sich nach dem unbekannten Ankömmling umzusehen, ist er ein Raub der Meise. Außer Insecten frißt sie auch Fleisch, Speck, Nüsse, Gesäme. Ihre Neugierde ist ihr oft sehr verderblich. Im Käfig hat man sie, ihrer Possen wegen, gern. Mit ihr, in Gestalt und Sitten, viel Aehnlichkeit hat die viel kleinere Tannenmeise, die deßwegen auch die kleine Kohlmeise heißt.

Fast überall bekannt ist die viel kleinere Blaumeise, (P. Cæruleus, *la Mesange bleue*, Pimpel-Jungfernmeise, Blaumüller 161), deren reizendes Gefieder durch das prächtige Blau der Stirn, der Flügel und des Schwanzes, den gelben Unterleib, die weißen Schläfen und den gelblich grünen Rücken sehr gut ins Auge fällt. Man macht ihr den Vorwurf, sie zerstöre die Knospen der Obstbäume, da sie doch bloß den versteckten Insecteneyern nachspürt. Mag auch dabey hie und da eine Knospe zu Schan-

den

den gehen, am Ende wäre ja doch nichts aus ihr geworden, weil sie den Keim der Zerstörung schon in sich hatte. Vom Fleische ist die **Blaumeise** eine große Freundinn, und löst alles so rein von den Knochen ab, daß man sie zum Skelettmachen brauchen kann. Zuweilen soll sie so viel fressen, daß sie berstet. Ihr Nest, an dem sie keine Federn spart, macht sie in hohle Bäume, und hat 8—17 weiße Eyer mit rothen Puncten. Ja man will ihrer schon 22 gefunden haben. Mit außerordentlicher Heftigkeit vertheidigt die gute Mutter ihren Kinderhaufen. Und in der That, die Natur mußte einem so kleinen Geschöpfe, das so viele Junge aufziehen soll, einen hohen Grad von Liebe und Wärme geben, wenn es in seinem mühevollen Berufe nicht ermüden sollte. Sie ist unter den Plaggeistern der Eule der Ausgelassenste. Oft zieht sie mit der Kohlmeise, was aber, da beyde unfriedlich sind, ohne Zänkereyen nie abgeht.

Kenntlicher als irgend eine ist die **Schwanzmeise** (P. Caudatus, *la Mesange à longe queue*, Schneemeise, Pfannenstiel u. a. 162), die in ganz Europa und America gefunden wird. Dem Leibe nach ist sie nur ein wenig größer als die Vorige, aber ihr Schwanz ist viel länger als bey jener, und gibt ihr

im Fluge das Ansehen eines Pfeils. Auch sie hat die nie ermüdende Thätigkeit der Meisen und ist in immerwährender Bewegung. Obgleich nicht bunt, doch angenehm gefärbt ist ihr reichliches und dickes Gefieder. Der Kopf ist weiß, der Rücken schwarz und braun in Purpur spielend, der Unterleib weiß und an der Brust mit Fleischfarbe überlaufen, die Flügel und der Schwanz sind schwarz und weiß. Sie ist sehr diebisch, und wird, wenn man im Zimmer einen trocknen Baum stehen hat, ein Hanfkorn nach dem andern in die Ritzen der Rinden verstecken.

Ihr Nest verdient Bewunderung. Es stellt einen ziemlich großen, ovalen Sack vor, den sie entweder an dem Stamme des Baumes oder zwischen gabligen Zweigen fest macht. Außen ist es mit dem Moose bekleidet, das an dem Baume wächst, wodurch es fast unbemerkbar wird. Eine fast unglaubliche Menge von Moos, Federn, Wolle und Haaren macht das Bette aus. Mit großer Emsigkeit und Geschwindigkeit vollendet sie den ansehnlichen Bau, und schleppt Bündel von jenen Materialien herbey, die fast mehr Umfang als sie selbst haben. Der Eingang ist an der Seite gegen Sonnenaufgang, und hat zuweilen noch einen canalförmigen Ansatz,

worin

worin der lange Schwanz, wie in einer Scheide, bedeckt liegt. Ja man will solche Nester mit zween Ausgängen gefunden haben, damit sich der Vogel, wenn er heraus will, nicht umwenden darf, da ohnehin sein Schwanz leicht ausfällt. Die Schwanzmeise legt 12—20 weiße Eyer, mit rothen Pünctchen. Weil nun ihr kleiner Körper so viele Eyer und Jungen unmöglich bedecken kann, so lehrte sie der Schöpfer ein so ungemein warmes Nest bauen, in dem die abwechselnd bebrüteten Eyer nicht kalt werden. O könnten wir manchmal unbemerkt in die Haushaltungen dieser lieben Geschöpfe blicken, welche Wunder würden wir nicht noch entdecken, die uns jetzt ihre Schüchternheit wahrzunehmen verbiethet! Die zahlreiche Familie bleibt den Rest des Jahres bey der Mutter; jetzt hört man nur eine helle Lockstimme von ihr. Erst im Frühlinge wird ihr Gesang angenehmer.

Von den dreyeckigen Federbüschen am Schnabel führt die **Bartmeise** (P. Biarmicus, *le Moustache*, Bartmännchen, indianischer Sperling 163) ihren Nahmen. Sie ist so groß wie die Kohlmeise, hat eine perlgraue Scheitel, einen braun gelben Ober- und einen weißen, röthlich überlaufenen Unterleib, schwärzliche, weiß und rothbraun geränderte Schwung- und

Schwanzfedern, und wohnt im Schilf großer Teichen und Seen, des nordwestlichen Europa. Man sagt, das Männchen soll sein Weibchen, wenn es sich zur Ruhe begibt, mit seinen Flügeln zudecken. Eine Galanterie, die in der Vogelgeschichte ohne Beyspiel ist.

Um die Hälfte kleiner ist die Sumpfmeise (P. Palustris, *la Nonnette cendrée*, Mönchmeise 164), die am Kopfe und der Kehle schwarz, auf dem Rücken aschgrau, an den Schläfen und am Unterleibe weiß ist. Gärten, Laubhölzer und Gebüsche, besonders die in der Nähe eines Wassers, sind ihre Wohnung. Sie liebt den Hanf, zerhackt die Samenkörner der Sonnenblumen, und sucht Wespen und Raupennester auf. Etwas ganz Eignes ist es, daß wenn diese Meisen im Winter herumziehen, immer eine einzeln hinter der andern fliegt.

Von ihrem künstlichen Neste hat die Beutelmeise (P. Pendulinus, *la Mesange du Pologne*, Pendulin, Cottonvogel, Remitz 165) ihren Nahmen. Es hat bald die Gestalt eines Filzschuhes, bald einer Tobacksblase, bald eines Beutels. Aus Pflanzenwolle und Kätzchen einiger Bäume, Gras- und Hanfstengeln u. d. webt es dieser kleine Weber so dicht, und durchschießt die verarbeitete Wolle mit jenen zä-

hen

hen und langen Stengeln so genau, daß man eher das Ganze zerreißt, als sie herausziehen kann. Den Eingang bringt die Beutelmeise immer an der Seite an, wo das Nest gegen das Wasser hängt, und fügt zuweilen eine canalförmige Verlängerung hinzu. Sie hängt es an Weiden, Erlen u. d. auf, und die schwankende Bewegung des Zweiges macht diesen Aufenthalt sichrer und luftiger. Wie in einer Wiege liegen nun die Jungen. Die Eyer sind schmutzig weiß, nach einigen grau gewölkt.

Roth- und schwarzbraun ist die sehr listige Beutelmeise am Ober- hell aschgrau am Unterleibe und schwarz am After. Auf der Stirn ist eine schwarze Binde, die durch die Augen lauft. In der Größe gleicht sie der Schwanzmeise. Sie nährt sich von Wasserinsecten. Im obern Italien, Polen, Siberien, findet man sie häufig.

In Polen und Rußland verkauft man ihre Nester sackweise für einen Ducaten. Man empfiehlt ihren Gebrauch gegen böse Hälse, gegen Kopfschmerzen, wo man die Mützen damit füttert, auch zur Erwärmung der Füße, um als Fußsocken anzuziehen. In Italien hängt sie der Aberglaube als Verwahrungsmittel gegen den Blitzstrahl über die Hausthüren.

thären. Auch wird um deßwillen der Vogel selbst, der einen solchen Ableiter verfertigt, für heilig gehalten.

Nur noch der ungemeinen Niedlichkeit wegen führen wir die Hudsonsmeise (P. Hudsonicus 166) an, um auch einen Nichteuropäer von dieser Gattung kennen zu lernen. In großen Scharen fliegt sie im Winter in ihrer kalten Heimath herum, und lebt von Wachholderbeeren. Die strengste Kälte schreckt sie nicht. Bey den Eingebornen heißt sie Pechekeschisch.

# Tab. XLV. & XLVI.

# Die Schwalbe.

## Hirundo.

Die Rauch- (167) Die Haus- (168) Die Ufer- (169) Die Mauerschwalbe. (170) Die Salangane mit ihrem eßbaren Neste. (171)

Sehr viel eignes und der Betrachtung würdiges haben die Schwalben, deren 37 Arten sind, an sich. Nur sie sind uns noch übrig, und so mögen diese unsre Freunde, und immer willkommnen Hausgenossen den Beschluß machen. Ihr Schnabel ist kurz, spitzig,

umge-

umgebogen und an der Wurzel platt, die Zunge breit und vorne lappig. Der aufgesperrte Rachen hat einen größern Umfang als der Kopf selbst, und ist zum Aufschnappen der Insecten im Fluge sehr geschickt. Die Füße sind kurz und mit scharfen Klauen versehen. Zum Gehen taugen sie wenig; zum Anhängen und Klettern desto besser. Sehr lang sind die Flügel und überkreuzen sich auf dem gabelförmigen Schwanze. Durch sie sind die Schwalben im Fliegen solche Meister, die nur von Wenigen übertroffen werden. Fast ihr ganzes Leben verfließt unter Fliegen. Im Fluge fressen, saufen, baden, ja ätzen sie auch wohl ihre Jungen. Mit einer bewunderungswürdigen Gelenkigkeit folgen sie den verschlungenen Wendungen der Insecten, steigen bald bis zu den Wolken, sinken dann wieder in die Tiefe, schwirren hart an der Oberfläche des Wassers oder der Erde hin, und sind in der größten Schnelligkeit des Fluges Herren aller ihrer Bewegungen. Könnte man die Tausend sich kreuzenden Wendungen derselben zeichnen, so würde man ein Labyrinth sehen, als noch nie die Einbildungskraft erdacht hat. Aber eben dieser leichte, schnelle, ausdauernde Flug öffnet ihnen den Zutritt in alle Welttheile: kein Meer kann

sie abhalten, in andere Länder zu ziehen. Dieß geschieh tauch, wenigstens von den Meisten, beym Einbruch der rauhern Jahrszeit. Inzwischen herrscht über die Wanderungen der Schwalben noch Ungewißheit und Widerspruch. Daß man zuweilen im Wasser, in hohlen Bäumen, Steinbrüchen und Schilf ganze Klumpen Schwalben gefunden habe, die in einem warmen Zimmer auf eine kurze Zeit wieder aufzuleben anfiengen, das ist wohl keine Frage. Aber wirklich scheint daraus eben noch kein Winterschlaf derselben zu folgen. Denn können nicht die Gefundenen solche gewesen seyn, die etwas zu frühe ankamen, und dann, vom Froste übereilt, da niedersanken, wo sie ihre Nahrung suchten, oder auch sich in Bäume und Schilf vor der so rauhen Luft flüchteten? Wirklich ist ihre Witterungskunde sogar zuverläßig nicht, und manchmal kommt noch Frost, wenn die Schwalben schon da sind. Oder waren es nicht vielleicht Spätlinge und Kranke, die die Wanderung nicht mit antreten konnten, und nun verunglückten oder sich verbargen, in welchem Falle sie auch mitten im Winter ein besonders schöner Tag hervorlocken konnte. Man fand sie dann bloß scheintodt, und Wärme belebte sie wieder. Wäre es wirklich wahr, daß alle Schwalben,

ben, wenigstens die zwo ersten Arten, von denen man es behauptet, sich in Teiche, Cisternen, Sümpfe u. d. den Winter über verbärgen; so müßte man doch das Hinabstürzen und Hervorkommen derselben schon oft wahrgenommen haben; es hätte dieser alle Früh- und Spätjahre wiederhohlte Vorgang nur durch ein noch größeres Wunder, als dieses Leben ohne Nahrung und ohne Athemhohlen wäre, bisher von allen Menschen übersehen werden, und schwerlich würde ein Fischer einen Fischzug thun können, ohne auch Schwalben zu bekommen; was bisher so selten geschehen ist, daß auch die öffentliche Zusage, aus dem Wasser gefischte Schwalben mit Silber aufzuwiegen, ohne Erfolg geblieben ist. Einige Naturforscher banden fortziehenden Schwalben einen bloß mit Wasserfarbe gefärbten Faden um den Fuß; zur gewöhnlichen Zeit kamen sie wieder zurück; der Faden war unverfärbt, und also sicher nicht im Wasser gewesen. Auch starben die Schwalben, die man im Augenblick ihrer Abreise fieng und ins Wasser warf, in wenigen Minuten. Es gelang zwar, einige, die nur sehr kurze Zeit darin gewesen waren, wieder zu beleben. Allein, was beweist das für eine Untertauchung von mehreren Monaten? Das Wahrscheinlichere scheint

daher immer zu seyn, ihre Wanderung aus den gemäßigtern Ländern anzunehmen, weil da eine Zeitlang ein gänzlicher Insectenmangel ist, was in Egypten, Aethiopien und andern Ländern von Africa nie der Fall ist. Auf mehreren Meeren traf man große Züge Schwalben und oft so ermüdet an, daß sie sich auf die Schiffe in Menge setzten und mit Händen greifen ließen.

Mit Recht sieht der Mensch die Schwalben als seine Freunde an. Denn sie befreyen ihn von einer Menge schädlicher Insecten und leben selten auf seine Kosten. Oft erscheinen sie wie gerufen zur Zeit einer Insecten-Landplage. Nicht leicht wird in unsern Gegenden eine Schwalbe getödtet, da man sie für einen Glücksvogel hält. Wer aber doch auch bey diesem nützlichen Geschöpfe seiner Lust zum Vogelschießen nicht widerstehen kann, der mag sich von dem Irokesen beschämen lassen, den der Obriste Senft 1785 nach Deutschland brachte. Der sogenannte Wilde sollte in Neuwied seine große Geschicklichkeit im Schießen mit dem Bogen zeigen. Man wies ihm zu diesem Ende eine Schwalbe. Schweigend schüttelte er den Kopf. Nach langem Zaudern, den Grund seiner Weigerung zu sagen, fragte endlich

lich der wilde Irokese den feinen Europäer ziemlich bitter: „schießt denn ihr die nützlichen Vögel? Zeigt „mir einen Korndieb, den will ich schießen, aber „nicht die Schwalbe, die das Ungeziefer fortschaft.“ Und wirklich schoß nun der wakre Irokese mit bewunderungswürdiger Fertigkeit Sperlinge.

Durch eine kastanienbraune Stirn und Kehle und einen sehr gabelförmigen Schwanz, der, wenn er ausgebreitet ist, auf jeder Feder, die Gabel ausgenommen, einen weißen Flecken zeigt, zeichnet sich die **Rauchschwalbe** (H. Domestica, (Rustica *Linn.*) *l'Hirondelle de cheminée ou domestique*, Feuer-Stachelschwalbe 167) aus. Ihr schwarzer Leib spielt ins Blauliche. Auch ganz weiße fand man schon von dieser Art. Vom äußersten Norden bis ans Cap und fast in ganz Asien trifft man sie an. Sie ist die geselligste unter allen, schlägt ihre Herberge gern innerhalb unsrer Häuser auf, und kommt auch am Frühesten an. Wenn ein Reisender sie erblickt, so darf er sicher seyn, daß er nicht mehr fern von Menschen und ihren Wohnungen sey. Auch wenn man einige von ihrer Gesellschaft todtschießt, flieht diese Freundinn der Menschen nicht. Mit Recht würde man sie Stadtschwalbe nennen. Oft übernachtet sie im Schilf versteckt.

Wenn von irgend einer Schwalbenart sich das Ueberwintern bey uns, aber gewiß nicht im Wasser, vermuthen ließe, so würde es wohl nur von dieser mit einiger Wahrscheinlichkeit geschehen können, da man im Januar ganze Klumpen in einem Steinbruche fand. So wie die Rauchschwalbe bey uns erscheint, so geht es in Ställen, Scheunen und Schornsteinen an den Nestbau, oder an die Ausbesserung der Hütte, die sie das Jahr zuvor bewohnte. Gras, Strohhalmen, Lehm und Koth sind ihre Baumaterialien. Die Form des Nestes ist rund; oben bleibt es offen. Seine Festigkeit verdient Bewunderung. Um die Zeit der Liebe singen die Männchen angenehm, und auch die Weibchen sind nicht ganz stumm. Zweymal im Jahre brüten diese einmal 5 dann 3 weiße Eyer aus. Während dieser Zeit sitzt der gute Gatte fast immer am Rande des Nestes oder fouragirt. Mit vereinigten Kräften sorgen die Alten für den Unterhalt der Jungen und die Reinlichkeit des Nestes. Artig ists, wie sie diese im Fliegen unterrichten, ihnen ein Insect in einiger Entfernung zeigen, und, wenn sie dann darauf zueilen, sich wieder weit entfernen, ihnen mit Zwitschern Muth einsprechen, und dadurch sie ihre Kräfte kennen und anwen-

den lehren. Man will eine Schwalbe gesehen haben, die bey ihrer Zurückkunft vom Futterhohlen, das Haus, wo ihr Nest war, in vollen Flammen antraf. Aus Liebe zu den Jungen stürzte sie sich durch die Flammen zu ihrem Neste. Durch einen eignen Schrey verkündigen sie die Annäherung eines Raubvogels, der dann auch wirklich forteilt, zumahl er das Fleisch derselben nicht liebt. An Regentagen, wenn wenig Insecten in der Luft herumschwärmen, fressen sie wohl auch Bienen. Gegen den Anfang des Octobers versammeln sie sich auf Bäumen und Dächern, und scheinen, wenn es mit der Reise seine Richtigkeit hat und kein widriger Wind sie aufhält, am 6. Oct. in Africa einzutreffen. Hier brüten sie nicht, und liegen Paar und Paar im Sande. In Spanien bringt man sie zu Markte und liebt ihr Fleisch.

Mehr außerhalb der Häuser, unter Dachgesimsen, an Kirchenfenstern, auch an Felsen, macht die etwas kleinere **Hausschwalbe** (H. Agrestis, (urbica *Linn.*) *l'H. à croupion blanc, de muraille*, Fenster- Mehl- Spyrschwalbe 168) ihr Nest, das wie ein Backofen ganz gewölbt ist, und aus Lehmklümpchen besteht, die wie Quaderstücke über einander liegen.

Eine

Eine ziemlich enge Oeffnung ist an der Seite. Oft nimmt in ihm der bequeme Sperling sein Quartier. Aber empfindlich rächten sich deswegen einst diese Schwalben. Ein Paar Sperlinge hatten ein Nest der Hausschwalbe in Besitz genommen. Die Eigenthümer kommen vom Futterhohlen, und fordern zwitschernd das Ihrige zurück. Der Streit wird heftiger. Jene wollen nicht weichen, diese ihre Wohnung durchaus nicht abtreten. Nach vielem Geplauder kommts zu Schnabelhieben, aber umsonst. Jetzt fliegen die Schwalben fort und lassen ihre Lärmstimme ertönen. In großer Menge versammeln sich ihre Brüder. Diesen tragen sie ihr erlittenes Unrecht vor. Theilnehmend hört man sie an, und wirklich begleitet sie ein Ausschuß zum bestrittnen Neste, um selbst den Augenschein von dem Frevel der Sperlinge einzunehmen. Diese weichen jetzt so wenig wie zuvor. Bey der Zurückkunft der Deputation berathschlagt sich das Schwalbenvolk. Deutlich sieht man, daß eine Verschwörung gegen die Sperlinge im Werk ist. Jetzt versieht sich alles mit Koth, und eilt aufs Nest zu. Noch einmal macht man den Sperlingen gütliche Vorstellungen, und da auch diese fruchtlos sind, wird nun mit vereinter Thätigkeit der Ausgang zu-

gemau-

gemauert. An einem andern Orte hohlten die Schwalben, denen auch die Sperlinge nicht weichen wollten, gleichfalls Verstärkung und bohrten das Nest auf allen Seiten an. Und einen andern Beweis vom Einverständniß dieser Vögel untereinander und ihrer gesellschaftlichen Hülfe sah einst ein kaiserlicher General in Ungarn. In der Stube eines Bauernhauses, wo er im Quartiere lag, wollten zween Schwalben an der Decke ihr Nest bauen. Mehrmals zerstörten die Bedienten die angefangne Arbeit. Plötzlich erscheint ein ganzer Schwarm, und hängt sich wie ein Klumpen an die Decke. In einer halben Viertelstunde waren sie weg. Ein Nest stand fertig da, und eine Schwalbe saß schon auf zwey Eyern. Zwey, auch drey Mal im Jahre brütet die **Hausschwalbe**. Ihr schwarzer Oberleib spielt schön blau, der Unterleib ist weiß, die Füße sind ganz befiedert, da die der Rauchschwalben hingegen nackt sind. Sie kriecht mehr, als sie geht. Etwas höher in der Luft, als die Vorige, sucht sie ihre Nahrung. In ungeheurer Menge versammeln sich die Schwalben dieser Art zur Abreise, und erheben sich, ehe sich der Zug in Bewegung setzt, etliche Male bis in die Wolken, als wollten sie sich üben, oder den Wind beobachten.

Etwas kleiner und oben hellbraun, unten weiß ist die Uferschwalbe (H. Riparia, *l'H. de Rivage*, Erdschwalbe 169). So viele Mühe sich die Vorigen ihr Nest kosten lassen, so wenig Zeit wendet diese daran, und begnügt sich, in Leim- und Sandgruben, Uferhöhlen, Steinbrüchen, auch wohl in den Minen der Wassermäuse und den Löchern der Eisvögel ihrer Nachkommenschaft ein Lager zu bereiten. Man hat schon Ufer gefunden, die wie ein Sieb durchlöchert waren, so daß mehr denn Hundert solcher Schwalben da wohnten. Nur einmal im Jahre brüten sie. Die Jungen sollen so fett und schmackhaft wie Ortolane seyn. Auch sie lebt von Insecten. Den Sommer über sieht man sie in ganz Europa. Am Ende des Augusts zieht sie fort.

Größer als alle bisher genannten Schwalben ist die Mauerschwalbe (H. Apus, *le Martinet noir*, Stein- Thurmschwalbe 170). Sie ist schmutzig schwarz, die weißliche Kehle und Stirn ausgenommen. Bey ihren 4 Zehen ist das Eigne, daß sie auch die eigentliche Hinterzehe vorwärts richten kann. Ihre Nägel sind sehr scharf. Nur mit Mühe reißt man sie da los, wo sie sich angehäckelt hat, und, geschieht das an den Händen, so gehts ohne Wunden

nicht

nicht ab. Mit großem Geschrey fliegen zahlreiche Scharen dieser Schwalben um die Thürme und Bäume herum, die sie zur Wohnung wählen. Sie kommen nie auf die Erde, und haben Mühe, wieder in die Höhe zu kommen, wenn ein Zufall sie herabstürzte. Kriechend, mehr als gehend, suchen sie dann eine höhere Stelle zu gewinnen, um Spielraum für ihre langen Flügel zu haben. Auf einem glatten Boden kommen sie gar nicht von der Stelle. Hier ist das leichteste Thier nun das Unbehülflichste, und heißt mit Recht Ohnefuß (Apus). Nur in der höchsten Luft gehen sie den Insecten nach. Sie stürzen sich in ihre Mauer- und Baumlöcher in vollem Fluge so schnell, daß man glaubt, sie seyen verschwunden. Alle Jahre suchen sie die Nähmlichen wieder auf. Sie kommen später, und ziehen früher fort, als die andern. Doch sieht man zuweilen einige im Spätjahre. Wo sie hinziehen, ist schwer zu entscheiden, weil sie große Hitze nicht leiden können und nur in der Morgen- und Abendkühle Futter suchen. Fast alles Mögliche, was man in den Nestern verschiedner Vögel findet, trifft man in dem Ihrigen an, und man hat Ursache zu vermuthen, daß sie diese Dinge aus andern Nestern stehlen, oder auch warten, bis der

Sturmwind etwas Brauchbares aufwirbelt. Denn auf der Erde sieht man sie nie. Wahrscheinlich in ihrem Neste begatten sie sich; man hört aus demselben einige verräthrische Töne. Nur dreymal des Tages füttern sie ihre 5 Jungen, aber reichlich. Sie sind sehr gut zu essen.

Wer kennt nicht, wenigstens vom Hörensagen, die berühmten Indianischen Vogelnester, von denen jährlich auf den Insuln des Indianischen Meeres, auf der Halbinsul jenseits des Ganges, in Tunkin ꝛc. wohl 4 Millionen gesammelt, und grösten Theils nach China verkauft werden, daher sie fälschlich die chinesischen heißen. Sie sind das Werk einer Schwalbe, mit Nahmen Salangane (H. Esculenta, *le Salangane*, Indianische, Chinesische Schwalbe 171), die nicht ganz so groß als der Zaunkönig ist. Ihr Schwanz, der auf jeder Feder einen weißen Flecken hat, ist so lang als ihr Körper. Der schwarzgraue Oberleib spielt ins Grünliche; der Unterleib ist weißgrau, der Schnabel schwarz; die Füße sind braun, die Augenkreise gelb. In zahllosen Gesellschaften schwärmen diese Vögel herum und fangen Insecten über stillstehenden Gewässern weg. Ihre Nester bauen sie an Felsenwänden, Klippen und in Berghöhlen an den Ufern.

Ufern. Dasjenige wirkliche Nest, das der Verfasser dieser Blätter, durch die Güte des Herrn von Cobres, (*) dieses großen Beförderers dieser Unterhaltungen, gegenwärtig vor sich liegen hat, hat eine ovale Form, und sieht beynahe wie ein etwas unregelmäßiger Löffel aus, von dem der Stiel abgebrochen worden ist. Seine Farbe ist weißgrau und hat außen einen gewissen muschelartigen Glanz, aber auch solche Unebenheiten und Runzeln, wie diese zum Theil haben; innen ist es mit einer Menge unordentlicher Fäden hin und her bezogen, die aus einem zähen Schleime entstanden zu seyn scheinen. Man sieht hinten die Stelle, wo es an der Felsenwand fest war, und nur mit Gewalt abgebrochen werden konnte. Wirklich versichert auch ein Reisender, den ein Zufall in eine solche Höhle führte, daß sie ziemlich fest an den Wänden ankleben, die damit wie tapezirt seyen. Der Form, wie der Masse nach, sollte man sie für alles eher als für Nester halten. Man glaubt ein gekrümmtes Stück Hausenblase oder eine etwas durch-



(*) Auf jeder Seite müßte der Nahme dieses Menschenfreundes vorkommen, wenn der Verfasser aller der Unterstützung, die er von Ihm genossen hat, gedenken wollte.

sichtige Muschel zu sehen. Lange wußte man nicht, was die Materialien dieses ziemlich festen Körpers wären. Viele glaubten, die Salanganen verfertigten diese Nester aus Seeschaum oder auch aus Fischlaich. Jetzt aber ist es ausgemacht, daß die besten und kräftigsten Theile der Insecten, von denen diese Vögel leben, den Stoff dazu hergeben. Dreymal im Jahre sammelt man dieselben, nicht ohne Lebensgefahr; auf Strickleitern klettern die dazu bestellten Leute um die Felsen herum und stoßen sie mit Stangen ab. Ehe die Ernte anfängt, wird ein Büffelochse geschlachtet; auch segnet und beräuchert ein Priester die Arbeiter. Nur der Grundherr hat das Recht, diese Nestlese in seinem Gebiethe anzustellen. Zuvor werden Wachen ausgestellt, die aber oft, bestochen oder durch Opium berauscht, ihrer Schuldigkeit vergessen. An Ort und Stelle kostet eines einen halben Gulden; ein Preis, den die Liebe zu dieser vorgeblichen Delicatesse sehr erhöht hat. Indessen muß man diese Nester nur als Würze ansehen, wodurch andre Speisen etwas besonders nahrhaftes und kräftiges erhalten. Man kocht sie zu einem schleimigen Brey, pflegt, besonders in China, Kapaunen damit zuzurichten, und findet diese Speise von Insecten-

theil-

theilen vortrefflich, so abscheulich man eben die Insecten finden würde, wenn man sie einzeln essen sollte. Eine betrügerische Industrie wußte auch dieses Werk der Natur nachzuahmen.

Doch wir sind jetzt am Ende unsrer Betrachtungen über diese merkwürdige Thierclasse, die Vögel. Wer erstaunt nicht, wenn er noch einmal den zurückgelegten Weg mit einem flüchtigen Blicke übersieht, über die Wunder der Natur, mit denen auch dieser Theil der Naturgeschichte uns näher bekannt machte. Und doch war dem Menschen das Wunderbare noch nicht wunderbar genug; auch diese so reiche Thierclasse schien einer regellosen Einbildungskraft so arm, daß sie für gut fand, sie mit Erfindungen und Träumen zu bevölkern. So entstanden die Greife, die Harpyen, die Hercynischen, Seleucischen, Caspischen, Stymphalischen, Memnons ꝛc. Vögel, und der berühmte Phönix, der nach einer Lebensdauer von 500 Jahren einen Scheiterhaufen von wohlriechenden Hölzern errichten und — doch wir schätzen unsre Leser zu sehr, als daß wir dieser sonderbaren Erfindungen weitläuftig gedenken, oder gar ihnen einen Platz in unsern Abbildungen einräumen sollten. Verweisen wir sie auf immer aus dem Gebiethe der Naturgeschichte, und

geben

geben sie dem Allegorienmaler, dem Heraldiker und der Rockenstube Preis. Mögen wir auch noch so gern uns mit wundervollen, erstaunungswürdigen Dingen beschäftigen, nie wird es die Natur dieser Neigung an Befriedigung fehlen lassen. Jemehr sich der Kreis unsrer Einsichten erweitert, desto mehr Stoff zur Bewunderung werden wir finden. Auch die Thierclasse, die wir jetzt durchwandert haben, enthält unzählige Belege davon. Aber fast noch häufiger wird sich das in derjenigen bestätigen, die wir von nun an beschreiben werden, wenn anders unsre verehrten Leser für gut finden, uns auf unsern Wanderungen durch das gränzenlose Gebiethe der Natur noch eine Strecke zu begleiten.

## Ende

des 2ten oder letzten Theils der Unterhaltungen aus der N. G. der Vögel.

## Register.

# Register.

Die erste Zahl bedeutet den Band, die zweyte die Textseite, die dritte die Nummer der Abbildung.


Ackerdrossel s. Rosenamsel.
Ackergans s. Trappe.
Ackerlerche s. Feldlerche.
Ackermännchen s. Bachst. weiße
Adler, gemeiner s. schwarzbraun
- - großer s. Goldadler.
- - schwarzbrauner. I. 9. 2.
- - weißköpfiger. I. 10. 3.
- - von Orenoko s. Heiduckenadler.
Aelster. II. 169. 74.
Agami s. Trompete.
Albatros s. Schiffsvogel.
Alpengrasmücke s. Flüelerche.
Amazonenpapagey. I. 125. 37.
Ammer. II. 267.
- - graue. II. 270. 119.
- - weißköpfige. II. 279. 123.
Amsel. II. 243. 107.
Anhima s. Hornträger.
Aras. I. 119.
- - blauer. I. 124.
- - grüner. I. 125.
- - rother. I. 121. 36.
- - schwarzer. I. 125.
Auerhuhn. II. 85. 32.
Auster-dieb-mann. I. 330. 111.
Azel s. Aelster.
Azeln. II. 174.
Bachstelze. II. 324.
- - gelbe. II. 340. 149.
- - weiße. II. 337. 148.
Bardale s. Feldlerche.
Bartdohle. II. 165. 71.
Bartgeyer s. Lämmergeyer.
Bartmeise. II. 365. 163.
Bartvogel. II. 181. 81.
Baumeule s. Nachteule.
Baumfalke. I. 31.
Baumgans. I. 209. 67.
Baumkletterer s. Baumläufer.
Baumläufer. I. 166. 53.
- - O-Waihischer. I. 170. 55.
Baumlerche s. Waldlerche.
Baumrutscher s. Baumläufer.
Bayà. II. 265.
Beccafige. II. 336. 147.
Bengaler, getiegert. II. 294. 130
Bergälster s. Würger, großer.
Bergfink. II. 289. 128.
Beutelmeise. II. 366. 165.
Bienenfresser s. Immenwolf.
Birkheher. II. 172.
Birkhuhn. II. 90. 34.
Bisamente. I. 221. 71.
Blaßhuhn, schwarz. I. 337. 115.
Bläßling. Ebend.
Blauauge. II. 148. 65.
Blaukehlchen. II. 351. 155.
Blaumeise. II. 362. 161.
Blaumüller. Ebend.
Blauracke s. Mandelkrähe.
Blauspecht s. Spechtmeise.
Bleyfalke. I. 17.
Blumenspecht s. Colibri.
Blutfink s. Gimpel.
Böhmervogel s. Seidenschwanz
Brachvogel, egyptisch s. Ibis.
- - großer s. Doppelschnepfe.
Brandeule. I. 77.
Brandmeise s. Kohlmeise.
Brausehahn s. Hausteufel.
Brieftaube s. Posttaube.
Brilleneule. I. 68. 17.

Buchfink s. Fink, gemeiner.
Buntspecht. I. 142. 44.
Buttelnase s. Papageytaucher.
Cacadu mit gelber Haube. I. 108. 27.
- mit rother Haube. I. 108. 26.
- mit weißer Haube. I. 109.
Calao s. Nashornvogel.
Canarienvogel. II. 295. 131.
Cardinal. II. 260. 113.
Casuar. I. 361. 120.
Citrinchen s. Flachsfink.
Colibri. I. 171.
- - gemeiner. I. 183. 57.
- - granatkehliger. I. 186. 60.
- - kleinster. I. 182. 56.
- - rubin-köpfiger, hälsiger, s. Juwelencolibri.
Condor. I. 47.
Cormoran s. Scharbe.
Cottonvogel s. Beutelmeise.
Cucurucuru. II. 147. 65.
Cuh-Auh. II. 74.
Cupido s. Schneemercur.
Curasso. II. 26. 9.
Cusco s. Pauxi.
Distelfink s. Stieglitz.
Dohle. II. 164. 70.
Dompfaff. II. 258. 112.
Doppelschnepfe. I. 313. 104.
Doppelsporn. II. 10. 3.
Dorndreher. I. 86. 23.
Dorntreter. Ebend.
Dreckkrämer s. Wiedehopf.
Drehhals. I. 147. 47.
Dronte. I. 365. 121.
Drossel. II. 233.
Dudu s. Dronte.
Dulllerche s. Waldlerche.
Edelfalke. I. 23. 7.
Eidergans. I. 211. 68.
Eisvogel. I. 153. 49.
Elbsch s. Schwan.
Ente. I. 213.
- - indianische s. Bisamente.
- - türkische. Ebend.
- - wilde. I. 215.
- - zahme. I. 216. 69.
Erdschwalbe s. Uferschwalbe.
Erlenfink s. Zeisig.
Eule. I. 52.
- - gemeine, s. Nachteule.
- - kleine, s. Käuzchen.
- - schwarze, s. Nachteule.
- - weiße. I. 77.
Falke s. Edelfalke.
Falkeule. I. 77.
Farzer s. Trompete.
Fasan. II. 59.
- - bunter. II. 73. 28.
- - chinesischer s. Goldfasan.
- - dreyfarbiger. Ebend.
- - gemeiner. II. 60. 22.
- - rother s. Goldfasan.
- - schwarz u. weißer s. Silberf.
Feigenfresser s. Beccafige.
Feldflüchter s. Feldtaube.
Feldhuhn s. Rebhuhn.
Feldlerche. II. 219. 94.
Feldsperling. II. 308. 136.
Feldtaube. II. 128. 45.
Felsenhuhn. II. 317. 141.
Fensterschwalbe s. Hausschw.
Fettammer s. Ortolan.
Fettgans. I. 227. 75.
Feuerschwalbe s. Rauchschwalb.
Fink. II. 280.
- - aus Bengalen s. Bengaler.
- - gemeiner. II. 283. 127.
Finkenbeisser s. Würger, roth-köpfiger.
Finkenhabicht s. Sperber.
Finkenmeise s. Kohlmeise.
Finkensperber s. Sperber.
Fischaar. I. 13.
Fischadler. I. 11.

Flachsfink. II. 302. 134.
Flamant, Flamingo. I. 270. 91.
Fliegenfänger. II. 309.
- - schwarzrückig. II. 312. 138.
- - schnäpper. Ebend.
Flüelerche. II. 334. 146.
Flußteufel s. Blaßhuhn, schwarz
Fräulein v. Numid. I. 290. 97.
Francolin. II. 100. 40.
Fregatte. I. 251. 83.
Gabelschwanz. I. 186. 61.
Gabelweyhe s. Hühnergeyer.
Gägler s. Bergfink.
Gänsehirt s. Wiedehopf.
Gans. I. 198.
- - kapische. I. 209. 66.
- - finesische s. Schwanengans.
- - spanische. Ebend.
- - wilde. I. 208. 65.
- - zahme. I. 198. 64.
Gartenfink s. Fink, gemeiner.
Geiskopf. I. 316.
Gelbgans s. Goldammer.
Gereuthlerche s. Pieplerche.
Gerstenammer s. graue Ammer.
Geyer. I. 41.
- - großer. I. 48. 11.
Geyerkönig. I. 50. 12.
Gimpel s. Dompfaff.
Goldadler. I. 3. 1.
Goldammer. II. 274. 121.
Goldfasan. II. 67. 24.
Goldgeyer s. Lämmergeyer.
Goldhähnchen. II. 355. 157.
Goldregenpfeifer. I. 326. 109.
Goloneck s. Würger, senegal.
Grasmücke. II. 333. 145.
- - schwarzplattige s. Mönch.
Greifgeyer. I. 47.
Großherzog s. Uhu.
Großmaul. II. 180.
Grünfink, -ling ] II. 264. 117.
Grünspecht. I. 145. 46.
Guit-guit. I. 169.
Habicht. I. 32. 8.
Hänfling. II. 300. 133.
Haferbock, - - länichen ] s. Heerschnepfe.
Halbmond s. Stahr, american.
Halbweyhe. I. 17.
Halswindel s. Drehhals.
Haselhuhn. II. 93. 36.
Hasenfuß s. Schneehuhn.
Haubencolibri. I. 185. 59.
Haubendrossel s. Seidenschwanz
Haubenkönig s. Goldhähnchen.
Haubenlerche. II. 224. 96.
Haubentaucher. I. 260. 86.
Hausschwalbe. II. 375. 168.
Haustaube s. Feldtaube.
Hausteufel. I. 317. 106.
Heckenschmatzer s. Grasmücke.
Heerschnepfe. I. 314. 105.
Heidelerche s. Pieplerche.
Heiduckenadler. I. 19. 5.
Heister s. Aelster.
Herrenvogel s. Holzheher.
Hexe s. Nachtschwalbe.
Hezle s. Nußheher.
Himmelslerche s. Feldlerche.
Himmelsziege s. Heerschnepfe.
Hocko s. Curassow.
Hohlschnabel. I. 281. 95.
Holzheher. II. 166. 72.
Holztaube s. Feldtaube.
Honigkukuk. II. 214. 91.
Honigsauger s. Colibri.
Hornträger. I. 278. 93.
Hudsonsmeise. II. 368. 166.
Hühnerfalke. I. 17.
Hühnergeyer. I. 14. 4.
Huhn. II. 32.
- - englisches. II. 53. 15.
- - gehaubtes. II. 54. 14.
- - Haushuhn. II. 33. 13.

- - Kluthuhn. II. 54. 17.
- - Krutzhuhn. II. 54. 18.
- - Paduanisches. II. 55.
- - rauchfüßiges. II. 55. 21.
- - Stammhuhn. II. 35. 12.
- - straubiges. II. 54. 20.
- - wälsches II. 17. 6.

Jabiru. I. 280. 94.
Jacana s Spornflügel.
Jacobinertaube s. Perückent.
Jako s. Papagey, aschgrauer.
Jalouſie-taube s. Sperlingst.
Japu s. Jupujaba.
Ibis. I. 333. 113.
Immenwolf. I. 157. 50.
Indian s. Huhn, wälsches.
Iprump s. Rohrdommel.
Jungfernmeiſe s. Blaumeiſe.
Jupujaba. II. 179. 80.
Juwelencolibri. I. 184. 58.

Kalekuter s. Huhn, wälsches.
Kamichy s. Hornträger.
Kampfhahn s. Hausteufel.
Käuzchen. I. 73. 19.
Kauz I. 70. 18.
Keilhaacken s. Doppelschnepfe.
Kernbeiſſer. II. 251.
- - gekrönter. II. 261. 114.
Kernfreſſer. II. 262. 115.
Kiebitz. I. 321. 108.
Kirchenfalke. I. 31.
Kircheule s. Schleyereule.
Kirſchfink II. 256. 111.
Kirſchvogel s. Pirol.
Kloſterwenzel s. Mönch.
Knarrhuhn s. Trompete.
Kneifer. I. 226. 74.
Knorreule. I. 77.
Kobellerche s. Haubenlerche.
Königsadler s. Goldadler.
Königsammer. II. 281. 125.
Königsvogel. I. 291. 98.
Kohlmeiſe. II. 358. 160.
Kohltaube s. Ringeltaube.
Kolkrabe. II. 150. 66.
Korkorre s. Flamingo.
Kornfink s. Ortolan.
Kothhahn s. Wiedehopf.
Kothmönch s. Haubenlerche.
Krähe, gemeine s. Rabenkrähe.
- - graue s. Nebelkrähe.
Kragenhuhn. II. 97. 38.
Krammetsvogel s. Wachholderdroſſel.
Kranich. I. 283. 96.
Kreuzſchnabel. II. 251. 110.
Krick. I. 126. 38.
Krickälster s. Würger, großer.
Krieckente. I. 220. 70.
Kronentaube. II. 138. 58.
Kropftaube. II. 129. 46.
Krumſchnabel s. Kreuzſchnabel.
Krüniz. Ebend.
Kuhnhuhn s. Huhn, wälsches.
Kukuk. II. 193.
- - blauer. II. 216. 93.
- - brauner. II. 213. 89.
- - gemeiner. II. 194. 88.
- - glänzender. II. 216. 92.
Kuttengeyer s. Geyerkönig.

Lachtaube. II. 137. 56.
Lämmergeyer. I. 45. 10.
Landadler s. Goldadler.
Leichenhühnchen s. Käuzchen.
Leinfink s. Hänfling.
Leppelſchutte s. Löffelente.
Lerche. II. 217.
Lerchenſperber s. Sperber.
Löffelente. I. 222. 72.
Löffelgans. I. 276. 92.
Löffelreiher. Ebend.
Lori-Noira. I. 114. 31.
Lummer. I. 262.

Macao s. Aras.
Madenfreſſer. II. 145. 63.
Mäuſehabicht. I. 32.

Maisdieb. II. 175. 77.
Makukawa s. Trompete.
Manakin. II. 317.
Mandelkrähe. II. 171. 75.
Mantelhuhn s. Kragenhuhn.
Marcolph s. Holzheher.
Mauernachtigall s. Schwarzkehlchen.
Mauerschwalbe. II. 378. 170.
Mauerspecht. I. 168. 54.
Meerälster s. Austerdieb.
Meerhuhn, grünfüßiges. I. 338. 114.
Meerrachen s. Kneifer.
Meerzeisig s. Flachsfink.
Mehlschwalbe s. Hausschwalbe.
Meise. II. 358.
Merle. II. 281.
Meve. I. 264. 89.
Milan s. Hühnergeyer.
Mino s. Plauderer.
Misteldrossel. II. 235. 102.
Mistelziemer. Ebend.
Mistfink s. Bergfink.
Mönch. II. 342. 151.
Mönchmeise s. Sumpfmeise.
Mövchen. II. 133. 50.
Mohrenhuhn. II. 55.
Montaube. II. 130. 48.
Moosreiher s. Rohrdomel.
Mornell. I. 329.
Nachteule. I. 63. 15.
Nachtigall, americanische, s. Spottdrossel.
- - gemeine. II. 325. 144.
Nachtrabe s. Nachtschwalbe.
Nachtreiher. I. 305. 101.
Nachtsänger s. Grasmücke.
Nachtschwalbe. II. 319. 143.
Nackrschnabel s. Saatkrähe.
Nankingente. I. 223. 73.
Napol. II. 25. 8.
Nashornvogel. I. 135. 43.
Natterhals - - windel ] s. Drehhals.
Nazarvogel. I. 367.
Nebelkrähe. II. 162. 69.
Neuntödter s. Würg. rothköpf.
- - kleiner, s. Dorndreher.
Nikawitz s. Bergfink.
Nilgans s. Gans, kapische.
Nilreiher s. Ibis.
Nimmersatt. I. 334.
Nonnentaube s. Perückentaube
Nußhacker s. Blauspecht.
Nußheher. II. 167. 73.
Ochsenhacker. II. 144. 62.
Ohreule s. Uhu.
- - die kleinste. I. 62. 14.
Ortolan. II. 272. 120.
Padda s. Reißdieb.
Papagey. I. 91.
- - aschgrauer. I. 110. 28.
- - bunter. I. 112. 29.
- - buntgeflügelter. I. 118. 32
- - deutscher s. Mandelkrähe.
- - grüner. I. 113. 30.
- - schwedischer s. Kernfresser.
- - violetter. I. 128. 40.
Papageyentaucher. I. 230. 76.
Paradiesammer s. Wittwe.
Paradiesfliegenschnäpper. II. 312. 137.
Paradiesmerle. II. 282. 126.
Paradiesvogel. II. 182.
- - großer. II. 184. 82.
- - mit Halsband. II. 191. 87.
- - königlicher. II. 187. 83.
- - prächtiger. II. 188. 84.
- - sechsfädiger. II. 190. 86.
- - violettkehliger. II. 189. 85.
Parkit, braunkehliger. I. 129. 39
- - kleinster. I. 129. 41.
Pauxi. II. 30. 11.
Pelican. I. 244. 82.
Pendulin s. Beutelmeise.

Penelope s. Napol.
Perleule s. Schleyereule.
Perlhuhn. II. 75.
- - buschiges. II. 83. 31.
- - gemeines. II. 75. 29.
Perückentaube. II. 133. 52.
Pfannenstiel s. Schwanzmeise.
Pfau. II. 1. 1.
Pfauentaube. II. 133. 53.
Pfaufasan s. Doppelsporn.
Pfefferfraß. I. 130. 42.
Pfeffervogel s. Seidenschwanz.
Pfingstvogel s. Pirol.
Pfuhlschnepfe. I. 316.
Philomele s. Nachtigall, gem.
Pickmeise s. Kohlmeise.
Pieplerche. II. 224. 97.
Pimpelmeise s. Blaumeise.
Pinguin s. Fettgans.
Pirol. II. 176. 78.
Plattschnäbler s. Löffelgans.
Plauderer. II. 174. 76.
Plochtaube s. Ringeltaube.
Pompadourtaube. II. 137. 57.
Posttaube. II. 131. 49.
Purzeltaube. II. 133. 51.
Puter s. Huhn, wälsches.

Quackreiher s. Nachtreiher.

Rabe, gemeiner s. Kolkrabe.
- - indianisch. s. Aras.
Rabenkrähe. II. 156. 67.
Racker. II. 172.
Ralle s. Wachtelkönig.
Rauchschwalbe. II. 373. 167.
Rebhuhn, gemein. oder graues. II. 101. 41.
Reiher. I. 283.
- - gemeiner. I. 301. 100.
Reißdieb. II. 263. 116.
Remitz s. Beutelmeise.
Renomist s. Haustenfel.
Riesenlerche s. Strahr, americ.
Ringelgans s. Baumgans.
Ringeltaube. II. 134. 54.
Rohrammer. II. 277. 122.
Rohrdommel. I. 306. 102.
Rohremmerling. Ebend.
Rohrhuhn. I. 337.
Rohrsperling s. Rohrammer.
Rosenamsel. II. 245. 108.
Rothbart s. Rothkehlchen.
Rothbrüstchen. Ebend.
Rothdrossel. II. 238. 104.
Rothfink s. Fink, gemeiner.
Rothgans s. Baumgans.
Rothhuhn. II. 106. 42.
Rothkehlchen. II. 346. 154.
Rothschwanz. II. 346. 153.
Rothvogel. II. 326.
Rubin s. Colibri, gemeiner.
Ruckschnabel s. Saatkrähe.
Rüttelgeyer. I. 31.
Rypen s. Schneehuhn.

Saatkrähe. II. 159. 68.
Säbelschnäbler. I. 330. 112.
Salangane. II. 380. 171.
Sandlerche s. Feldlerche.
Saulocker s. Schwarzkehlchen.
Savannentyrann. II. 314. 139.
Scharbe. I. 255. 85.
Schartenschnäbler s. Flamingo.
Schilfschmätzer s. Rohrammer.
Schiffsvogel. I. 239. 80.
Schlaghahn s. Haubentaucher.
Schlagtaube s. Ringeltaube.
Schlangenvogel. I. 235. 78.
Schleyereule. I. 65. 16.
Schleyertaube s. Perückentaub.
Schnarre s. Misteldrossel.
Schneeammer. II. 268. 118.
Schneehase, Schneehuhn } II. 96. 37.
Schneekönig s. Zaunkönig.
Schneemeise s. Schwanzmeise.
Schneemercur. II. 268. 118.
Schneidervogel. II. 357. 158.

Schnepfe. I. 309. 103.
Schnerz s. Wachtelkönig.
Schuffut ] s. Uhu.
Schuhu ]
Schwalbe. II. 368.
- - chinesische ] s. Salangane.
- - indianische ]
Schwan. I. 190. 62.
Schwanengans. I. 197. 63.
Schwanzmeise. II. 363. 162.
Schwarzdrossel s. Amsel.
Schwarzkehlchen. II. 344. 152.
Schwarzspecht. I. 143. 45.
Schweizereremit. I. 163.
Secretär. I. 22. 6.
Seelerche. I. 328. 110.
Seeschwalbe. I. 266. 90.
Seidenschwanz. II. 248. 109.
Silberfasan. II. 71. 26.
Singdrossel. II. 239. 105.
Sittich s. Papagey.
- - mit rosenroth. Kopf. I. 115. 34.
Sommerhalbente s. Kriekente.
Sommerzaunkönig s. Goldhähnchen.
Soumanga. I. 169.
Spatz s. Sperling.
Specht. I. 138.
Spechtmeise. I. 149. 48.
Sperber. I. 35. 9.
Sperling, gemeiner. II. 302. 135
- - guineischer. I. 116. 35.
Sperlingstaube, II. 139. 61.
Spiegelmeise s. Kohlmeise.
Spornflügel, mexic. I. 343. 116.
Spottdrossel. II. 240. 106.
Sprehe s. Stahr, gemeiner.
Sprosser. II. 326.
Spyrschwalbe s. Hausschwalbe.
Stachelschwalbe s. Rauchschw.
Stahr, americ. II. 230. 100.
- - dauurisch. II. 231. 101.
- - gemeiner. II. 226. 99.
Steinadler s. Goldadler.
Steindreher. I. 320. 107.
Steineule s. Kauz.
Steinkauz. Ebend.
Steinkletsche s. Weißschwanz.
Steinrappe. I. 163.
Steinschwacker. Ebend.
Steinschwalbe s. Mauerschw.
Steinvogel v. Cayenne s. Paurk
Sterbvogel s. Seidenschwanz.
Sternadler s. Goldadler.
Stieglitz. II. 291. 129.
Stockfalke s. Habicht.
Storch. I. 293. 99.
Strandläufer. I. 316.
Strandpfeifer s. Seelerche.
Strauß. I. 351. 119.
Straußcasuar s. Dronte.
Struntjäger s. Meve.
Sturmvogel. I. 232. 77.
Sumpfmeise. II. 366. 164.
Tagschläfer s. Nachtschwalbe.
Talbit s. Kernfresser.
Tangara. II. 281.
Taschenmaul s. Löffelente.
Taube. II. 112.
- - grönländische. I. 261. 87.
- - guineische. II. 138. 59.
- - schwarzgehaubt. II. 139. 60.
- - türkische s. Posttaube.
- - wilde. II. 127. 44.
Taubengeyer s. Habicht.
Taucher. I. 259.
- - kleiner. I. 263. 88.
Tauchente s. Kneifer.
Tauchergans s. Ebend.
Tharu. I. 21.
Thurmfalke. I. 31.
Thurmschwalbe s. Mauerschw.
Todtenenle s. Käuzchen.
Tölpel. I. 254. 84.
Toucan s. Pfefferfraß.
Trappe. II. 12. 4.

# Register.


Trappenzwerg. II. 15. 5.
Trommeltaube. II. 130. 47.
Trompete. I. 348. 118.
Tropikvogel. I. 326. 79.
Truthuhn s. Huhn, wälsches.
- - gehörntes s. Napol.
Tümmler s. Purzeltaube.
Tuiete s. Parkit, kleinster.
Turaco. II. 213. 90.
Turteltaube. II. 135. 55.
Tyrann. I. 89. 24.
- - gekrönter. II. 316. 140.
Uferlerche s. Seelerche.
Uferschwalbe. II. 378. 169.
Uhu. I. 57. 13.
Verkehrtschnabel. I. 243. 81.
Vogelfalke s. Sperber.
Wachholderdrossel. II. 236. 103.
Wachtel. II. 107. 43.
Wachtelkönig. I. 345. 117.
Wächter s. Würger, großer.
Waldkatze s. Würger, rothköpf.
Waldlerche. II. 223. 95.
Waldschnepfe s. Schnepfe.
Wanderfalke. I. 31.
Wasserochs s. Rohrdommel.
Wasserhuhn. I. 337.
Wasserstahr. II. 229. 99.
Wegetaube s. Turteltaube.
Weindrossel s. Rothdrossel.
Weißback s. Papageyenkaucher.
Weisidrossel s. Singdrossel.
Weißschwanz. II. 341. 150.
Wendehals s. Drehhals.
Wespenfalke. I. 32.
Wiedehopf. I. 159. 51.
- - struppiger. I. 162. 52.
Wiedewall s. Pirol.
Wiesenschnarcher s. Wachtelkönig.
Winterkönig s. Zaunkönig.
Wistling s. Rothschwanz.
Wittwe mit goldn. Halsbande. II. 280. 124.
Wollhuhn. II. 55.
Würgengel s. Würger, großer.
Würger. I. 78.
- - großer. I. 82. 20.
- - kleiner. I. 84.
- - rother senegal. I. 90. 25.
- - rothköpfiger. I. 85. 21.
Zaunkönig, - - schlupfer ] II. 352. 156.
Zeisig. II. 299. 132.
Ziegenmelker, - - sauger ] Nachtschwalbe.
Zimmermann s. Grünspecht.
Zipdrossel s. Rothdrossel.
Zwergeule s. Käuzchen.
Zwuntsche s. Grünfink.



Augsburg,
gedruckt mit Deckardtschen Schriften.



BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wilhelm, Gottlieb Tobias, 1758-1811

Unterhaltungen aus der Naturgeschichte (Text)

Bd.: [5 a]

Augsburg 1795

Res/H.nat. 511 z-5 a
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10920258-1
VD18 80144489-001